

## Die Mannheimer Hafenanlagen im 19. und 20. Jahrhundert

Entstehung — Entwicklung — Ausbau

*Friedrich Facius, Mannheim*

### **Mannheim beim Übergang an Baden (1802)**

Die kurpfälzische Haupt- und Residenzstadt Mannheim war bei ihrem Übergang an Baden im November 1802 eine „funktionslose Grenzstadt“ im Nordwestwinkel des überraschend aufstrebenden neuen Oberrheinstaaes: Eine einst glanzvolle, aber seit fast 25 Jahren verlassene Residenz der pfälzischen Wittelsbacher; eine ehemals machtvolle, aber seit 1799 zur Demolition bestimmte Festung, deren zwecklos gewordene Mauern und Gräben die Stadt noch einschnürten; eine immer noch große Stadt, mit rd. 22 000 Einwohnern sogar die weitaus größte in dem neuen Staatsverband, aber infolge der Beschießung 1795 äußerlich heruntergekommen, mit dahinschwindender Einwohnerzahl; eine Bürgerstadt des Handels und der Schifffahrt, die aber im Schatten des kurfürstlichen Hofes trotz der oft gepriesenen günstigen Lage am Rhein und am Neckar nie zur Entfaltung gekommen war, seit einem Jahrzehnt in ihren wirtschaftlichen Bezie-

hungen vom linksrheinischen Umland abgeschnitten und nur noch auf das rechtsrheinische Hinterland angewiesen. Das bürgerliche und das wirtschaftliche Leben stagnierten.

### **Erwartungen und Enttäuschungen (1804—1827)**

Die Vorstellungen des kapitalkräftig gebliebenen Mannheimer Handelsstandes begegneten sich bald mit den Absichten der badischen Regierung, der Stadt eine neue Existenzbasis zu verschaffen. Trotz der 1804/05 von der Octroi-Konvention zwischen Frankreich und dem Reich herbeigeführten Erleichterungen war für die Schifffahrt auf dem Rhein wenig zu erhoffen, solange der Kölner und vor allem der Mainzer Stapel unter französischer Vorherrschaft weiterbestanden. Daher wandte sich Baden im Interesse Mannheims dem Neckar zu, der zwischen Mannheim und Haßmersheim (bei Heilbronn) ein fast ausschließlich badischer Fluß geworden war. Der reglementierte Neckar-



*Freihafen am Rhein in Mannheim 1828 (links auf dem Mannheimer Ufer die Verlade- und Lagereinrichtungen dieser ältesten Schiffsanlegestelle am Rhein)*

umschlag in Mannheim, als „Neckarstapel“ bezeichnet, setzte 1805 einen ersten kräftigen Akzent. Vermöge des Umladenzwangs für alle Güter, die den Neckar hinauf- und hinuntergingen, belebte der Neckarstapel den Mannheimer Handel und die badische Neckarschiffahrt, hatte aber bald unter den Folgen der Kontinentalsperre Napoleons zu leiden. Die Vorteile des lange als Zwang empfundenen Neckarstapels traten erst seit 1815 deutlicher hervor: Die monopolähnliche Stellung der badischen Neckarschiffseigner wurde gestärkt, der Mannheimer Groß- und Fernhandel konnte sich neue Beziehungen sichern. Als Hafenplatz diente der Neckarlauer, ein schon 1725 entstandener Schiffslandeplatz mit einem Kranen unterhalb der Neckarschiffsbrücke, nahe beim Zusammenfluß von Neckar und Rhein, auch für große Rheinschiffe erreichbar.

Dagegen gelang es noch nicht, Mannheim auch in eine unmittelbare und gesicherte Verbindung mit der Rheinschiffahrt zu bringen, die ja erheblich mehr versprach als die Neckarschiffahrt. Als größtes Hindernis erwies sich dabei, daß die Stadt seit ihrer Gründung (1606/07) und ihrem zweimaligen Wiederaufbau (seit 1652 und seit 1700) nur

zum Neckar, nicht zum Rhein orientiert war, und daß das Rheinufer keinen für damalige Ansprüche günstigen Schiffslande- und Umschlagplatz aufwies. Es blieb jahrelang bei bloßen Erörterungen und kleinen Projekten. Auch die nach *Tullas* Plänen 1826 am badisch-pfälzischen Unterlauf des Rheins zwischen Schröck (Leopoldshafen) und Sandhofen/Frankenthal in Gang gekommene Rheinkorrektion bot keine Aussichten für einen Mannheimer Rheinhafen; sie hemmte vielmehr die erneuten Mannheimer Forderungen, weil die badische Regierung erst die Vollendung des Strombauwerks und dessen hydrologische Auswirkungen abwarten mußte. Nur schiffahrtspolitisch eröffneten sich gewisse günstige Aussichten für Mannheim, seit die auf dem Wiener Kongreß vereinbarte internationale Zentralkommission für die Rheinschiffahrt 1816 in Mainz konstituiert war; der Kommission war als größte und wichtigste Aufgabe gestellt, das gesamte Schifffahrtswesen auf dem ganzen Rhein von Grund aus in liberalem Sinn neu zu ordnen.

Doch sahen sich die Mannheimer Erwartungen auch hier insofern enttäuscht, als mit der neuen Rheinschiffahrtsakte wegen harter

preußisch-niederländischer Gegensätze noch lange nicht gerechnet werden konnte. Zu der starken Konkurrenz, mit der ein pfälzisches Speditions-Etablissement in der Rheinschanze (1843 umbenannt in Ludwigshafen) seit 1821 den Handel und die Schifffahrt in Mannheim bedrückte und geradezu herausforderte, kam als weiterer Nachteil die von der badischen Regierung 1827 einseitig verfügte Aufhebung des Neckarstapels. Die Lage Mannheims schien nach allem recht verdüstert.

### Mannheims Aufstieg zur Handels- und Schifffahrtsmetropole (1828—1870)

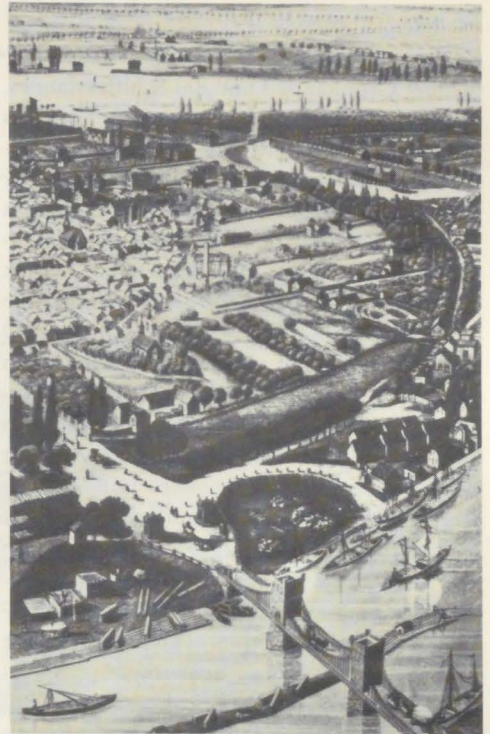
Erster schicksalhafter Schritt in eine glücklichere Zukunft für Mannheim als Oberrheinhafen war die Eröffnung einer provisorischen Schiffslandestelle mit einem Kranen dicht unterhalb der Rheinschiffsbrücke, gegenüber der Rheinschanze, am 1. September 1828, im Interesse einer zollfreien Lagerung ausdrücklich zum Freihafen erklärt. Es folgte 1831 die Verkündung der Rheinschiffahrtsakte, der sog. Mainzer Akte; sie beseitigte u. a. den Mainzer Stapel, den bislang schlimmsten Hemmschuh für Mannheims Rheinschifffahrt.

Mit dem Bau eines wirklichen Hafens, d. h. eines künstlich geschaffenen, schon für Dampfschiffe berechneten Hafenbeckens, wurde am Kleinen Rhein 1834 nach den Plänen der badischen Strombau-Ingenieure Georg Dittler und Franz Joseph Rochlitz begonnen. Als dieser ob seiner Großräumigkeit und seiner ausgezeichneten Umschlagseinrichtungen gerühmte Hafen 1840 für den Verkehr eröffnet wurde, war die Rheinstrecke vom Mittelrhein her infolge der Vertiefung des Fahrwassers im Binger Loch und der hessischen Rheinkorrektion zwischen Mainz und Lampertheim bereits so wirkungsvoll verbessert, daß die neuartigen Schleppdampfer mit nunmehr eisernen Schleppkähnen ohne Schwierigkeiten bis nach Mannheim und zurück fahren konnten. Der durch den neuen Hafen und den wach-

senden Schiffsverkehr herbeigeführte Aufschwung weitete sich nach wenigen Jahren schon derart aus, daß nicht nur das Etablissement in der Rheinschanze zum Aufgeben gezwungen war, sondern daß auch der Rheinhafen um mehr als das Doppelte vergrößert werden mußte (von 2,5 Hektar auf 5,5 Hektar Wasserfläche, fertiggestellt 1845).

Inzwischen war der nördliche Abschnitt der Oberrheinkorrektion beendet, aber der für Mannheim wichtige Friesenheimer Durchstich noch lange nicht bezwungen. Da selbst die Dampfschiffe wegen der starken Strömung und des ungleichmäßigen Fahrwassers auch im rektifizierten Oberrhein nicht über Mannheim hinaus fahren konnten, wuchs Mannheim überraschend schnell zur großen Endstation der Rheinschifffahrt heran. Dank dem Wagemut des kapitalkräftigen Mann-

*Rhein- und Neckarhafen in Mannheim 1842  
(unten Anlegeplätze am Neckar, oben links der neue Rheinhafen mit Zollhof)*





*Rhein-Neckar-Mündung mit Mühlau- und Binnenhafen um 1900*

heimer Großhandels und des Schifferstandes, die beide die Gunst der neuen Situation rasch erkannten, entstand 1842 als deren gemeinsames Unternehmen die Mannheimer Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft, die mit eigenen Schiffen den regelmäßigen Liniendienst Mannheim—Rotterdam und zurück aufnahm. Schließlich wurde Mannheim die größte nordbadische Station der hier 1840 begonnenen und eröffneten Badischen Staatseisenbahn; der Schienenweg übernahm, seit er 1855 Basel erreicht hatte, den Weitertransport aller Schiffsgüter, die für das südliche Oberrheingebiet und die angrenzenden Länder bestimmt waren.

Schon in den 1850er Jahren zeichnete sich die Entwicklung Mannheims zum Großverteiler, aber auch zum Sammel- und Lagerplatz von Rohstoffen und Fabrikaten ab, die im Massenverkehr auf dem Rhein, meist zu Berg, transportiert wurden. Da der Massentransport zu Schiff billig war und sich als

rentabel erwies, vermochte der Mannheimer Wasserumschlag der schärfer gewordenen Konkurrenz der außer-badischen Eisenbahnen standzuhalten und sie sogar zu übertreffen, selbst dann noch, als die Schienenwege auf beiden Ufern des gesamten Stroms ausgebaut waren. Die Haupthandelsgüter Steinkohle, Getreide, Holz, Baumwolle, Tabak, Baustoffe und Stückgut verschafften Mannheim eine sichere Position als oberrheinische Handels- und Schiffahrtsmetropole. Diesem hohen Rang entsprach es, daß 1860 die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt ihren ständigen Sitz von Mainz nach Mannheim verlegte, und daß in Mannheim 1868 die Revidierte Rheinschiffahrtsakte, die sog. Mannheimer Akte, ausgehandelt und unterzeichnet wurde; sie gilt noch heute als Manifest der freien Schifffahrt auf dem Rhein. Als Zentrum der Handelsgeschäfte mit Getreide, Mehl, Tabak, Hopfen und anderen Landeserzeugnissen entstand 1863 die Mannheimer

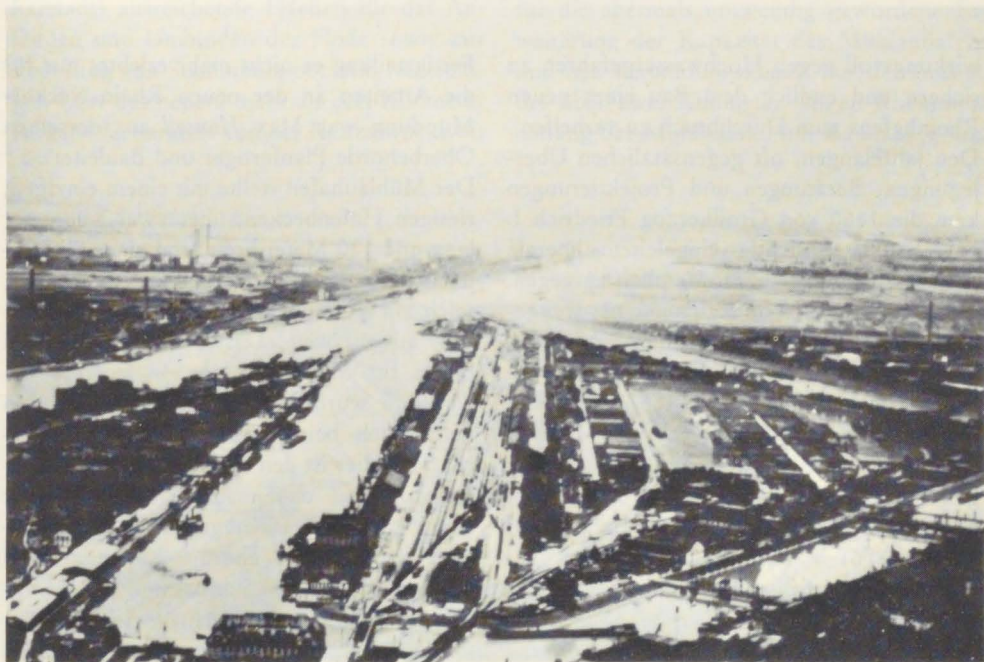
Produktenbörse. Bald verstärkten noch Petroleum und Chemikalien (letztere aus der beginnenden Mannheimer Produktion) die Stellung Mannheims in der Verteilerfunktion für Südwestdeutschland bis ins Elsaß und in die Schweiz.

Die Krisenjahre 1848/49 und die nachfolgende Reaktionszeit beeinträchtigten den Schiffsverkehr und den Wasserumschlag nur kurze Zeit. Diesem steten Zuwachs konnte auch der vergrößerte Rheinhafen kaum noch genügen. Für den Umschlag mit Steinkohle wurde daher 1859 in der Nähe des Rheinhafens, aber getrennt davon, eigens ein kleiner Kohlenhafen erbaut. Dagegen mußten sich der Holzumschlag, dessen Grundlage die lebhaftere Flößerei auf dem Neckar und der Kinzig war, und der beträchtliche, daraus hervorgegangene Stammholzhandel mangels geeigneten Geländes weiterhin mit dem alten Holzplatz unterhalb der Kettenbrücke am Neckar begnügen.

### Ausbau der Mannheimer Hafenanlagen (1870—1890)

Das Hafenproblem drohte sich allmählich zuzuspitzen, zumal der Kleine Rhein nicht mehr ausbaufähig war. Gleichzeitig drängte sich die Frage nach einem vollen Bahnan-schluß des Rhein- und des Neckarhafens (anstelle der provisorischen Hafenbahn vom Personenbahnhof am Tattersall um den „Ring“, die Innenstadt herum) mitsamt einem leistungsfähigen Güterbahnhof gebiet-erisch hervor. Damit verbanden sich die ebenso alten Forderungen nach einer festen Rheinbrücke als Eisenbahn- und Straßenverbindung mit der Nachbarstadt Ludwigshafen, sowie nach einem neuen Personenbahnhof. Hinzu kam schließlich die Notwendigkeit, das Rhein-Neckar-Mündungsgebiet durchgreifend zu gestalten, um den Neckarlauf den infolge des Friesenheimer Durchstichs entstandenen hydrologischen Verhältnissen anzupassen, Stadt und Hafenanlagen

*Mühlau- und Binnenhafen, Zentralgüterbahnhof und Verbindungskanal um 1910*





*Schiffsverkehr auf dem Rhein bei Mannheim um 1910*

wirkungsvoll gegen Hochwassergefahren zu sichern und endlich dem Bau eines neuen Rheinhafens zum Durchbruch zu verhelfen. Den jahrelangen, oft gegensätzlichen Überlegungen, Beratungen und Projektierungen kam die 1860 von Großherzog Friedrich I. von Baden umsichtig eingeleitete liberale Wirtschaftspolitik außerordentlich entgegen. Daraus resultierten im Rahmen eines weitgespannten Gesamtprogramms fünf große Bauvorhaben, die 1865 beschlossen wurden: die Rheinbrücke (erbaut 1865–1867), die neue Neckarmündung (1866–1869), der Mühlauhafen (1870–1875) und der daneben gelegene Zentralgüterbahnhof (1871–1877), der Hauptbahnhof mit Rangierbahnhof (1871–1876). Franz Joseph Keller, Oberbaurat in der Karlsruher Zentrale des badischen Wasser- und Straßenbauwesens, fertigte für fast alle diese Bauwerke die Pläne, deren

Fertigstellung er nicht mehr erlebte; nur für die Arbeiten an der neuen Rhein-Neckarmündung war Max Honsell aus derselben Oberbehörde Planfertiger und Bauleiter.

Der Mühlauhafen stellte mit einem einzigen, riesigen Hafenbecken, über zwei Kilometer lang und 120 Meter breit, und einer Wasserfläche von ca. 250 Hektar eine großartige, reich mit Verlade- und Transporteinrichtungen ausgestattete Leistung des badischen Staats für Mannheim dar. In stolzem Bewußtsein wurde dieser neue Handelshafen denn auch bei der Betriebseröffnung gerühmt: „Hier ist den Anforderungen der Gegenwart und denen künftiger Zeiten für lange vollständig Genüge geleistet“. Trotzdem reichte seine enorme Kapazität bald nicht mehr aus, weil Schiffs- und Bahngüterverkehr und Wasserumschlag viel schneller und stärker zunahm, als erwartet. Denn zu

dem lebhaften Mannheimer Handels- und Speditionsbetrieb trat ja seit dem Anfang der 1870er Jahre eine junge großindustrielle Produktion in mehreren Wirtschaftszweigen, die für ihren steigenden Bedarf an Rohstoffen auf den Wasserweg angewiesen war oder seine Vorteile ausnutzte. Der Mannheimer Gesamtwasserumschlag belief sich 1865 auf 368 000 Tonnen, 1870 auf 415 000 Tonnen; bis 1875 verdoppelte er sich nahezu auf 800 000 Tonnen, erreichte 1880 fast eine Million, 1885 bereits 1,7 Millionen Tonnen. Da der alte Rheinhafen veraltet war, wurde er größtenteils zugeschüttet.

Auch die großzügige Einführung des Neckars in den Rhein an der neuen „Neckarspitze“ eröffnete der Schifffahrt und der Flößerei günstige Aussichten. Die Wassermassen des Rheins und des Neckars wurden von dem uralten Rheinbogen abgeriegelt und gezwungen, ihren Weg durch den jetzt vollendeten geradlinigen Friesenheimer Durchstich zu nehmen. Der Rheinbogen wurde dadurch zum Altwasser, dessen rechtes Ufer (nahe bei dem dort bald entstehenden Stadtteil Neckarstadt) ausreichende Flächen für das Anlanden und Umbinden der Flöße sowie zur Lagerung von Stammholz bot. Am stadtseitigen Ufer des neuen, mehr als drei Kilometer langen Neckarlaufs von der Kettenbrücke bis

zur Mündung entstand ein Stromhafen, an dem sich rasch der Kohleumschlag (anstelle des aufgegebenen alten Kohlenhafens), an der neuen „Neckarspitze“ aber aus Sicherheitsgründen die Petroleumtanklager konzentrierten.

Noch bevor Mühlauhafen und Zentralgüterbahnhof vollendet waren, wurde ein Teil des noch freien Geländes auf der Mühlauinsel herangezogen, um mit Hilfe eines als „Verbindungskanal“ bezeichneten Hafenbeckens eine Entlastung für den Mühlauhafen vorzubereiten und ihn mit dem Zollhof und dem Neckar zu verbinden (erbaut 1874–1879); dieses neue Becken war (mit einer Wasserfläche von 7,5 Hektar) geräumig genug, um auch als Handelshafen verwendet zu werden. Vorwiegend für die Neckarschifffahrt, die sich dank der 1878 eingeführten Kettenschleppschifffahrt zwischen Mannheim und Heilbronn neu entfaltete, war der 1885 fertiggestellte Binnenhafen bestimmt, der mit seinen zwei Becken (zusammen rd. 5,5 Hektar Wasserfläche) die letzten Raumreserven auf der Mühlauinsel erschöpfte. So blieb für die abermals notwendig gewordene Erweiterung der Kapazität des Mühlauhafens und des Verbindungskanals nur der Ausbau des über zwei Kilometer langen Rheinufers entlang der Mühlauinsel mit Kaimauern und

Plan aller Mannheimer Hafenanlagen (mit Industriebahnen und Rheinauhafen) um 1903



Verladeeinrichtungen zum Stromhafen übrig (erbaut 1890–1894).

### **Mannheim als oberrheinische Hafen- und Industriestadt (1890–1914)**

Um 1890 beherrschten Steinkohle, Getreide und Stückgut immer noch den Mannheimer Handel und Speditionsverkehr. Doch drängte die Industrie mit Hauptproduktionen im Maschinen- und Landmaschinenbau, im Motoren- und Automobilbau, in der Holzverarbeitung, in der Großmüllerei für Getreide und Öl, sowie in der chemisch-pharmazeutischen Fertigung machtvoll nach. Ähnlich wie bestimmte Großhandelszweige, strebten mehrere industrielle Produktionen nach eigenem Wasseranschluß mit speziellen Verlade- und Lagereinrichtungen. Da die in Mannheim vorhandenen staatlichen Häfen diesen Absichten nicht entgegenkommen konnten, entstand in Rheinau, außerhalb des damaligen Stadtbereichs, als privatwirtschaftliche Gründung ein großes Industrieunternehmen mit eigenem Rheinhafen, dem bald eine ähnliche Planung der Stadt Mannheim im ehemaligen Rheinbogen bei der einstigen Neckarmündung folgte, um Industriegelände mit Wasseranschluß für daran interessierte Unternehmen zu erschließen und bereitzuhalten. Rheinau entwickelte sich in den Jahren 1896–1901 als neuartiger privater Industriehafen gleichzeitig und genau so schnell wie der von 1896–1907 ausgebaute Städtische Industriehafen in Mannheim. Für das Rheinauer Hafenbecken I entwarf Bau- rat Otto *Fieser* den Plan, für die Becken II und III der Ingenieur August *Hoffmann*. Der Städtische Industriehafen war das Werk des Tiefbau-Ingenieurs Moritz *Eisenlohr*.

Beide Häfen bewirkten vermöge ihrer bald voll ausgenutzten Leistungsfähigkeit (Rhein- au mit einer Wasserfläche von insgesamt etwa 4,3 Hektar, der Industriehafen mit etwa 68 Hektar) einen weiteren schnellen Aufstieg des Mannheimer Gesamtwasserumschlags. Da der private Rheinau-Konzern sich nur bis 1902 halten konnte, übernahm der badische

Staat die Hafenanlagen, die seit 1903 neben der industriellen Nutzung vor allem als der eigentliche Mannheimer Hauptkohlenhafen (u. a. als Vorratslager der Badischen Staatseisenbahn) dienten. Zwischen der Jahrhundert- wende und dem Ersten Weltkrieg stieg der Mannheimer Gesamtwasserumschlag (ein- schließlich Rheinau, 1913 eingemeindet) viermal, in den Jahren 1907, 1908, 1909 und 1913, auf durchschnittlich 7,5 Millionen Tonnen an.

### **Veränderungen nach zwei Weltkriegen. Ausblick in die Gegenwart (1914–1982)**

Zwei Weltkriege, ihre unmittelbaren Einwir- kungen und ihre langen Nachwirkungen tra- fen Mannheim als einen der oberrheinischen Hauptorte des Handels, der Schifffahrt und der Industrie besonders hart. Es gelang zwar jedesmal, den Hafenverkehr wieder zu bele- ben, seine Leistungsfähigkeit zu modernisie- ren und zu stärken, doch mußte Mannheim jetzt stets auch gegen die scharfe und uner- bittliche Konkurrenz anderer Oberrhein- städte und deren Häfen ankämpfen, um sich zu behaupten. Denn die Oberrheinregulie- rung, der Ausbau des Stroms zur Großschif- fahrtsstraße weit über Mannheim hinaus bis nach Basel seit etwa 1900, führte ebenso wie der allmähliche Ausbau des französischen Rheinseitenkanals (Grand Canal d'Alsace) seit 1925 und des Neckarkanals von Mann- heim bis Heilbronn (1920–1937), heute bis Stuttgart/Plochingen, zum endgültigen Ver- lust des Vorrangs, den Mannheim jahrzehn- telang als Endhafen größten Stils eingenom- men hatte. Längst war auch in Ludwigsha- fen, Karlsruhe, Straßburg und Basel eine mächtige Industrie herangewachsen, die un- mittelbar mit der Rheinschifffahrt verbunden war und sich in Straßburg und Basel überdies auf nationale Schifffahrtsgesellschaften stüt- zen konnte.

Im Gefolge tiefer politischer Veränderungen wandelten sich nach 1919 und nach 1945 auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Strukturen. So verlor



Mannheim 1920 die Zentralkommission für die Rheinschiffahrt, die ihren Sitz nach Straßburg verlegen mußte. Im Zusammenhang neuer Konzernbildungen ging es der überlieferten Stammsitze namhafter Schiffahrtsgesellschaften, Industrieunternehmen und Großbanken verlustig, während Wirtschaftskrisen zur Liquidierung mancher renommiertester Firmen führten.

Da der Binnenhafen für die modernen großen Schiffe nicht mehr geeignet war, wurde er zugeschüttet (1969–1974). Im Rheinschiffsverkehr verdrängten nach 1945 Mineralölprodukte und Chemikalien endgültig Kohle und Getreide. Doch es gibt auch hoffnungsvolle, in die Zukunft weisende Zeichen dieses Wandels im Mannheimer Hafenbereich, so der Bau eines Ölhafens (1964) auf der Friesenheimer Insel und eines Container-Terminals (1968) am Mühlauhafen, schließlich der Ausbau des restlichen Rheinbogens zum Altrheinhafen und die Erschließung der noch verfügbaren Flächen auf der Friesenheimer Insel als Industriegelände (seit 1966).

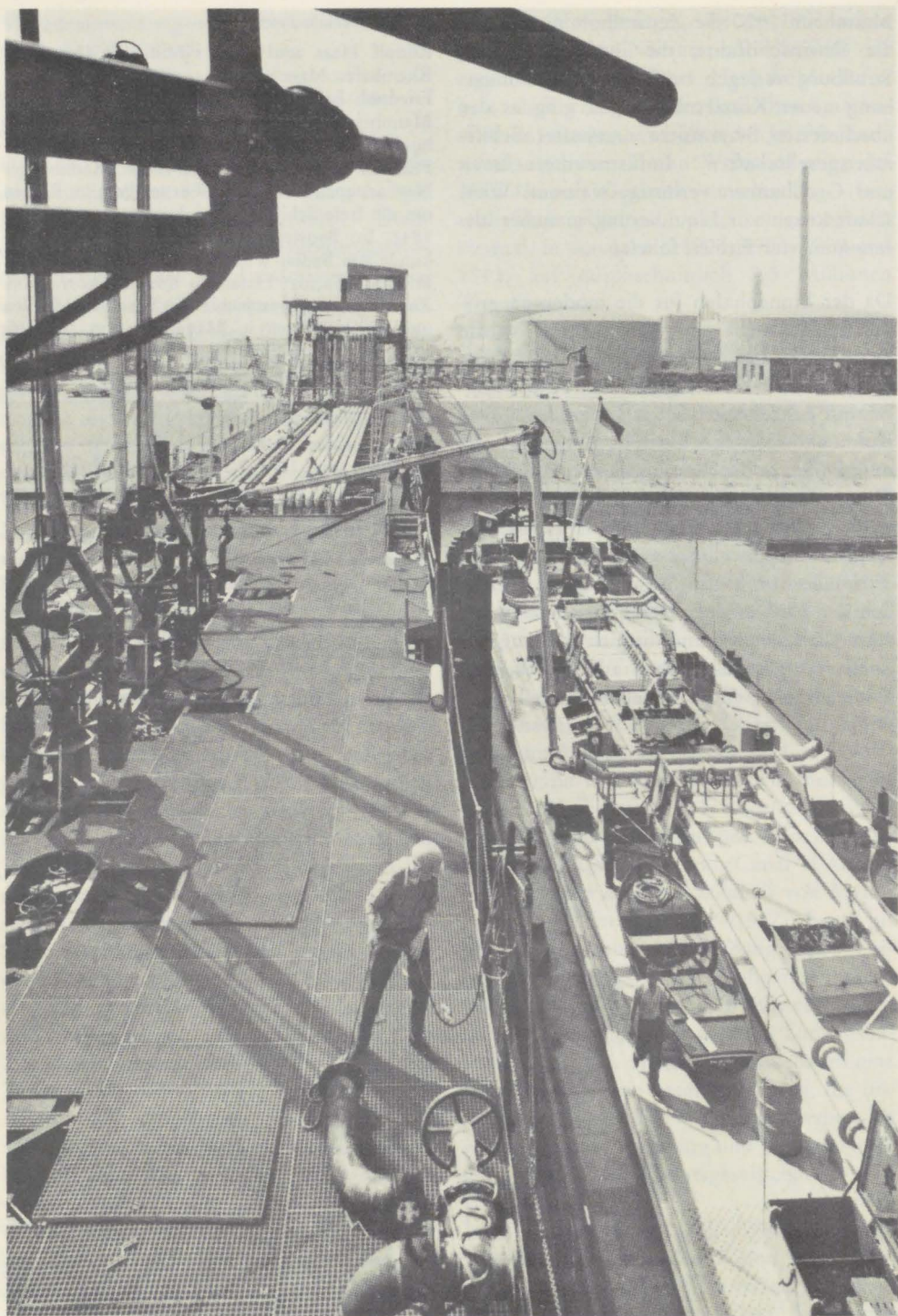
#### *Weiterführende Literatur*

- Rudolf Haas und Karl Hoffmann: 150 Jahre Rheinhafen Mannheim. Mannheim 1978.
- Friedrich Facius: Wegbereiter und Gestalter der Mannheimer Hafenanlagen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Mannheimer Hefte 1978. S. 94–110.
- Friedrich Facius: Der sogenannte Mannheimer Neckarstapel. Baden und Württemberg im Ringen um die freie Schiffahrt auf dem Neckar 1805 bis 1842. In: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg. Stuttgart 1979.
- Friedrich Facius: Hafenanbau und Flußkorrektur. Zur Entstehungsgeschichte der Schiffslandestellen und Hafenanlagen in Mannheim von 1607 bis 1845. In: Mannheimer Hefte 1981. S. 65–86.
- Willi Zimmermann: Kettenschleppschiffahrt auf dem Neckar 1878 bis 1935. Heilbronn 1978. (Heilbronner Museumshefte H. 6.)
- Heinz Gutzler: Das Rheinauer Industrie- und Hafengebiet von 1873 bis 1914. Heidelberg 1961. (Heidelberger Veröffentl. z. Landesgesch. u. Landeskunde 7.)
- Sigmund Schott: Der Industriebau zu Mannheim. Festschrift zur Einweihung des Hafens am 3. Juni 1907. Mannheim 1907. Wiederabgedruckt in: Sigmund Schott, Ausgewählte Schriften. Mannheim 1957. S. 17–98. (Beiträge z. Statistik d. Stadt Mannheim H. 52.)
- Uwe Barwig: Der Mannheimer Hafen. Situation und Entwicklungsmöglichkeiten. Mannheim 1976.

*Bild umseitig:*

*Tankschiffe im neuen Ölbau am Altrhein  
Blick auf die Kaimauer von der Verladebrücke aus*

Foto: Häusser



# 200 Jahre Nationaltheater in Mannheim

*Karin Jäckel, Limburgerhof*

Mannheim und sein Theater. Das ist eine Einheit wie wohl keine zweite im bundesdeutschen Gebiet. Bestehend seit Regierungszeiten des kurpfälzischen Landesfürsten Carl Theodor, bestätigte sie sich 1979 durch ihr 200jähriges Jubiläumsfest neu. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Deutschland die Idee des Nationaltheaters geboren.

Auch Carl Theodor ließ sich von dem Gedanken mitreißen, die Vorherrschaft der italienisch-französischen Sprache abzulösen durch deutschsprachige Stücke.

Sein Auftrag an Lorenzo Quaglio, das alte „Zeug- und Schütthaus“ im Herzen der Stadt, unweit Schloß und Jesuitenkirche, in ein „Comödien- und Redoutenhaus“ umzuwandeln, ging Hand in Hand mit der Auflösung seiner ausländischen Hoftruppe.

1777 wurde die „deutsche Nationalschau-bühne“ in Mannheim eröffnet; die erste überhaupt seit dem Fehlschlagen ähnlicher Versuche in Wien und Hamburg.

Nahezu gleichzeitig veranlaßten Erbfolgeverpflichtungen Carl Theodor zur Verlegung seiner Residenz nach München. Da er sein Opernensemble nebst Schauspielern mitnahm, stand Mannheim kulturell vor dem Nichts. Nur der Intervention des Wolfgang Heribert Reichsherr von Dalberg bei Carl Theodor war es zu verdanken, daß die Mannheimer Bühne unter seiner Leitung erhalten bleiben und aus der Hofkasse subventioniert werden sollte.

Dalberg war somit im Dienste des ersten deutschen Fürsten, dem das geistige Wohl seiner Untertanen und die deutsche Schauspielkunst bedeutsam waren, zum 1. Intendanten des Mannheimer Theaters avanciert. Zunächst bestritten Wandertruppen das Theaterprogramm. Doch schon bald gelang

Dalberg der große Coup: er sicherte sich das gut eingespielte Ensemble des soeben verstorbenen Theaterleiters K. Ekhof und fand in ihm — namentlich in August Wilhelm Iffland, dem jugendlichen Liebhaber Heinrich Beck und dem Charakterdarsteller David Beil — die Basis für eine Theatergruppe, die in Deutschland nicht ihresgleichen hatte.

Diese Um- und Weitsicht war typisch für Dalberg, der mehr war als nur Hofcharge.

In Briefen über die Mannheimer Schaubühne von 1786 heißt es auch: Dalberg „ist unermüdet, das Schauspiel so vollkommen zu machen als möglich“.

In der Tat setzte Dalberg, der kein Gehalt bezog, sondern sowohl seine Schauspieler als auch die Theaterkasse aus seinem Privatvermögen immer wieder bezuschußte und überdies seine Loge selbst bezahlte, seinen Ehrgeiz darein, Grundlagen für ein deutsches Nationaltheater zu schaffen und für die Mannheimer Bühne einen gemeinsamen Stilwillen.

Am 17. Oktober 1779 gab Dalbergs junge Truppe mit dem Stück „Geschwind eh' es jemand erfährt“ ihr Debüt. Dieses Datum wurde maßgebend für die Zählung aller künftigen Theater- und Jubiläumsjahre.

„Aus der ganzen Umgebung... waren am 13. 1. 1782 die Leute zu Roß und Wagen herbeigeströmt... Der kleine Raum des Hauses nötigte diejenigen, welchen nicht das Glück zuteil wurde, eine Loge zu erhalten, ihre Sitze schon mittags um 1 Uhr zu suchen und geduldig zu warten, bis um 5 Uhr endlich der Vorhang aufrollte.“ Der Vorhang zur Uraufführung des Schiller-Erstlings „Die Räuber“ ging auf und bald glich das Theater „einem Irrenhaus. Rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauer-raum!“



Bühnenmodell 18. Jb. aus dem Besitz der Familie Dalberg  
 Getreues Abbild der Dalberg-Bühne Ende 18. Jb.

Dalbergs Entschluß, Schiller die erste Chance zu bieten, war um so couragierter, als auch die Rückdatierung des Stoffes seinen Zeitbezug und die Kraft seines Ausdrucks nicht verheimlichen konnte.

Ein Jahr später wurde Schiller als Theaterdichter in Mannheim engagiert. Im nachhinein war man jedoch nicht so ganz glücklich über diese Entscheidung.

Dalberg hatte sein Theater weitestgehend aus Einspielleinnahmen zu finanzieren. Schillers philosophierende Stücke, seine Auffassung des Theaters als „moralische Anstalt“ ließen auf Dauer die Kasse nicht klingeln. Als schließlich der „Erzschelm“ Iffland Schiller auf offener Bühne als einen läppischen Dichter, den „Flickwort“ aus Gotters „Der schwarze Mann“ — parodierte, war das Maß voll. Schiller verließ Mannheim am 9. 4. 1785 für immer.

Iffland mit seinem Verwandlungsgenie von Urkomik bis Tragik machte in Mannheim Schule. Seine bühnengerecht leichte Unterhaltungskost bekam dem Publikum vorzüglich und sicherte die Zukunft nicht nur des hiesigen Theaters.

Was Iffland als Schauspieler eingeleitet hatte, erfuhr während seiner Amtszeit als Regisseur höchste Vollendung.

Dennoch war der Niedergang des Theaters nicht aufzuhalten.

Der Krieg zum Jahrhundertende machte vor Mannheim nicht halt.

Iffland verließ die Stadt in einer der erzwungenen Spielpausen, um in Berlin Direktor des Nationaltheaters zu werden.

Dalberg, überfordert und gealtert, zog sich zurück und übertrug sein Amt dem wenig befähigten Schwiegersohn, Freiherr von Venningen.

Mannheim selbst war im Schatten der Landeshauptstadt Karlsruhe zur Provinzstadt abgesunken. So weit abgesunken, daß Iffland ablehnte, als ihm 1805 der Posten des Theaterdirektors angeboten wurde.

Als schließlich Venningen ausschied, kam das Theater für drei Jahre ohne Intendanten aus. Zwei Mannheimer Hofkommissäre namens Haub und Friederich sorgten sich schlecht und recht um Artistisches und Finanzielles.

„Wanns heeß Champagner, do muß's echter sei, wanns awwer heeß Gift, do wolle se Zuggerwasser“, schalt der Finanzvertreter Haub angesichts einer Requisitionenrechnung über die „Pariser Anspruch' und Neckarauer Beitrag“ von Bürgern und Schauspielern.

Besser wurde es auch nicht, als die Verantwortung wieder offiziellen Intendanten oblag. Und so entschloß sich 1839 die Stadt, von nun an ihr Theater in eigener Regie fortzuführen.

Mannheim gründete die erste kommunale Bühne Deutschlands.

Da unmittelbar zuvor zwei Künstler gewonnen worden waren, die den verblässenden Ruhm neu vergolden sollten, sah das aus drei

angesehenen theaterkundigen Bürgern bestehende Komitee zuversichtlich in die Zukunft. Der wohl beste, fortschrittlichste Dekorationsmaler seiner Zeit, Josef Mühldorfer, trug mit seinen Bühnenbildern und maschinellen Einrichtungen beispielsweise zu Webers „Oberon“ oder Mozarts „Zauberflöte“ den Ruf Mannheims wieder weit über Stadt- und Landesgrenzen hinaus bis nach Paris und London.

Er „kann Springbrunnen, murmelnde Bächlein, wildtosende Wasserfälle ... in natura ... strömen lassen. In der ‚Wolfschlucht‘ wird der Effekt dadurch bis zum Ungeheuren gesteigert“, schrieb Johanna Schopenhauer über Mühldorfers Dekorationen. Ihre Bewunderung war typisch für Mühldorfers Stellung als „erste Autorität seiner Zeit“, die ihm Aufträge zu Bühneneinrichtungen im In- und Ausland verschaffte.

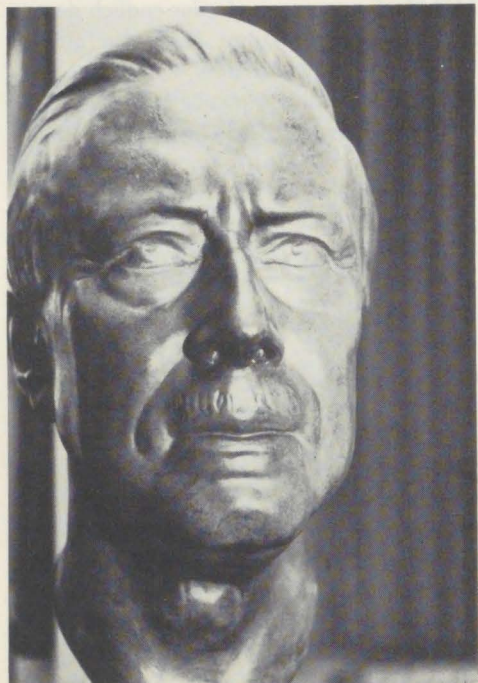
Mühldorfer war es auch, der endlich den ersten Umbau des längst veralteten und zu kleinen Theaters vornahm.

Das unvermeidliche „rohe Gedränge der Galeriebesucher“, Küchengerüche und den „bestialischen Abtrittsgeruch“ mußten die Theaterbesucher in oft stundenlangen Wartezeiten vor der einzigen Kasse ertragen. Bei dem Gerängele um einen der nicht nummerierten Plätze galten zerrissene Kleider nicht viel. Sogar die Galerie mit „notdürftig geflickten Böden ... und Pferdetreppen statt ordentlicher Tritte“, unter denen „eingekerbte Bretterlagen“ den Urin von den Logen fernhielten, konnte die Liebe der Mannheimer zu „ihrem Theater“ nicht erschüttern.

Dennoch wurde Mühldorfers Umbau 1854 mit Begeisterung aufgenommen, zumal er das Theater um einen Rang erhöhte und all-

*Bühnenmodell von Joseph Mühldorfer 1834 zu: Faust I (Goethe)*





*Emil Nikolaus von Reznicek  
1896—1899 1. Kapellmeister  
Porträtbüste von Ernst Seger um 1928*

gemein so umsichtig zu Werke ging, daß erst 1901 und 1934 wieder erweitert werden mußte.

Die zweite Persönlichkeit des bürgerlichen Theaters war Vincenz Lachner, der als Dirigent zuzeiten 60 Opern gleichzeitig im Repertoire des Spielplans hatte.

Erst unter seiner Führung begann die Oper in Mannheim ihren Kinderschuhen zu entwachsen. „Moderne“, zeitgenössische Werke wurden gleichermaßen gespielt wie traditionelle Klassik. „Von Geist und Ebenmaß getragene Leistungen“ waren Lachner das Höchste.

Man sah in lebhaftem Wechsel Werke von Auber, Meyerbeer, Donizetti, Weber und Lortzing. Mozarts „Zauberflöte“, Webers „Freischütz“ und Beethovens „Fidelio“ waren die meistgespielten Opern. Mozart, schon unter Dalberg sehr beliebt, dirigierte am 24. Oktober 1790 persönlich die Pre-

miere von „Figaros Hochzeit“. Nur Wagner, der in Mühlendorfers Genie geradezu verliebt war, stieß bei Lachner auf Ablehnung. Trotzdem bemühte er sich, Wagner zu spielen. Ziemlich schwach und erfolglos zwar, doch pflichteifrig.

Begeistert gefeiert wurde Wagner erst nach 1781, als Lachner sich zur Ruhe gesetzt hatte.

Der neue Oberregisseur Dr. Julius Werther war ein fortschrittlicher Mann und ausgesprochener Wagnerfreund. Als Mühlendorfers Schwiegersohn Emil Heckel in Mannheim den ersten Richard-Wagner-Verein gegründet hatte, dessen tätige Mithilfe die Bayreuther Festspiele ermöglichte, als auch der Meister selbst in Mannheim ein Konzert dirigiert hatte, war das Eis gebrochen.

Wagner wurde für lange Jahre zum Lieblingskomponisten im Nationaltheater, weit vor Mozart, Verdi und anderen.

Es kam die Zeit Max Martersteigs und August Bassermanns, dann eine Zeit des „Theaters als Amüsierbetrieb“.

Dr. Carl Hagemann, der neue Intendant, trat geradezu als „deus ex machina“ ins Scheinwerferlicht. Von Hause aus Journalist mit profunden Theaterkenntnissen, war der energische junge Rotschopf 1906 zwar weitgehend unbekannt, jedoch in Mannheim als Ausnahme von der Nur-Praktiker-Erfahrung seiner Vorgänger hoch willkommen.

Nach anfänglichen Mißerfolgen wegen des lückenhaft besetzten Ensembles zählten die Jahre bis 1910 zu den lebendigsten, die das Nationaltheater bisher erlebt hatte.

Erst die zweite Dienstperiode Hagemanns von 1915—20, im Zeichen des Ersten Weltkrieges, die er vom Gefechtsstand kommend antrat, brachte dem Nationaltheater eine neue Glanzzeit. Mit Wilhelm Furtwängler als erstem Kapellmeister, Richard Weichert als Oberregisseur und Ludwig Sievert als Bühnenbildner verschaffte Hagemann dem Publikum die „Pausen vom Kriege“, nach denen es zunehmend verlangte.

Berlin als führende Theaterstadt war durch

die Kriegseinwirkungen zurückgetreten. Uraufführungen junger Autoren fanden meist in der Provinz statt. Auch Mannheim sicherte sich an den neuen expressionistischen Werken seinen Anteil.

Weicherts Inszenierung des andernorts noch der Zensur anheimgefallenen „Sohn“ Walter Hasenclevers wurde eine der wichtigsten und vorbildgebenden des expressionistischen Dramas. Gemeinsam mit Sieverts einfühlsamer Bühnenbeleuchtung riß die Interpretation des Stückes die stets kritik- und diskussionsfreudigen Mannheimer zu wahren Ovationstürmen hin. Die deutsche Presse schwelgte in Lobeshymnen.

„Wir haben nach der Premiere acht Tage lang in den theaterliebenden reichen Mannheimer Familien alles so auf den Kopf gestellt, daß Hagemann froh war, als der Dichter des ‚Sohnes‘ endlich abreiste“, erzählte

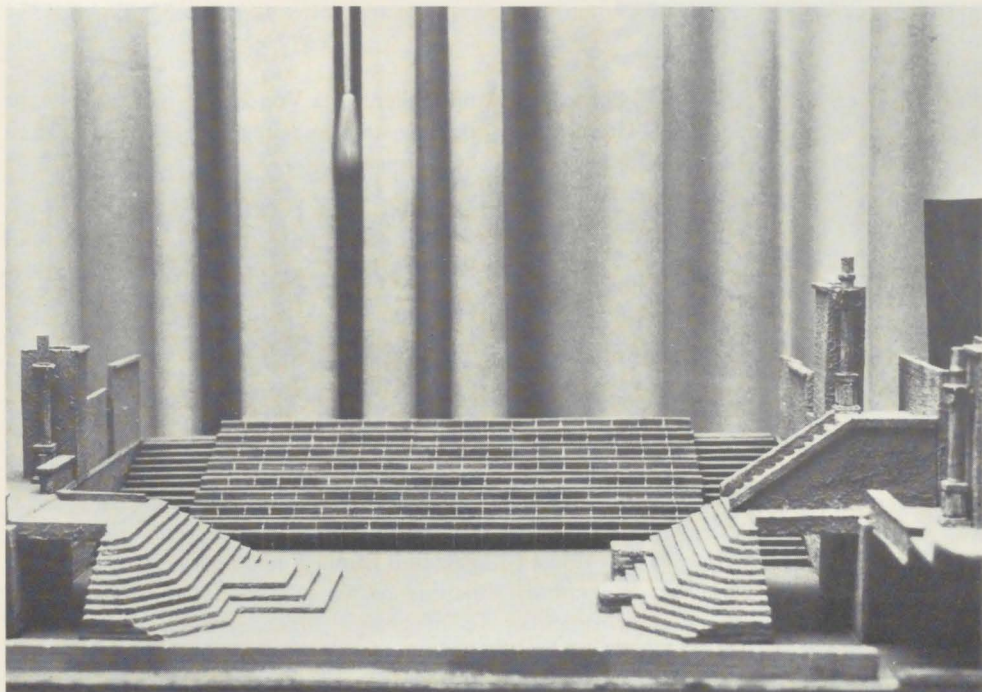
Richard Weichert von sich, Odemar, dem Hauptdarsteller, und Hasenclever, dem Autor.

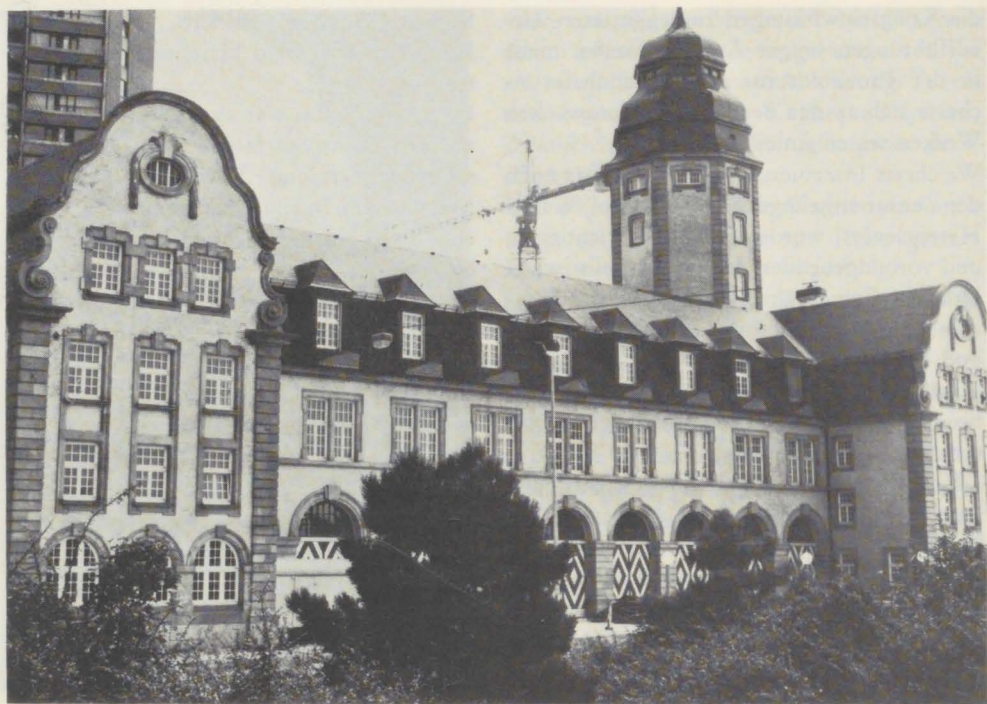
Hagemann selbst war als Regisseur in seiner zweiten Dienstzeit fast ganz der Oper verschrieben. Seit seiner Weltreise in der Nicht-Mannheimer-Intendantenzeit liebte der sonst eher herbe Norddeutsche besonders den Orient.

Musikalisch von Furtwängler getragen, dessen hohe künstlerische Begabung und Persönlichkeit sich mehr und mehr entfaltete, wurde daher die „Schahrazade“ Hagemanns ein in allen Detail stimmiges, typisches Zeitkolorit des Orients und begeisterte das Publikum noch Jahre später in der Erinnerung.

War die erste Phase der Intendantur Hagemanns in Mannheim von Programmneuerungen geprägt und strahlender Schaffenslust, so brachte die zweite weit qualitativere

*Bühnenmodell von Paul Wagner 1968 zu: Die Verschwörung des Fiesco zu Genua (F. Schiller)*





„Alte Feuerwache“, Hauptfassade. Jetzt Kinder- und Jugendtheater in Mannheim

Aufführungen in Oper und Schauspiel. Mannheim wurde wieder oder erst jetzt tatsächlich in der Fachwelt mit Respekt und Neid angesehen.

Nach Hagemanns Abschied hatte das Nationaltheater den Durchbruch in die ersten Reihen deutscher Theateröffentlichkeit bewältigt. Daß die zwanziger und dreißiger Jahre danach Mannheims Theater in aller Munde brachten, lag nicht nur an seinem gut gerütelten Spielplan.

Die Oper war mit der Uraufführung des „Corregidor“ von Hugo Wolf am 17. 6. 1896 zu internationalem Rang emporgestiegen. Dirigenten vor und nach Furtwängler wie Felix Weingartner, Richard Lert und andere, ein exquisites Orchester, Sängerinnen und Sänger vom Rang einer Gertrud Bindernagel, Margarete Klose, einer Erna Schlüter und Margarethe Teschemacher, eines Valen-

tin Haller, Fritz Vogelstrom oder eines Hans Bahling standen Seite an Seite mit namhaften Schauspielern.

Darunter Willy Birgel, Josef Offenbach, Erwin Linder, Bum Krüger, Erich Musil und Raoul Aslan.

Hagemann, der Bahling 1908 nach Mannheim verpflichtet hatte, bescheinigte ihm eine „schlackenlose, weiche und edle, nicht nur jedes lyrischen, sondern auch jedes dramatischen Ausdrucks fähige Stimme mit einer angeborenen Kunst des Phrasierens . . .“ Wohl wäre Bahling eine steile Karriere an internationalen Bühnen sicher gewesen, hätten Ehrgeiz und Faulheit im umgekehrten Kräfteverhältnis gestanden. So blieb er bis zu seinem Tode 1938 in Mannheim und ist hier zu einer beinahe schon legendären Gestalt geworden.



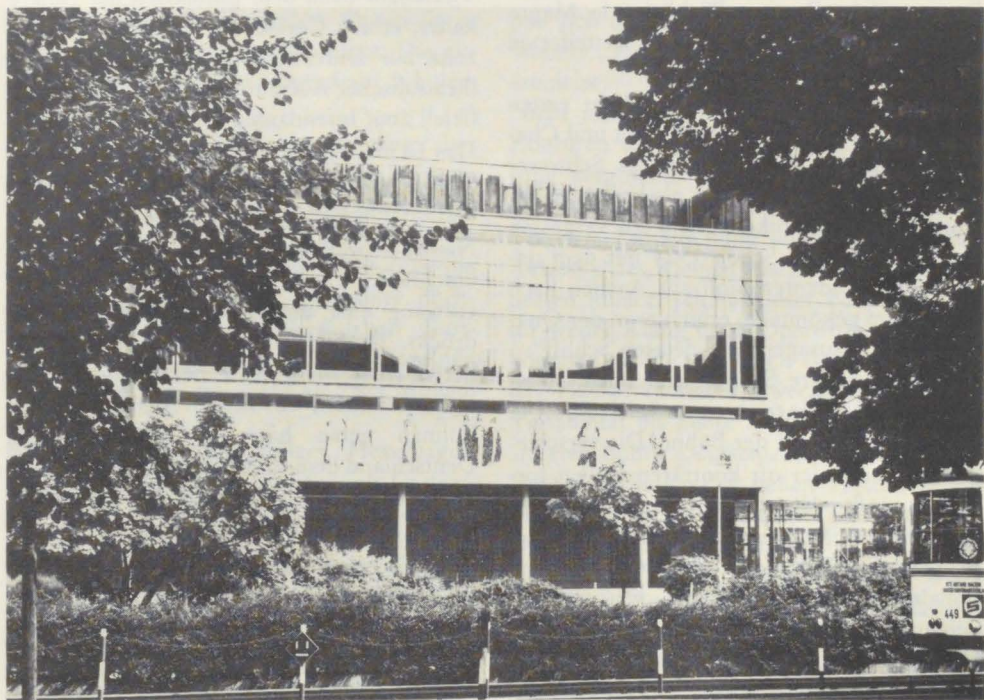
Erklärter Publikumsliebbling war neben Bahling die hochdramatische Gertrud Bindernagel.

„Die vollkommene Beherrschung der äußeren Mittel, die starke Leidenschaft aus ihrer bewegten Seele heraus“ und daß sie „ebenso gut Mozart wie Wagner, wie Verdi, wie Beethoven“ sang, trug ihr in nur vier Spielzeiten (1927–31) die denkbar größte Bewunderung ein. Nur wenige Monate nach ihrem Abschied von Mannheim kehrte die Bindernagel aus Berlin zu einem Gastspiel zurück, deren es am Nationaltheater jetzt zahlreiche gab. Mit welcher Bestürzung hörten die Mannheimer die Nachricht vom gewaltsamen Tode der gefeierten Sängerin! Ihr Ehemann, Wilhelm Hintze, hatte die Bindernagel in einem wahren Eifersuchtsdrama am 3. November 1932 erschossen.

Inzwischen war 1929 das 150jährige Jubiläum des Nationaltheaters festlich begangen worden. Man hatte Schillers gedacht, Furtwängler zum Ehrenbürger der Stadt erklärt. Und doch wäre um ein Haar das Theater im Jubiläumsjahr geschlossen worden. Der Gemeinderat strich wegen der weltweiten Wirtschaftskrise rigoros die Zuschüsse für das Theater. Nur einer Massenkundgebung der Bürger für ihr Theater und der Energie des damaligen Oberbürgermeisters Dr. H. Heinrich gelang es, den Gemeinderat umzustimmen. Nicht nur die Mannheimer waren glücklich, ihr „liebstes Kind“ gerettet zu haben.

Ida Ehre, von 1927–29 in Mannheim als begnadete Schauspielerin engagiert, nannte das Nationaltheater das „Herz der Stadt, in dem das Leben stark und kräftig pulsierte“. Berlin, Wien, München — das waren Theater-

*Nationaltheater Mannheim*



städte weltweiter Anerkennung. Doch, so Ida Ehre, die „Aufführungen des Mannheimer Theaters wurden Ende der 20er Jahre in Fachkreisen nicht weniger lebhaft beachtet“. Herbert Maisch, der 1930 Intendant in Mannheim wurde, übernahm ein so vorzüglich funktionierendes Theater, daß er das obligatorische Repertoire um eine Vielzahl von Ur- und Erstaufführungen erweitern konnte wie kein Intendant zuvor. Von der Popularität des Theaters erzählt er in seiner Autobiographie: „... hier kannten die Blumenfrau und der Straßenkehrer jeden Schauspieler und jeden Sänger. Ich war noch keine Woche in Mannheim, da fragte mich der Schaffner auf der Elektrischen: ‚Warum lasset Se denn de Bahling net de Sachs singe?‘“

Die hohe künstlerische Qualität des Opern- und Schauspielensembles dieser Zeit wurde kaum jemals wieder erreicht.

Namen wie Ida Ehre als Charakterdarstellerin von Intelligenz und Ausdruck, wie Elisabeth Stieler, Annemarie Schradiek, Ernestine Costa, Lene Blankenfeld, die bei einem Bombenangriff im Zweiten Weltkrieg in Mannheim umkam, oder Julie Sanden wetteiferten mit den männlichen Darstellern.

Bum Krüger, der vitale Komödiant ersten Ranges, Raoul Aslan als Bonvivant und Charakterdarsteller, Hans Finohr als Schwerer Held und Ernst Langheinz als brillanter Erster Charakterkomiker. Nicht zu vergessen aber Willy Birgel. Schon 1924 mit dem damaligen Intendanten Sioli aus Aachen nach Mannheim gekommen, erhielt er in der Quadratstadt sozusagen den „letzten Schliff“.

Wie jeder andere Schauspieler auch, stand Willy Birgel in einer einzigen Spielzeit oft in über 20 Partien auf der Bühne. Die verschiedensten, einander oft konträren Rollen forderten größte Virtuosität und Einfühlungsvermögen, zeigten zugleich immer deutlicher Birgels humoristisches Talent auf. „Am Nationaltheater spielte ich alles, was sich ein Schauspieler erträumt“, sagte Birgel später. Und: „Es war überhaupt eine schöne Zeit, diese Mannheimer Epoche.“

1936 wurde das schwarze Jahr für das Schauspielhaus.

Birgel ließ sich vom Film nach Berlin abwerben, wo man den vielseitigen Theatermann für das nächste Jahrzehnt auf die eine Rolle des stets siegenden Charmeurs fixierte. Dieser Verlust, der um so härter war, als Birgels breit gefächertes Können mehrere Ersatzleute erforderlich machte, fand in Annemarie Schradiek sein Pendant.

Die aparte Schauspielerin wurde „zwangsverabschiedet“, weil sie den Beweis arischer Abstammung ihres Ehemannes nicht erbringen konnte. 1943 im September ging schließlich das alte Theatergebäude in Schutt und Flammen eines Bombenangriffs auf.

1944 wurden in Deutschland auf Anordnung des Propagandaministers alle Theater geschlossen, alle Mitglieder zum Kriegsdienst eingezogen. Nur ein Jahr später — Mannheim ein einziger Trümmerhaufen, in dessen Kellern, Bunkern und rund 7000 Wohnungen 130 000 Menschen lebten — etwa ein Vierteljahr nach dem Einmarsch der Amerikaner, erhielt Carl Onno Eisenbart die „Lizenz zur Durchführung musikalischer und theatralischer Aufführungen“ und wurde offiziell zum Intendanten ernannt.

Das Lichtspielhaus Schauburg in der Breiten Straße wurde elf Jahre lang Behelfsbühne des Nationaltheaters.

Natürlich war man in Platz und Repertoire beschränkt. Doch gerade die Improvisation erzwang eine ungeahnte Dichte des Ausdrucks. Traditionelles wurde begeistert wiederentdeckt. Mehr noch aber war man begierig zu erfahren, was sich im Ausland auf den Bühnen getan hatte, während man in Deutschland dem Ende entgegenmarschierte. Hans Schweska, gefeierter Heldenbariton, kehrte aus Kriegsgefangenschaft heim.

Willy Birgel wurde erstmals nach 12 Jahren wieder engagiert und in Zuckmayrs „Des Teufels General“ oder Shaws „Kaiser von Amerika“ enthusiastisch begrüßt.

Endlich, nach mehreren nur kurz wirkenden

Intendanten, deren letzter — Richard Payer — sich voller Verzweiflung über sich selbst, Umwelt und Theater aus dem Fenster seines Wohnhauses zu Tode stürzte, hatte das Nationaltheater 1951 in Hans Schüler wieder einen Intendanten, der die große Tradition des Hauses auf lange Zeit fortzusetzen vermochte.

Lust am Experiment, an zeitgenössischen wie klassischen Werken der Musik- und Sprechbühne kennzeichnet seine Schaffensweise. Allerdings „ein Theater ohne ein Publikum ist ein Nichts“, sagte Schüler und ließ moderne Werke nur so weit zu, wie die Masse des Publikums sie verstand.

Die Uraufführung von Boris Blachers „Abstrakte Oper Nr. 1“ war einer der zahlreichen Beweise dieser Liebe zur Moderne — und spielte Mannheim einen Theaterskandal ein, „den ersten seit undenklichen Zeiten“. Bravogeschrei für die originelle Regieführung Schülers und das Bühnenbild Paul Walters mischte sich mit Pfiffen und Rufen „Pfui, Raus, Feuerwehr!“ des Teils des Publikums, der die handlungslose Opern-Parodie Blachers nicht verstanden hatte. Die allgemeine Fachwelt jedoch stand auf Schülers Seite.

Ein Heidelberger Philosoph, vor allem aber Erwin Piscator betonte in einem Brief an Schüler ausdrücklich Regie und Bühnenbild als „den besten Ansprüchen“ genügend.

Auch das Jubiläumsjahr 1954 rollte über die Schauburger Behelfsbühne. Sparsamer, nüchterner, mit weit weniger erlesenen Gastkünstlern als 1929, zogen sich die einzelnen Veranstaltungen über mehr als zwei Monate hin.

Heute noch ist Arthur Millers „Hexenjagd“ unter der Regie Erwin Piscators als Gast erinnerlich. Als „großartigstes Theaterspiel, wie man es in dieser Geschlossenheit und erregenden Unmittelbarkeit der Wirkung seit langem nicht erlebt hat“, wurde das unheimlich-atemberaubende Stück beurteilt. Die Zuschauer, ringförmig um ein Spielpodium angeordnet, nahmen unmittelbar am Gesche-

hen teil, waren erstmals als Partner des Spiels mit in Raum und Handlung einbezogen. Die wichtigste Jubiläumsveranstaltung jedoch war zweifelsfrei die Grundsteinlegung für den Theaterneubau.

Gelder waren durch die Veranstaltung einer Tombola beschafft worden.

Ein Wettbewerb hatte den Architekten Gerhard Weber ermittelt, nach dessen Plan und Absprache mit Schüler gebaut werden sollte. Zweieinhalb Jahre später, am 12. 1. 1957, wurde das neue Theater festlich eröffnet.

Schüler bekannte sich zu einem Ensemble-Theater alter Tradition, zu einem Theater als „allertreueste Opposition des Staates“.

Piscator verstand es, die im Sinne der Tradition als Eröffnungsvorstellung gebotenen „Räuber“ im Kleinen Haus zu einer Darbietung unübertroffenen Ranges zu machen. Im Wechsel der über- und nebeneinander spielenden Szenen harpte das Publikum bis nach Mitternacht im Kreis um die zentrale Arenabühne aus, die das althergebrachte „Schaukasten“-Prinzip abgelöst hatte. Gleichzeitig hob sich im Großen Haus der Vorhang für Webers „Freischütz“, den Schüler selbst inszenierte.

Nicht jeder war begeistert von den klaren Konturen des neuen Theaters. Die Erinnerung vergoldete das alte Haus mit seinen Winkeln und Fluren und labyrinthähnlichen Treppen. Enttäuschung über die „stumpfe“ Akustik des Kleinen Hauses kam hinzu, in dessen kühler, schmuckloser Betonarchitektur weder Klang noch Opernstimmung aufkommen wollte. Dennoch ist das Interieur des Hauses in seiner Zweckmäßigkeit und Variabilität bis heute wohl kaum von einer anderen Bühne Deutschlands erreicht.

Nach Eröffnung des neuen Hauses setzte Schüler seinen Ehrgeiz daran, ein „würdiges Opernrepertoire“ aufzubauen.

Vor allem das 150. Geburtsjubiläum Wagners und Verdis nutzte Schüler, um alle wesentlichen Musikdramen zu erarbeiten.

Der erste Wagner „Parsifal“, seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt, wurde neu inszeniert

und nur wenige Monate später von „Tannhäuser“ gefolgt.

Stets dasselbe Regieteam gab den Wagner-Opern in den folgenden Jahren eine stilistische Einheit. Jean Cox, ein strahlend-heldenhafter Lohengrin, teilte den rauschenden Erfolg Schülers, als mit dem „Lohengrin“ Weihnachten 1960 das Wagner-Repertoire stand.

Jean Cox, in Alabama geboren, war als Italiener, gelegentlich auch als Operettentenor nach Mannheim gekommen. Bald schon wechselte er ins Heldenfach und damit zu den großen Wagner-Rollen über. Bayreuth, die „Met“ und andere berühmte internationale Opernhäuser, sie alle vermochten Cox nicht von Mannheim wegzulocken.

Die Vollendung des „Wagner-Verdi-Zyklus“ und seine Aufführung mit Gästen aus den bekanntesten Opernhäusern der Welt im Frühsommer 1963 erlebte Schüler nicht mehr.

Mit Arnold Petersen hat das Nationaltheater einen Intendanten aus dem alten Schülerstab ins Haus geholt. Ehemals Chefdisponent Schülers, war er dem Oberbürgermeister bekannt als nüchterner, kenntnisreicher Mann des Understatements mit Beziehungen bis in den hintersten Winkel der Theaterwelt, die heute weniger denn je ohne Beziehungen auskommen kann.

### **Die Musikalische Akademie des Nationaltheaters**

Als Kurfürst Carl Theodor 1778 Mannheim verließ, schien die hohe Zeit der berühmten Musik Mannheims endgültig ausgeklungen. Am Theater Dalbergs gab es kein Orchester im wahren Wortsinne. Reine Freude am Musizieren und Musikhören führte einige wenige professionelle und zahlreiche Laienmusiker zusammen, die sich unter der Leitung des Geigers und Konzertmeisters Ignaz Fränzl zu einem Verein des Nationaltheater-Orchesters fanden.

Die Bezeichnung von Konzerten als Akademien, übernommen noch aus der Kurfürstentzeit, ging auf den jungen Verein über.

Freilich waren die Liebhaberkonzerte — das erste bereits 1778 — im Redoutensaal des alten, intimen Theaterbaus alles andere als Akademien griechischen Wortverständnisses. Das Orchester entwickelte sich nur langsam und lokal koloriert innerhalb seiner relativ engen Grenzen des Machbaren. Für Rang und Größe eines Musikwerkes hatte man im Konzertsaal kein oder kaum Gefühl. Gespielt wurde in unbefangenen Durcheinander, was gefiel.

Erst Franz Lachner, der den letzten der aus dem Orchester aufgestiegenen Nachfolger Fränzls ablöste, dirigierte mit großem Können und psychologischem Geschick das Orchester zu neuem Ruhm.

Sein Bruder, Vincenz, folgte ihm für ein Menschenleben im Amt nach. Erstmals wurde jetzt Beethoven gespielt. Solisten wie Clara Schumann und Anton Rubinstein wurden geladen. In zwei eigenen Konzerten trat Paganini auf.

Wie Wagner sich das Herz der Opernfans eroberte, wurde Brahms zum größten Favoriten im Konzertsaal. Richard Strauss, ständiger Gastdirigent in Mannheim, dirigierte allein an einem Abend drei seiner „Symphonischen Dichtungen“. Wilhelm Furtwängler und Joseph Rosenstock übernahmen nach und vor anderen durchwegs profilierten Musikern und bekannten Größen das Amt des Leiters der Mannheimer Oper und zugleich das des Orchestervereins.

1940, nach Jahren der Euphorie und des Ringens um internationale Anerkennung, wurde die Musikalische Akademie aufgelöst. Erst acht Jahre später, nach einer Zeit des Interregnums sozusagen, gab es wieder Akademien, d. h. Konzerte unter Regie des Orchesters. Zwar akzeptierte man Unterstützung und Förderung der Stadt mit Freuden, das Vereinsleben jedoch mit Vorständen, Geschäftsführer usw. aus den Reihen der Orchestermitglieder war und blieb unabhängig.

Eugen Szenkar, eigenwillig, wenig kooperativ, aber mit fantastischem musikalischem Elan, „kam, sah und siegte“ zu Beginn der 50er Jahre. Seine Vollmachten als Generalmusikdirektor machten ihn zu einem schwierigen Verhandlungspartner. Seine Erfahrungen an in- und ausländischen Dirigentenpulten, die Faszination, welche von seiner Interpretationskunst ausging, und natürlich der Lockruf seines allbekannten Namens ließ das Mannheimer Orchester lang vergessene Triumphe erneuern.

Ein Zerwürfnis mit der Stadtverwaltung, mehr noch aber die Unvereinbarkeit seines Charakters mit dem neuen Intendanten Hans Schüler beendete Szenkars Engagement unvorhergesehen rasch. Man war empört! Dennoch, die unter seiner Leitung so vielversprechend begonnene Aufbauarbeit fand ihre Fortsetzung!

Heute kann Hans Wallat, seit einigen Jahren Opern- und Generalmusikdirektor des Nationaltheaters, mit Stolz sein Orchester, seinen Spielplan in einem Atemzug nennen neben den großen Häusern Berlins, Hamburgs oder Münchens. In ununterbrochener Folge werden seit Jahrzehnten bis zu 12 Musiker des Orchesters jährlich von Bayreuth ins Festspiel-Orchester berufen, wo sie nur die ersten Stimmen besetzen. Denken Sie hier — um nur zwei Namen aus der Vielzahl der Teilnehmer herauszugreifen — etwa an den 1. Posaunisten Schreckensberger oder den 1. Hornisten Dannhausen, der in Bayreuth den berühmten Siegfrieds-Ruf blies!

Auch das Publikum weiß die Leistung der Akademien durchaus zu würdigen, deren Mitglieder in ihrer Doppelfunktion als Musiker des Opernhauses und der Akademie mehr als ausgelastet sind. Seit 1974 die Konzerte vom Musen- in den geräumigeren Mozartsaal verlegt wurden, dessen ausgezeichnete Akustik sogar Herbert von Karajan und die Wiener Philharmoniker zu begeistern vermochte, sind grundsätzlich alle Plätze ausverkauft.

Der Anspruch der Akademien, internationalen, nationalen, kulturellen Begegnungen zu dienen, ein Programm von bekannten, halb vergessenen, traditionellen und zeitgenössischen Werken zu bieten und das zu Preisen, die selbst den chronisch schwindstüchtigen Geldbeutel schonen, erklärt sich hauptsächlich aus dem Idealismus der Musiker.

Aus einem Idealismus, der sich auch in der ehrenamtlichen Funktion der Vereinsmitglieder niederschlägt und dem Festhalten an einer Aufgabe, welches so in der BRD nicht vergleichbar existiert. Nirgendwo bestimmt, wie in Mannheim, das Orchester in selbständiger Entscheidung Programme, die Wahl von Gastdirigenten und Solisten, kurz alles, was ein Konzert ausmacht.

„Da die Musiker die Akademien als ‚ihre‘ Angelegenheit ansehen, setzen sie sich auch dafür ein“, sagte Bunge, augenblicklich — nämlich seit 1957 — Violinist und Geschäftsführer der Musikalischen Akademie. Und das hörte sich aus seinem Munde ganz selbstverständlich an.

### **Soziale Schichtung der Abonnenten nach den einzelnen Rängen bis in die 30er Jahre.**

*Logen 1. Rang:* alteingesessene Patrizier

*Parterrelogen:* etwa gleichgestellt mit den Logen des 1. Ranges, nur unwesentlich geringer im Publikumsanspruch und -ansehen

*Sperrsitze:* besserer Kaufmannsstand

einige vordere Reihen: Offiziere der Garnison

*2. Rang:* Beamte und wohlhabende Bürger

*3. Rang:* Handwerker

*Reserveloge (1. Rang):* nicht abonnierte Bürger und Besucher

*4. Rang:* „die vom Juchhe“, das ist die arme Bevölkerung, die mit großer Geräuschkulisse für den brausendsten Applaus und für die schlimmsten Theaterskandale sorgte.

Wußten Sie schon, daß die Metropolitan-Oper in New York sozusagen die Schöpfung eines Mannheimers ist?

Otto H. Kahn, Multimillionär und Chef des Bankhauses „Kuhn, Loeb & Co“ in New York, war die finanzielle und gesellschaftliche Triebkraft der Met. 1967 in Mannheim geboren, verbrachte der Sohn Bernhard Kahns seine Schul- und Lehrzeit in der Quadratesstadt. Der Intendant Julius Werther vermittelte dem Buben erste und nachhaltig wirksame Eindrücke aus der reichhaltigen Theaterwelt.

Wußten Sie schon, daß erstmals in Mannheim ein Dirigent es wagte, dem Publikum den Rücken zu drehen, während er dirigierte?

Als Richard Wagner am 20. Dezember 1871 das erste Konzert des ersten deutschen Richard-Wagner-Vereins in Mannheim mit dem Rücken zum Publikum dirigierte, nahm er das große Wagnis auf sich, von der Kritik als Publikumsverächter verschrien zu werden, unhöflich genug, ihm den wohlbekannten „Götz-Gruß“ zu entbieten.

Wußten Sie schon, daß das Nationaltheater als einziges und erstes in Deutschland Arbeiter als Abonnenten hatte?

Der Mannheimer Fabrikant Heinrich Lanz mietete im Oktober 1895 in sämtlichen Abonnementsvorstellungen Plätze für seine 40 Arbeiter und Beamte. Sie verteilten sich über Galerie und Galerieloge des 2. und 3. Ranges.

### **Mannheim macht Musikfurore**

Rund 40 Jahre vor Errichtung des Nationaltheaters holte Carl Theodor von der Pfalz den Böhmen Johann Stamitz als Musikdirektor nach Mannheim.

Dank der leidenschaftlichen Virtuosität Stamitzens entwickelte sich Mannheim zum Zentrum europäischer Musikkunst.

Die längst erstarrten Barockschnörkel des „galanten Stils“ mit seiner verstaubten Affektenlehre lösten sich vor einem staunenden, feindseligen oder hingerissenen Publikum in eine so nie dagewesene lebendige Musik auf.

Laut und leise, langsam oder schnell ließ Stamitz Klänge und Töne aufbrausen, „aus der Seele“ kommen. Der gefühlsselige Strich der Geigen in erst jetzt entdeckten Streichquartetten und -trios wurde als „Mannheimer Seufzer“ gefeiert. Was unter Stamitz begann, als „melodia germanica“ erste Berühmtheit, als „Mannheimer Schule“ Welt Ruhm erlangte, wurde zum Wegbereiter der musikalischen Klassik.

Haydn, Mozart, Beethoven — ohne den neuen Mannheimer „goût“, vor dem namentlich Mozarts Vater warnte, wären sie alle nicht, was sie sind.

### **Das Ballett in Mannheim**

Tanz und Ballett waren bis zur Ära Schlüters Stiefkinder des Nationaltheaters und rückten auch von da an nur im Trippelschritt ins Rampenlicht des allgemeinen Interesses. Erste belebende Impulse erfuhr das Mannheimer Ballett, als um die Jahrhundertwende Fernande Robertine Regisseuse wurde. Die ehemalige Frankfurter Solotänzerin vereinte auf sich Rasse und Temperament ihrer ungarischen Herkunft mit perfekter Körperbeherrschung und Ideenreichtum. Das Stammrepertoire, bis dahin kärglich genug, wurde erweitert und um Pantomimen italienischer oder ungarischer Provenienz bereichert.

Doch erst Aennie Häns, die wenige Jahre nach der Robertine verpflichtet wurde, versuchte, dem Bühnentanz Natürlichkeit zu geben. Die technisch ausgereifte Tanzkunst war ja auf ihren Zehenspitzen in Formalismen erstarrt, die sogar das Rauschen der Spitzenröckchen minutiös einplanten. Vorbilder für ihr Ideal schlichter, natürlicher Anmut ohne staubige Posen fand die Häns in den Geschwistern Wiesenthal, doch auch in

der klassisch-schönen Bewegungssprache der Isadora Duncan, die Mannheim soeben erlebt hatte.

Die Spielzeit 1933/34 brachte mit der Einführung „Musikalischer Komödienabende“ für das Ballett zusätzliche Auftritte.

Der Mangel „arischer“ Operettenkomponisten hatte das entsprechende Repertoire zusammenschrumpfen lassen, nicht aber die Wünsche des Publikums. So suchte und fand man kleine, heitere Opern, die mit tänzerischen Einlagen versehen waren. Das wenig verwöhnte Ballettpublikum wurde langsam, aber sicher „angelernt“.

Dennoch, Rang und Namen begann sich das Ballettensemble erst unter Schüler zu ertanzen.

Gäste mit klingenden Namen wie Mary Wigman oder Dore Hoyer wurden eingeladen. Die Ballettabende von Horst Remus und der neuen Primaballerina Lisa Kretschmar, besonders aber 1954 die deutsche Erstaufführung von Tschairowskis „Schwanensee“, steigerten Ruf und Ansehen des Ensembles. Roger George, ein weit überdurchschnittlich begabter Solotänzer, konnte für Jahre engagiert werden. Bald schon entwickelte er eigene Tanzprogramme, unternahm internationale Tourneen und wurde schließlich nach Bayreuth abgeworben. Das Ballett hatte sich dem internationalen Anschluß um ein gutes Stück genähert.

Als die Neuheit par excellence kam 1965 tänzerisch interpretierte Jazz-Musik nach Mannheim. Für einen Abend hatte man das berühmte Wolfgang-Lauth-Septett gebeten.

Aus diesem Versuch entwickelte sich eine bleibende Jazz-Begeisterung der Mannheimer, die in rund 20 Aufführungen pro Jahr ihren Ausdruck fand. Auch wurde ein eigenes Jazz-Ballett zusammengestellt, dessen Darbietungen zwar nicht zu messen sind am internationalen Standard, das Mannheimer Publikum — namentlich das jüngere — jedoch immer wieder zu faszinieren weiß.

## **Das Kinder- und Jugendtheater in Mannheim. Eine Bereicherung des südwestdeutschen Kulturkreises**

Im Oktober 1979 feierte das Mannheimer Nationaltheater sein 200jähriges Bestehen und hatte sich zu diesem großen Ereignis etwas ganz Besonderes einfallen lassen: Eine neue, eine vierte Theaterkategorie zu schaffen, nämlich das Kinder- und Jugendtheater als eigenständiges Unternehmen.

Seit den ersten Bestehensjahrzehnten des Theaters in Mannheim war das Nationaltheater Garant für Superlative. So wurde das Theater im Jahre 1777 gegründet, als sich die deutsche Sprache auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mühsam zu etablieren begann. Der pfälzische Kurfürst Carl Theodor hatte, wie so viele andere Fürsten und Adlige seiner Zeit, eine große Liebe zur deutschen Sprache entdeckt und entschloß sich zu einer Radikalkur. Das heißt, er entließ sein gesamtes fremdsprachiges Ensemble und gab den Auftrag, ein deutsches Nationaltheater zu erbauen mit deutschen Schauspielern und deutschen Stücken. Als erstes Nationaltheater deutscher Prägung setzte sich sein Theater durch, im Gegensatz zu ähnlichen Versuchen in Hamburg und Österreich, die schon bald nach ihrer Einführung scheiterten. Namen wie Schiller und August Wilhelm Iffland prägten die erste Zeit des jungen Theaters. Dann holte man in Mannheim zum zweiten Superlativ aus: Man übernahm das Theater im Namen der Stadt, schuf das erste kommunale Theater in Deutschland. Jetzt begann die Zeit des berühmtesten Bühnenbildners der damaligen Epoche, Josef Mühlendorfers. Seine Kunst war weit über die Landesgrenzen bis nach Paris und London berühmt und brachte ihm zahlreiche Auslandsaufträge ein. Endlich wurde das alte, viel zu klein gewordene Theater erstmals umgebaut, ließ Mühlendorfer den Küchen- und Toilettenmief außerhalb der Bühne, an den man in Mannheim bis dahin gewöhnt war. Richard Wag-

ner wurde zum erklärten Liebling des Publikums und dirigierte erstmals in Mannheim eines seiner Werke mit dem Rücken zum Publikum, eine unerhörte Neuerung, da man doch bis zu dieser Stunde geglaubt hatte, das Volk werde auf die Barrikaden gehen, wenn der Dirigent es einmal aus den Augen ließe. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden Berühmtheiten wie die später ermordete Gertrud Bindernagel und Hans Bahling, wie Erna Schlüter und Margarethe Teschemacher Ensemblemitglieder des Theaters. Willy Birgel, den wenige Jahre später der Film abwarb und auf das Erscheinungsbild des ewigen Don Juan festnagelte, stand Seite an Seite neben Josef Offenbach, Bum Krüger, Erich Musil und Raoul Aslan. Ida Ehre liebte und lobte das Theater als „Herz der Stadt“, jeder Straßenfeger und jede Blumenfrau waren auf Du und Du mit jedem „ihrer“ Lieb-linge.

Was Wunder also, daß das Mannheimer Nationaltheater wieder einmal mit in den ersten Reihen stand, als es galt, dem Jahr des Kindes Ehre anzutun? Immer schon hatte es in Mannheim Aufführungen für Kinder gegeben. Zuerst nur an Nachmittagen, an frühen Abenden. Später, nur für wenige Jahre, eine Sonderdarbietung am Rosenmontag, bei der es narrensicher zuzug. Dann richtete man für die oberen Klassen der Volksschule Schülervorstellungen ein, um auch diese Kinder schon beizeiten zum Publikum zu erziehen, für dessen stete Theaterleidenschaft Mannheim bis zum heutigen Tag berühmt ist.

Einige Spielzeiten ist es her, seit man sich in Mannheim für zeitgenössisches, zeitgemäßes Kinder- und Jugendtheater stark machte, das nichts oder nur wenig zu tun hatte mit den üblichen Weihnachts- oder anderen traditionellen Kinderstücken der Winterspielzeit.

Die Einsicht, daß Theater für Kinder innerhalb der normalen Spielzeit und des täglichen Spielbetriebes unmöglich oder doch nur in Ansätzen zu realisieren wäre, führte zu der Einrichtung eines ständigen Kinder- und

Jugendtheaters am Nationaltheater, dessen Stunde Null am 1. Dezember 1978 gekommen war.

Von da an hatten die künstlerischen, organisatorischen und pädagogischen Leiter — Dr. Roland Haas, Pavel Mikulastik, Annette Enders — alle Hände voll zu tun, die notwendigen Aufbauarbeiten einzuleiten. Schauspieler sprachen vor. Solche mit und solche ohne Bühnenerfahrung an einem Kinder- und Jugendtheater. Musikalität, Artistik, Vielseitigkeit des Könnens und eine gute Ausstrahlung waren ausschlaggebend für ein Engagement. Geeignete Texte mußten ausgewählt, Kontakte mit Autoren, Massenmedien und nicht zuletzt mit den Schulen, den Lehrern aufgenommen werden. So legte das Kinder- und Jugendtheater sogenannte Materialienhefte vor, anhand derer die interessierten Lehrer — 7 sind es bisher, die mitarbeiten wollten an der Besprechung und Gestaltung der Texte für die Bühne — ihren Schülern erste Einblicke oder Nachbesprechungen bieten können.

Mit der Einrichtung eines solchen Kinder- und Jugendtheaters stellt sich Mannheim in die erst dürftig gegliederte Kette der modernen politisch-pädagogisch engagierten Theater etwa in Berlin (Grips-Theater, Berliner Kammerspiele, Rote Grütze, Birne, Hoffmanns Comic Theater), in München (Münchner Märchen-Bühne, Oppodeldok, Off-Off-Theater) und in Hamburg (Theater für Kinder, Klecks-Theater).

Im Mai 1979 gab das neue Theaterensemble mit dem Stück „Hau den Lukas“ im sogenannten Forum der Jugend Mannheims seine erste Vorstellung. Dort, im Forum der Jugend, weil es noch keine feste Bühne gab! Die Alte Hauptfeuerwache in Mannheim, ein romantisches Gebäude mit großen Torbögen und schönen Fensterfronten am Ufer des Neckars und im Herzen der Stadt, sollte bis 1980/81 in ihrem zweiten Geschoß ein vollständiges Theater mit allen Räumlichkeiten vom Theatersaal bis hin zum Umkleide-raum aufnehmen.



Bis dahin aber mußten Säle, Jugendhäuser, Schulen usw. innerhalb der Stadt und eines Umkreises von ca. 100 Kilometern für Auführungen „herhalten“. Darüber hinaus aber sollte es mit „Strada“ ein Freiluftprogramm auf Mannheims Plätzen und Straßen geben, bei dem jedes Kind, jeder Jugendliche angesprochen und aufgefordert ist, einfach seine Meinung zu sagen, mitzuspielen. Man müsse die Kinder wieder lehren, was sie ursprünglich alle mit in die Wiege gelegt bekommen, sagte Dr. Haas, eine Empfindung, einen Eindruck von innen nach außen zu projizieren, in die Haut eines anderen zu schlüpfen und darin mit Phantasie ein neues Ich aufzubauen. Schauspiel sei etwas Ursprüngliches, etwas, wonach jeder von Natur aus Bedürfnis habe, aber auch Talent. Nur unser aller starre Erziehung, die Angst vor dem Entblößen des eigenen Gefühls und die Angst, anders zu sein, lasse dieses Bedürfnis, dieses Talent verkümmern. In Mannheim wolle

man Kindern die Möglichkeit bieten, sich in einem eigens eingerichteten Saal schminken zu lernen, Rollenspiele durchzuführen und wieder etwas von dem zurückzugewinnen, was die Umwelt ihnen genommen hat.

Zukunftsmusik machte Dr. Haas auch, als er den Gedanken äußerte, daß man in der Alten Feuerwache eines Tages sehr gerne eine Art Schauspielschule einrichten wolle für junge Künstler mit Ambitionen, im Kindertheater zu wirken. Eine solche Ausbildungssparte gibt es bislang nicht an Schauspielschulen oder Bühnen. Wer für Kinder spielen will, muß sich selber weiterbilden, muß selber sein Können auf- und ausbauen. In Mannheim wolle man Dozenten engagieren, die Seminare abzuhalten hätten, beispielsweise über Pantomime und Clownerie, über Jonglieren und Feuerspucken . . .

Vorerst jedoch bleiben mit dem fehlenden Platz auch die Ideen gut verpackt, bleibt Zeit, „nur“ Theater zu spielen.

## Mannheims prägender Eindruck auf Goethe:

„In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehen, von dem man viel Ruhmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmannschen und Lessingschen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehen . . .

Direktor Verschaffelts Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Altertums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durcheinander aufgestellt; ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehen der Vorhänge in das vorteilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeitlang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am meisten anzogen, und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere, durch seine mäßige Kolossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick, auch über unsere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was über ihn verhandelt und gestritten worden war, und suchte mir einen eigenen Gesichtspunkt; allein ich ward bald dorthin gezogen. Der sterbende Fechter hielt mich lange fest, besonders aber hatte ich der Gruppe von Kastor und Pollux, diesen kostbaren, obgleich problematischen Resten, die seligsten Augenblicke zu danken . . .“

Johann Wolfgang Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, Dritter Teil, elftes Buch

# Das Städtische Reiß-Museum

*Erich Gropengießer, Mannheim*

Das Zeughaus, in dem heute die Sammlungen des Reiß-Museums untergebracht sind, wurde vor rund 200 Jahren (1777–79) von dem flämischen Architekten und Bildhauer Peter Anton Verschaffelt für die Kurpfälzische Armee erbaut. Damals befanden sich das Antiquitäten-Kabinett, das Münz-Kabinett und die Sammlung von Gemälden, das Kupferstich- und Zeichnungs-Kabinett sowie die Schatzkammer der pfälzischen Kurfürsten im Mannheimer Schlosse, doch nur geringe Teile dieser Bestände verblieben in Mannheim, als die rechtsrheinische Pfalz zu Beginn des 19. Jahrhunderts an Baden fiel.

Hier kann nicht dargestellt werden, wie aus diesen Überbleibseln im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts durch Erwerbungen des badischen Großherzogs, durch die kontinuierliche Arbeit des 1859 gegründeten Mannheimer Altertumsvereins, durch Stiftungen Mannheimer Bürger und städtische Ankäufe wiederum umfangreiche Sammlungen aufgebaut worden sind und wie diese über den zweiten Weltkrieg hinweggerettet werden konnten. Erst 1957 wurden sie der Öffentlichkeit erneut in größerem Umfang zugänglich gemacht, und da es nur mit Mitteln der Reiß-Stiftung gelungen war, das im Kriege stark zerstörte Zeughaus wiederherzustellen und für die neue Zweckbestimmung auszubauen, trägt das Museum seitdem den Namen der Geschwister Carl Reiß (1843–1914) und Anna Reiß (1836–1915).

Die Kunst- und Stadtgeschichtlichen Sammlungen des Museums versuchen den Weg der städtischen Geschichte darzustellen, der von der Festung und Kolonistenstadt des 17. Jahrhunderts zur Hauptstadt des kurpfäl-

zischen Territoriums im 18. Jahrhundert und über die nach dem Verlust der Residenz wieder aufstrebende Handelsstadt des 19. Jahrhunderts zur modernen Industriestadt führte. An Stadtmodellen, Grundrißplänen und Ansichten wird diese Entwicklung ablesbar. Kunst und Kunsthandwerk des Barockzeitalters stehen im Mittelpunkt: die Plastiken des Hofbildhauers Paul Egell, Porträts und Landschaften pfälzischer bzw. in der Pfalz tätiger Maler und die unvergleichlich umfangreiche Sammlung von Porzellanen der Frankenthaler Manufaktur. Gemälde niederländischer Maler, kostbare Möbel, Gläser

*Kopf der bl. Teresa v. Avila  
Lindenholzrelief von Paul Egell (1744)  
Städt. Reiß-Museum Mannheim*





„Verblasen werdender Hirsch vor Postament-Vase“  
Frankenthaler Porzellan (entstanden zwischen 1757 und 1760)

Städt. Reiß-Museum Mannheim

und Silbergerät, Fayencen und Porzellane zahlreicher Manufakturen schließen sich an. Die Erzeugnisse der Fayence-Fabriken von Mosbach und Durlach mögen hervorgehoben sein, nachdem sie schon in Sonderausstellungen vorgestellt worden und über sie Bestandskataloge erschienen sind. Selbst eine flüchtige Aufzählung darf die einst in Mannheim geprägten Münzen und Medaillen nicht unerwähnt lassen und ebensowenig die Zeugnisse der Revolutionsjahre 1848/49; sie hat weiter aufmerksam zu machen auf die die 200jährige Geschichte des Mannheimer Nationaltheaters dokumentierende Theater-sammlung (im Quadrat B 4), die das Soufflierbuch der Uraufführung von Schillers „Räubern“ (1782) ihr eigen nennt.

Die ständige Ausstellung der Rheinschiff-fahrts-Sammlung wurde im Jahre 1980 im Collini-Center eröffnet. Sie versucht die Entwicklung der Rheinschiffahrt in den letzten 2000 Jahren vor allem anhand einer Folge im gleichen Maßstab gefertigter Schiffsmodelle zu veranschaulichen.

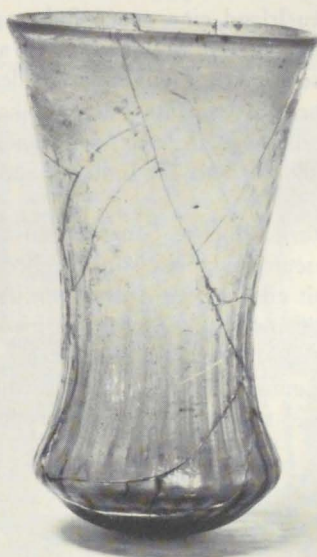
Den Kern der Archäologischen Sammlungen bilden die Funde aus der Ur- und Frühgeschichte des Mannheimer Raumes. Auf einer großen Wandkarte leuchten die Fundplätze der Gräber, Siedlungen, Depots und einzelner Gegenstände auf; verschiedene Farben der Lämpchen zeigen jeweils die Zeitstellung an, so daß sich aus der Karte der Gang der Besiedlung erfassen läßt. In der Ausstellung verfolgt der Besucher die verschiedenen Etappen der kulturgeschichtlichen Entwicklung, die mit den Steinzeitkulturen anhebt, über Bronze- und Eisenzeit zur Römerzeit führt und sich über die Völkerwanderungszeit in das Mittelalter hinein fortsetzt. Neben den Funden, die dem heimischen Boden entstammen, stehen Zeugnisse der verschiedensten prähistorischen Kulturen Alt-Europas; aber auch das Werden der mediterranen Hochkulturen wird durch eine ansehnliche Sammlung antiker Keramik dokumentiert. Traditionsgemäß ist mit den Archäologischen Sammlungen die Bodendenkmalpflege

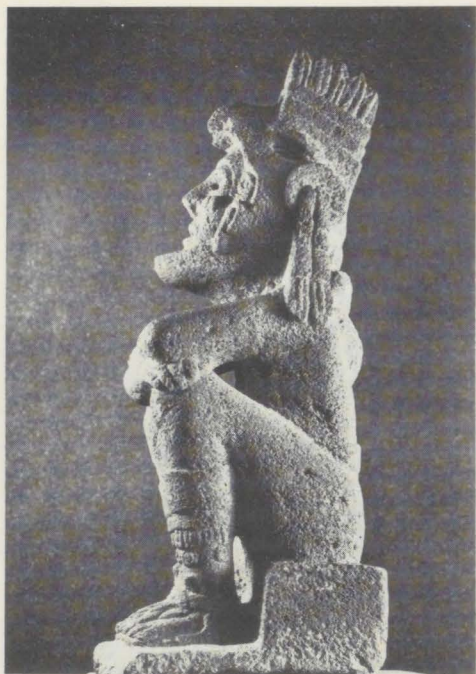
im Mannheimer Raum verbunden. Rettungsgrabungen und Notbergungen, die im Auftrag des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg vorgenommen werden, lassen Jahr für Jahr einen Strom von Neufunden in das Museum gelangen.

In den Völkerkundlichen Sammlungen sind in großen Schaubühnen ganze Lebensbilder aus der sog. „Dritten Welt“ aufgebaut. Keramik und vielerlei Gerät, Textilien und Waffen, steinerne und hölzerne Plastiken u.a.m. vermitteln — unterstützt durch Großphotographien, vor denen die Gegenstände erscheinen — einen ungemein lebendigen Eindruck von diesen Kulturen. Breiten Raum nehmen z. Z. — aus Platzmangel ist vor allem die Afrika-Sammlung magaziniert — die reichhaltigen Bestände aus Ozeanien ein; so

*Gläserner Sturzbecher aus dem fränkischen Grabfund von Mannheim-Vogelstang (6. Jahrhundert n. Chr.)*

Städt. Reiß-Museum Mannheim





*Xochipilli, der Gott des Maises, der Morgensonne  
und des Tanzes*  
*Aztekische Steinplastik (um 1500 n. Chr.)*  
Städt. Reiß-Museum Mannheim

ist z. B. der „Malanggan-Kunst“ des nördlichen Neu-Irland eine ganze Bühne gewidmet. Des weiteren ist hinzuweisen auf die Zeugnisse aus Arktis und Subarktis des amerikanischen Kontinents, der Völker der nordamerikanischen Prärie, der altmexikanischen Kulturen und der Indianer Südamerikas.

Die Naturkundlichen Sammlungen wurden dem Museum im Jahre 1980 angegliedert; sie traten mit einer ersten Ausstellung über das Thema „Tiere und Menschen der Eiszeit“ im Frühjahr 1982 an die Öffentlichkeit.

Die Gesamtbesucherzahl des Reiß-Museums ist im Jahre 1981 auf 77 027 angestiegen. Ins-

gesamt fanden in den verschiedenen Abteilungen 350 öffentliche Führungen statt, die sich auf die ständigen Schausammlungen, z. T. mit besonderer Themenstellung, auf die Sonderausstellungen und die verschiedenen Sonderschauen erstreckten. Besonders ausgewählte Gegenstände werden von den Wissenschaftlern bei den jeweils im Herbst veranstalteten „Mannheimer Museumsabenden“ genau beschrieben, anhand von Lichtbildern eingehend erläutert und in größere Zusammenhänge eingereiht. Musik des 18. Jahrhunderts gibt diesen Abenden ihr besonderes Gepräge, so daß die Sammlungen für Freunde und Förderer auch zu einem Ort der Begegnung werden. Ein „Fördererkreis für das Reiß-Museum e.V.“ wurde im Jahre 1968 gegründet; er hat seither in vielfältiger Weise segensreich für das Museum gewirkt.

Ludwig W. Böhm, der Schöpfer des Reiß-Museums, hat im 37. Jahrgang der „Badischen Heimat“ (Heft 2/3, S. 193) dargelegt, daß „Reichtum und die Verschiedenheit“ seiner Bestände das frühere Mannheimer Schloßmuseum ausgezeichnet haben und daß sie „in noch stärkerem Maße“ heute das Reiß-Museum kennzeichnen. Unleugbar übt die Vielgestaltigkeit der Sammlungen eine besondere Anziehungskraft auf die Besucher aus. Was immer man ins Auge faßt, die „Urkunden“ geschichtlichen Werdens, die Werke hoher Kunst oder die Zeugnisse trefflichen Handwerks, stets wird man des Wirkens schöpferischer Kräfte gewahr. Denn es liegt auf allen Gegenständen, die im Museum greifbar sind, die das Museum begreifbar zu machen bestrebt ist, das „Charisma der Originalität“ (Carlo Schmid), aus welchen Zeiten und Räumen die Dinge auch stammen mögen, aus vertrauter Nähe oder fremdartiger Ferne.

# Bücher — nicht nur zum Lesen

In der Universitätsbibliothek Mannheim

*Manfred Kleiss, Mannheim*

Zu den bevorzugten Aufgaben einer wissenschaftlichen Bibliothek gehört die Bereitstellung, Erschließung und Ausleihe von Literatur aus allen Wissensgebieten. Insbesondere eine Universitätsbibliothek erwirbt ihre Bücher und Zeitschriften zu einem wesentlichen Teil aufgrund der aktuellen Bedürfnisse in Studium, Lehre und Forschung. Bei der überaus großen Fülle des Angebots muß dabei kritisch gewichtet und ausgewählt werden. Daneben ist auch eine Fülle von Fachgebieten zu pflegen, die an der Universität nicht gelehrt werden, für die jedoch ebenfalls Literatur bereitstehen sollte. Hierbei wird an der Universitätsbibliothek Mannheim besonders an die Benutzer aus der Stadt und Region gedacht. Auch die Anschaffung von Tages- und Wochenzeitungen, sehr speziellen Nachschlagewerken verschiedenster Art, Literaturkarteien, Bibliographien u. a. gehört zu den selbstverständlichen Aufgaben einer Bibliothek.

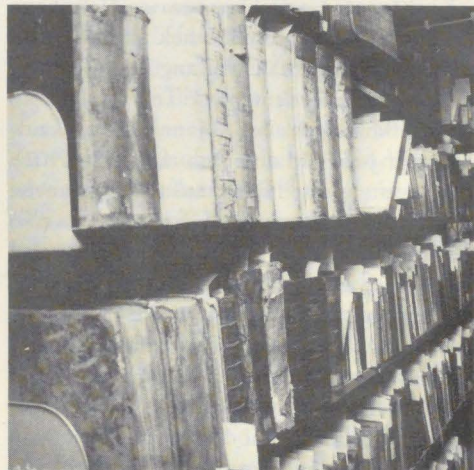
Neben diesen aktuell benötigten Veröffentlichungen, meist in neuerer und neuester Zeit erschienen, gilt es ebenso, die alten Bestände zu pflegen und zu erschließen. Die Universitätsbibliothek Mannheim besitzt rd. 50 000 Bücher aus den ersten 4 Jahrhunderten der Buchdruckerkunst, also aus der Zeit von ca. 1450 bis 1850. Diese Bücher sind aus Sicherheitsgründen in einem besonderen Magazin teil aufgestellt, ihre Benutzung ist nur im Lesesaal erlaubt, und sie werden unter der Bezeichnung „Alte Drucke“ zusammengefaßt<sup>1)</sup>. Es sind diejenigen Bücher, die „nicht nur zum Lesen“ sind, denn für sie können nicht

normale Benutzungsregelungen gelten. Sie müssen vielmehr selbst noch bearbeitet, erforscht, erschlossen und restauriert werden. Die Besonderheiten liegen hauptsächlich darin, daß diese Bestände

- wenigstens zum Teil recht wertvoll und selten sind,
- in den Katalogen (noch) nicht so gut erschlossen sind wie die neuere Literatur,
- teilweise erst gründlich restauriert werden müssen, um überhaupt benutzt werden zu können und
- vom Alter und Inhalt her fast ausschließlich für die Forschung von Interesse sind.

Der größte und wertvollste Teil dieser Alten Drucke kam erst im Jahre 1971 in den Besitz

*Alte Drucke im Magazin der Universitätsbibliothek Mannheim*



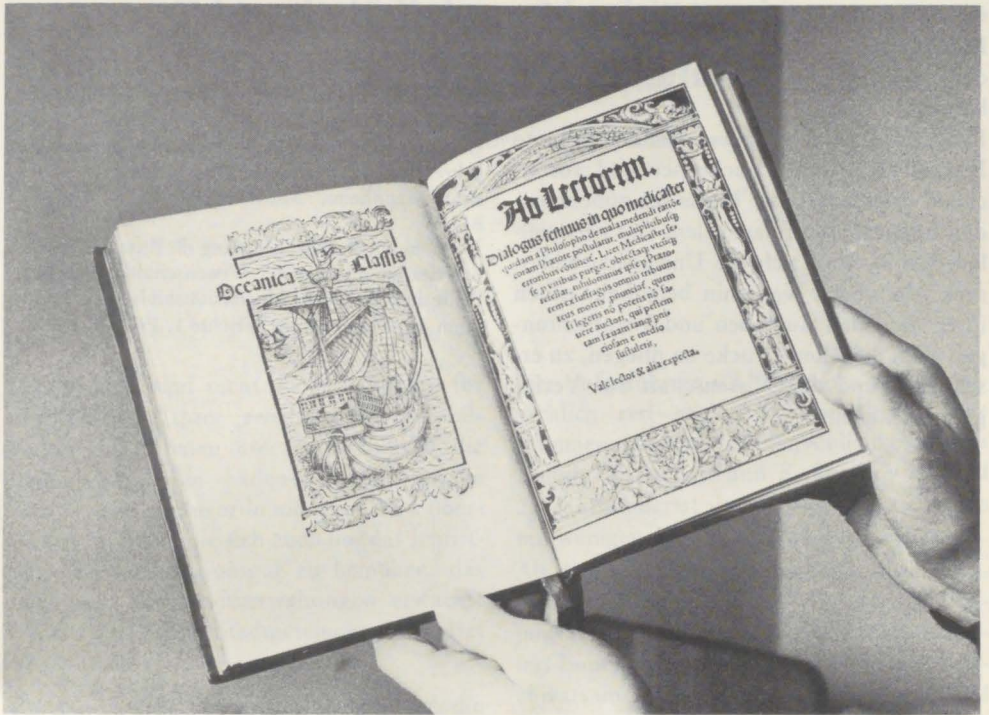
der Universitätsbibliothek Mannheim<sup>2)3)</sup>. Damals schlossen die Stadt Mannheim und das Land Baden-Württemberg einen Vertrag über den Zusammenschluß der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek Mannheim und der Bibliothek der Universität Mannheim. Nach diesem Vertrag „verpflichtet sich die Stadt Mannheim dem Lande Baden-Württemberg die Bestände der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek . . . zu übereignen.“ Der gesamte Bestand der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek umfaßte Bücher, Zeitschriften und Dissertationen aus allen Wissenschaftsgebieten, wie es einer wissenschaftlichen Bibliothek zukommt. So waren z. B. die Sachgebiete Sprach- und Literaturwissenschaft mit ca. 19 000 Bänden, Geschichte und Kulturgeschichte mit ca. 11 000 Bänden, Mathematik und Naturwissenschaften mit ca. 5000 Bänden vertreten. Ein bedeutender und wertvoller Bestandteil waren die über 40 000 Alten Drucke, die aus mehreren Sondersammlungen bestehen und die sich ebenfalls über ein weites Spektrum wissenschaftlicher Fachgebiete erstrecken. Im wesentlichen sind es 6 Bibliotheken, aus denen sich diese alten Drucke zusammensetzen:

- Die ehemalige Privatbibliothek des französischen Dichters und Philologen Joseph Terrasse Desbillons, SJ, (1711—1789), ein Jesuitenpater, der von 1764 an als Gast des Kurfürsten Carl Theodor in Mannheim lebte. Seine Privatbibliothek ist nach Universalität, Qualität, Umfang und Wert mit Abstand der bedeutendste Teil.
- Die Bibliothek des Mannheimer Kaufmanns Julius Mammelsdorf (1839—1902). Als weitgereister Bankkaufmann sammelte er Literatur aus vielen Sprachen, wobei seine Vorliebe auch dem Originellen und Kuriosen galt, also Literaturgattungen, die sonst eher vernachlässigt wurden.
- Der am Mannheimer Lyceum als Konrektor tätige Johann Jacob Weickum (1770—1834) hinterließ eine Privatbibliothek, die ihn als modernen und hervorragenden Pädagogen zugleich ausweist.

— Ein anderer Teil der Alten Drucke stammt aus der 1723 gegründeten Bibliothek des Jesuitenkollegs Mannheim, aus der Hofbibliothek Mannheim (Restbestände der sogenannten „zweiten Palatina“ — der Hauptbestand befindet sich in München) und aus der 1804 gegründeten Bibliothek der Mannheimer Lesegesellschaft Harmonie. Die verschiedenen Intentionen der Gründer und Betreuer lassen sich an der Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit der erhaltenen Bestände noch heute ablesen.

Im Vertrag zwischen der Stadt Mannheim und dem Land Baden-Württemberg wurde auch vereinbart, daß „dafür Sorge getragen wird, daß die . . . früheren Bestände der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek weiter gepflegt werden . . .“. Diese Aufgabe ist ein außergewöhnlich schwieriges Unterfangen. Schon die Wissenschaftliche Stadtbibliothek hat größere Anstrengungen unternommen, um die Alten Drucke zu pflegen und zu erhalten. So wurden Einbände zur Konservierung eingefettet, mehrere hundert Bände neu gebunden und einige davon mit besonderem Aufwand restauriert. Die Universitätsbibliothek hat ein über viele Jahre laufendes Projekt über die Bearbeitung der Alten Drucke entworfen und im Jahre 1977 mit der Realisierung begonnen. In den ersten beiden Jahren wurden alle Bände gereinigt und, soweit notwendig, die Ledereinbände konservierend eingefettet. Seit dem Jahre 1978 beschäftigt die Universitätsbibliothek einen Restaurator, der sich ausschließlich um die Restaurierung der beschädigten Werke der Alten Drucke bemüht. Es wird großer Anstrengungen bedürfen, die durch zeitweise unsachgemäße Lagerung und durch Kriegseinwirkungen zu einem Teil erheblich beschädigten Bücher wieder zu restaurieren und benutzbar zu machen. Zunächst liegt die Hauptarbeit darin, die beschädigten Bücher vor weiterem Zerfall zu retten; erst zu einem späteren Zeitpunkt kann in größerem Umfang auch das wirkliche Restaurieren und Neubinden in Angriff genommen werden.





Sehr gut erhaltenes Exemplar des Kolumbus-Briefs von 1494

Bei diesem zahlenmäßig so umfassenden Bestand sind — bedingt durch die bibliographische Gestaltung der Bücher entsprechend ihrer Erscheinungszeit — nur wenige Teile nach heute geltenden Katalogisierungsregeln erfaßt. Aus verschiedenen Gründen konnten die auf diesem Gebiet geleisteten Arbeiten der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek nicht unmittelbar weitergeführt werden. Nachdem die oben beschriebene Reinigung abgeschlossen war und mit der Konservierung bzw. Restaurierung begonnen wurde, konnte auch die Neukatalogisierung nach den heute gültigen „Regeln für die Alphabetische Katalogisierung“ in Angriff genommen werden. Als erste Gruppe wird seit 3 Jahren der im wesentlichen aus der Bibliothek Desbillons stammende thematische Bestand „Belles Lettres“ katalogisiert. Dabei handelt es sich um rund 5000 Bände, vorzugsweise aus dem Be-

reich der lateinischen und französischen Philologie, mit einem hohen Anteil seltener Ausgaben. Wir schulden der Deutschen Forschungsgemeinschaft großen Dank für die finanzielle Unterstützung dieses Projekts.

Diese ausführliche Katalogisierung ist jedoch gerade bei „Alten Drucken“ zeitlich aufwendig und personalintensiv. Aus diesem Grunde wurde im Jahre 1981 ein neues Verfahren entwickelt, von dem wir eine spürbare Beschleunigung der Bearbeitung erwarten, ohne auf wesentliche Informationen verzichten zu müssen. Hierzu werden Kopien der Titelblätter angefertigt, die durch eine sog. Kurztitelaufnahme ergänzt werden. Die Titelkarten werden nach verschiedenen Merkmalen (alphabetisch, systematisch, zeitlich, nach dem Druckort) geordnet und erschließen so den Bestand. Die Verknüpfung mit den Titelblattkopien erfolgt über die Signa-

tur. Die bisherigen Erfahrungen mit dieser Katalogisierungsmethode haben gezeigt, daß der eingeschlagene Weg richtig und vorteilhaft ist.

Es wird noch Jahre dauern, bis der gesamte Bestand der Alten Drucke neu und ausreichend erschlossen ist. Trotz der zunehmenden Engpässe auf finanziellem und personellem Gebiet wird sich die Universitätsbibliothek Mannheim weiterhin bemühen, neben ihren aktuellen Aufgaben und Verpflichtungen auch die Alten Drucke zu pflegen, zu erschließen und der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen.

#### Literatur

1) Schibel, Wolfgang: Alte Drucke in der Universitätsbibliothek Mannheim. In: Gesellschaft d. Freunde d. Universität Mannheim, Mitteilungen, 1978, H. 2, S. 44–51.

2) Haas, Herbert: Die Universitätsbibliothek im Jahre 1970. In: Gesellschaft d. Freunde d. Universität Mannheim, Mitteilungen, 1971, H. 2, S. 61–69.

3) Paimann, Volker: Empfang im Rittersaal anlässlich der Übernahme der Wissenschaftlichen Stadtbibliothek durch die Universitätsbibliothek Mannheim. In: Mannheimer Berichte 1, 1971, S. 13–14.

### „Das freundliche Mannheim“:

*Darum hab ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen  
Bald begeben und seben zum wenigsten Straßburg und Frankfurt  
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.  
Denn wer die Städte gesehen, die großen und reinlichen, ruht nicht,  
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzierern.*

*Johann Wolfgang Goethe, Hermann und Dorothea, Dritter Gesang, Thalia*

# Die schriftlichen Nachlässe im Stadtarchiv Mannheim

*Marianne Pörtl und Jörg Schadt, Mannheim*

Stadtarchive sind nicht allein zuständig für das Schriftgut ihrer jeweiligen Stadtverwaltungen. Im Rahmen ihrer Pflichtaufgabe, die ihnen durch die baden-württembergische Akten- und Archivordnung von 1964 übertragen ist, haben sie sich auch um das schriftliche Dokumentationsgut zu bemühen, das außerhalb der Stadtverwaltungen erwächst und als Quelle zur Stadtgeschichte verwertet werden kann.

Zu diesem Dokumentationsgut gehören die schriftlichen Überlieferungen von gesellschaftlichen Institutionen wie Vereinen, Parteien und Verbänden ebenso wie Familienarchive und die schriftlichen Nachlässe von Einzelpersonen.

Das Stadtarchiv Mannheim<sup>1)</sup>, das seine Geschichte als städtisches Amt 1907 mit der Berufung des Historikers Friedrich Walter begann, hat seit damals außerstädtisch erwachsene Quellen wie Briefe und Manuskripte gesammelt. Nachlässe — im Sinne von gewachsenen und in sich gegliederten Schriftgütern — gelangten vereinzelt nach 1950 in das Stadtarchiv. Mit dem personellen Ausbau des Archivs unter fachlicher Leitung wurde seit Mitte der sechziger Jahre ein einigermaßen systematisches Sammeln und damit auch die Ermittlung von schriftlichen Nachlässen möglich. Dies war und ist in Mannheim deshalb so notwendig, weil außerstädtisches Schriftgut auch als Ersatz für die überaus schweren Kriegsverluste an städtischem Schriftgut dient. Die weitaus größte Zahl der

hier aufgeführten 73 Nachlässe wurde tatsächlich erst nach 1965 eingebracht. Sie stammen zumeist von Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts; ihr Schriftgut bezieht sich mit wenigen Ausnahmen auf ihre Lebenszeit.

Als die quantitativ und qualitativ bedeutendsten sind — in der Reihenfolge der Geburtsjahre — die Nachlässe des Musikalienhändlers Emil Heckel, des ersten Mannheimer Archivars und Historikers Friedrich Walter, des Direktors der Kunsthalle Fritz Wichert, des Oberbürgermeisters Hermann Heimerich, des Intendanten Hans Schüler sowie der Architekten und Bauunternehmer Ludwig zu bezeichnen. Das Schriftgut weist in einer Reihe von Fällen weit über den Bereich der Stadt Mannheim hinaus, etwa bei Emil Heckel, Wichert, Heimerich und Schüler.

Fast sämtliche Nachlässe sind durch Findmittel erschlossen.

In dem ca. 650 Einheiten umfassenden Bestand „Kleine Erwerbungen“ des Stadtarchivs Mannheim finden sich mehrere Fragmente und Einzelstücke aus Nachlässen von Persönlichkeiten, die für Mannheim bedeutend gewesen sind.

Abkürzungen

I = Inhalt

L = Laufzeit

U = Umfang

Die Angabe „Persönliches“ unter Inhalt bedeutet Dokumentation zum persönlichen und beruflichen Werdegang.

ANGSTMANN, KURT (1915—1978)

Dozent an der Ingenieurschule Mannheim, MdL (SPD) und Stadtrat, Finanzminister des Landes Baden-Württemberg 1966—1968

I: Persönliches, Abgeordnetentätigkeit u. a. „Grüner Süden“, Bundesgartenschau, Klinikum, Süddeutscher Rundfunk, Bau- und Sparverein, Stadtwerke, Rothausbrauerei

L: 1950—1978

U: 0,60 m

BARBER, KARL (1882—1957)

Kaufmann, Stadtverordneter und Stadtrat (DDP, CDU)

I: Besetzung Mannheims 1945, Gründung der CDU in Mannheim, Korrespondenz mit Theodor Heuß, Rudi Baerwind u. a.

L: 1926—1957

U: 0,02 m

BECK, OTTO (1846—1908)

Jurist, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1891—1908

I: Persönliches, Redemanuskripte (Nachträge seiner Witve)

L: 1860—1937

U: 0,43 m

BÖTTGER, RICHARD (1873—1957)

Glaser, Arbeitersekretär 1903—1919, MdL (SPD) 1913—1918, besoldeter Stadtrat und Bürgermeister der Stadt Mannheim 1919—1933 und 1945—1948

I: Korrespondenz hauptsächlich ehrenamtliche und politische Tätigkeit und journalistische Arbeiten

L: 1911—1957 (Masse 1945—1957)

U: 0,24 m

BOPP, WILHELM (1863—1931)

Musiker, Dozent an der Hochschule für Musik in Mannheim 1889—1907, Leiter der K. K. Akademie für Musik u. darstellende Kunst in Wien 1907—1919, Journalist

I: Korrespondenz mit Komponisten und Musikern, Rezensionen

L: 1870—1931

U: 0,72 m

BORELLY, WOLFGANG (geb. 1906)

Beigeordneter für das Tiefbauwesen der Stadt Mannheim 1955—1972

I: Brücken- und Straßenbau der Stadt Mannheim

L: 1951—1972

U: 1,38 m

BRAUN, JOSEF (1889—1955)

Ingenieur, Baurat 1911—1945, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1945—1948, Mitglied des Wirtschaftsrats des vereinigten Wirtschaftsgebiets 1948

I: Persönliches, Besetzung Mannheims 1945, Wiederaufbau, Entnazifizierung, CDU, Tätigkeit im Wirtschaftsrat des vereinigten Wirtschaftsgebiets, Korrespondenzen

L: 1908—1954

U: 0,33 m

BRÜMMER, JOHANNES (1886—1966)

Schmied, Politiker (SPD, USPD), Gewerkschaftsfunktionär, Vorsitzender der IG Metall

I: Persönliche, gewerkschaftliche u. politische Tätigkeit

L: 1937—1966

U: 0,10 m

BÜCHNER, WILHELM (1880—1960)

Regierungsrat, MdL (Zentrum) 1925—1928, Bürgermeister der Stadt Mannheim 1928—1933

I: Persönliches, Reichspatent zur Herstellung bituminöser Schotterdecken, Autostraße Ha[mburg]—Fra[nkfurt]—Ba[sel]

L: 1927—1934, 1948

U: 0,19 m

BUSAM, WILHELM sr. (1862—1921)

Steinhauermeister, und

BUSAM, WILHELM jr. (1897—1965)

Inhaber der Fa. „Mannheimer Sandstein- und Granitwerke“

I: Persönliches (Briefe, Tagebücher), Betrieb, „Manheimer Bauhütte“ (Zusammenschluß von Angehörigen des Mannheimer Baugewerbes)

L: 1876—1971

U: 0,31 m

CAHN-GARNIER, FRITZ (1889—1949)

Jurist, Stadtsyndikus 1923—1933; 1945, Landesdirektor der Finanzen, Finanzminister v. Württemberg-Baden, Präsident der Landeszentralbank, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1948/49

I: Persönliches, berufliche und politische Tätigkeit, Vertretung jüdischer Belange, Reden und Artikel zu Recht, Verwaltung und Politik

L: 1898—1949

U: 0,35 m

CHLEBOWSKY, WALTER (1890—1965)

Jurist, Bürgermeister in Minsk-Mazowiecki 1916—1918, Oberverwaltungsrat der Stadt Mannheim 1938—1944

I: Persönliches, wissenschaftliche u. berufliche Tätigkeit

L: 1901—1965

U: 0,27 m

ELSAESSER, ADOLF (1887—1962)

Diplomingenieur, Beigeordneter und Vorstand des Tiefbauamts

I: Verkehrsgeschichte Mannheims, Riedbahn, Anfänge der „Hafraba“, Friedrich-Ebert-Brücke

L: 1910—1961

U: 0,24 m

ESSER, FRITZ (1914—1978)

Geschäftsführer, MdL (SPD) und Stadtrat

I: Persönliches, Gemeinderatswahl 1975, Bundesgartenschau, Klinikum

L: 1935—1978

U: 0,10 m

FINTER, JULIUS (1872—1941)

Jurist, Bürgermeister der Stadt Mannheim 1908—1919, Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe

I: Persönliches

L: 1917—1928

U: 0,04 m

FRÄNKEL, HUGO (1871—1952)

Lehrer

I: Persönliches, Mühlauschlößchen, Schwetzinger Schloßgarten

L: 1934—1950

U: 0,12 m

GECK, OSKAR (1867—1928)

Journalist, MdR (SPD) 1914—1928

I: Persönliches, Glückwünsche

L: 1905—1957

U: 0,07 m

GEISS, ANTON (1858—1944)

Schreiner, sozialdemokratischer Politiker

I: Korrespondenzen (Ablichtungen)

L: 1883—1965

U: 0,06 m

GENTIL, JOSEPH (1875—1956)

Rechtsanwalt

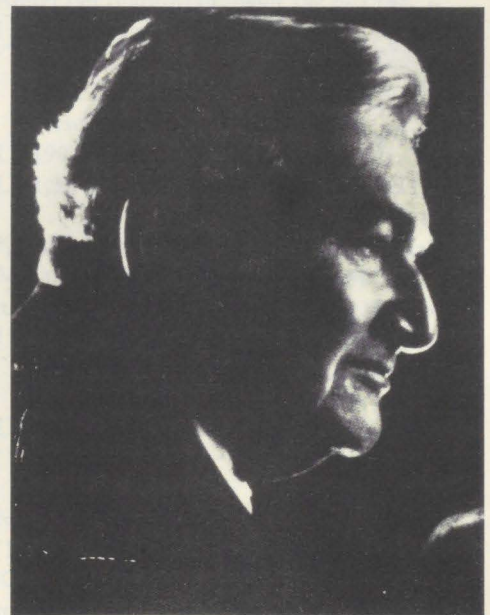
I: Handakten (Vertretung jüdischer Klientel während des nationalsozialistischen Regimes)<sup>2)</sup>

L: 1930—1945

U: 1,87 m

*Joseph Gentil*

Bild: Stadtarchiv Mannheim



GÖDELMANN, JAKOB (1898—1980)

Kunstmaler, und

GÖDELMANN, JOHANNA (1901—1975)

Krankenschwester, leitete nach der Deportation der badischen und Mannheimer Juden 1940 das israelitische Krankenhaus in Mannheim

I: Persönliches, Korrespondenzen, u. a. Briefe von Internierten an Johanna Gödelmann

L: [1914—1977]

U: ca. 0,10 m

GROHE, HELMUT (geb.1893)

Kapellmeister

I: Sammlung von Briefen aus den Nachlässen von Oskar Grohe, Hugo Becker und Helmut Grohe, umfaßt Briefe v. Wilhelm Furtwängler, Engelbert Humperdinck, Franz Liszt, Cosima, Richard und Siegfried Wagner

L: 1856—1954

U: 0,41 m

GUTKIND, CURT SIGMAR (1896—1940)

Romanist

I: Persönliches, Korrespondenz u. a. Gustav Radbruch, Karl Vossler, literarische Aufsätze, Rezensionen zu Veröffentlichungen Gutkinds

L: 1903—1969

U: 0,24 m

HACHENBURG, HANS (1897—1975)

Jurist

I: Briefe Max Hachenburgs an seinen Sohn Hans Hachenburg und Briefsammlung Max Hachenburg an verschiedene Empfänger u. a. Karl Geiler

L: 1946—1953

U: 0,12 m

HACHENBURG, MAX (1860—1951)

Jurist

I: Persönliches, Familiengeschichte, wissenschaftliche Tätigkeit, Korrespondenz<sup>3)</sup>

L: 1861—1971

U: 0,34 m

HANBUCH, HANS (1901—1975)

Bauingenieur, Stadtrat (ML) 1960—1971

I: Stadtratstätigkeit, Gemeinderats- und Ausschußprotokolle

L: 1960—1972

U: ca. 5,00 m

HECKEL, EMIL (1831—1908)

Musikalienhändler

I: Gründung des Mannheimer Wagner-Vereins, Bayreuther Festspiele, Förderung Richard Wagners, Korrespondenz vor allem mit Richard und Cosima Wagner, Franz Liszt, Friedrich Nietzsche u. v. a.

L: 1870—1927

U: 0,66 m



Emil Heckel

Bild: Stadtarchiv Mannheim

HECKEL, KARL (1858—1923)

Musikschritsteller, Sohn von Emil Heckel

I: Korrespondenzen u. a. mit Felix Mottl, Ernst Kriek, Eugen d'Albert, Marie von Bülow, Hermann Burte

Als Anhang ist dem Bestand der Nachlaß des Ichthyologen und Kustosadjunkten am Hofnaturalienkabinett in Wien Jakob Heckel, einem Großonkel von Karl Heckel, beigegefügt.

L: 1733—1940

U: 0,15 m

HECKL, KORBINIAN (1902—1973)

Ingenieur, Stadtrat (SPD) 1947—1973

I: Stadtratstätigkeit

L: 1950—1973

U: 0,34 m

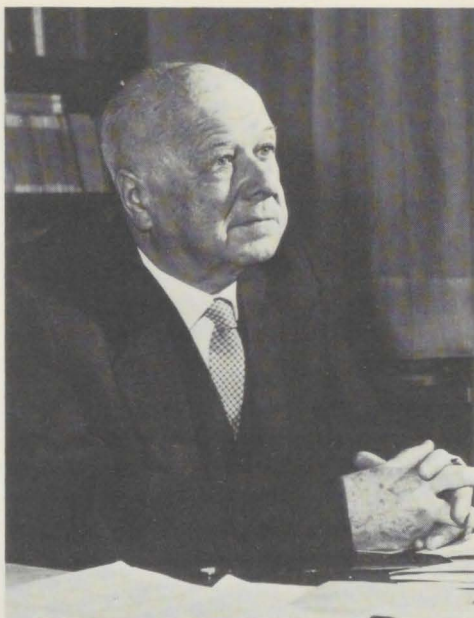
HEIMERICH, HERMANN (1885—1963)

Jurist, Stadtrat in Nürnberg 1919—1925, Bürgermeister in Kiel 1925—1928, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1928—1933 und 1949—1955

I: Persönliches, Freidenkerbewegung, berufliche, politische u. ehrenamtliche (Interessen u.) Tätigkeit, Kommunaldienst u. Tätigkeit als Chef des Oberregierungspräsidiums Mittelrhein-Saar, Verlagsgesellschaft Recht u. Wirtschaft, Südweststaat, Kurpfalz-Bewegung, Kommunalzweckverband im Raum Mannheim, Sachverständigenausschuß für die Neugliederung des Bundesgebiets, Sachverständigenkommission für die Vereinfachung der Verwaltung beim Bundesministerium des Innern, Vorträge und Aufsätze, Reden u. Vorworte, Korrespondenz u. a. Albert Bassermann, Hans Reschke, Gustav Radbruch, Franz Schnabel, Fritz Cahn-Carnier, Theodor Heuss, Reinhold Maier, Hermann Veit, Carlo Schmid, Theodor Eschenburg, Hans Luther, Anhang Nachlaß Annaluse Heimerich und Photokopien staatlicher Akten des Oberregierungspräsidiums Mittelrhein-Saar, Handakten der Rechtsanwaltskanzlei Heimerich<sup>4</sup>)

L: 1819—1963

U: 11,00 m



Hermann Heimerich

Bild: Stadtarchiv Mannheim

HOFMANN, EMIL (1886—1971)

Kommunalstatistiker, Amtsvorstand bzw. stellvertretender Amtsvorstand verschiedener Ämter der Stadt Mannheim 1912—1945

I: Persönliches, Tätigkeit der Preisprüfungsstelle, Sammlungen zur Geschichte der SPD, DVP, NSDAP, Lebensmittelversorgung u. Statistik

L: 1902—1949

U: 1,30 m

KREBS, DANIEL (1827—1901)

Mathematiker, Leiter einer Privatschule, Demokrat. Politiker (Achtundvierziger)

I: Briefe von Führern der liberalen und radikaldemokratischen Bewegung Südwestdeutschlands

L: 1848—1898

U: 0,06 m

KRONBERGER-FRENTZEN, HANNA (1887—1963)

Kunsthistorikerin, wissenschaftliche Angestellte der Kunsthalle Mannheim 1921—1950

- I: Verleihung Schillerplakette, kunstgeschichtliche Arbeiten  
L: 1845—1964  
U: 0,84 m
- KUTZER, THEODOR (1864—1948)  
Jurist, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1914—1928  
I: Persönliches, wissenschaftliche Aufzeichnungen  
L: 1872—1963  
U: 0,10 m
- LAMEY, AUGUST (1816—1896)  
Jurist, liberaler Politiker  
I: Einzelschriftstücke zur wissenschaftl. u. politischen Tätigkeit  
L: 1764—1888  
U: 0,01 m
- LANGER, HANS WERNER (1897—1953)  
Lehrer, Beigeordneter für Kultur der Stadt Mannheim 1953  
I: Tätigkeit bei der Stadt Mannheim, eigene Werke  
L: 1922—1963  
U: 0,17 m
- LENEL, HEINZ WALTER (geb. 1914)  
Chemiker  
I: Briefe Richard Lenels an seinen Sohn Heinz Walter Lenel  
L: 1936—1950  
U: 0,01 m
- LENEL, RICHARD (1869—1950)  
Handelskammerpräsident der Stadt Mannheim  
I: Persönliches, Moritz und Karoline Lenel-Stiftung  
L: 1857—1949  
U: 0,03 m
- LÖWIT, OTTOKAR (1864—1945)  
Ingenieur, Leiter der Verkehrsbetriebe 1900—1930  
I: Persönliches  
L: 1909—1953  
U: 0,01 m
- LOHRER, EMIL (1875—1950)  
Lehrer, Repräsentant des von Anton Sickinger entwickelten „Mannheimer Schulsystems“  
I: Mannheimer Volksschulwesen  
L: 1890—1950  
U: 0,07 m
- LUDWIG, KARL AUGUST (1818—1902),  
FRIEDRICH (1847—1894), AUGUST (1851—1923), AUGUST jr. (1881—1938),  
WERNER (1886—1918)  
Architekten  
I: Pläne für öffentliche und private Bauprojekte der Baufirma F. & A. Ludwig u. a. Industrieanlagen, soziale Einrichtungen, Denkmäler, Friedrichsplatz, Lagepläne, Studienpläne  
L: 1873—1938  
U: ca. 2,50 m
- MARGULIES, ROBERT (1908—1974)  
Kaufmann, MdB (FDP) 1949—1964, Mitglied der Kommission der Europäischen Atomgemeinschaft 1964—1967  
I: Politische Tätigkeit, Europa-Union, Friedrich-Naumann-Stiftung, FDP  
L: 1951—1975  
U: 0,80 m
- MATHY, CARL (1806—1868)  
Badischer Politiker, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49, Ministerpräsident von Baden 1866  
I: Bemühungen zur Gründung der Badischen Bank, Korrespondenz mit Friedrich Reiß  
L: 1863/64  
U: 0,07 m
- MAYER-DINKEL, GUSTAV (1853—1937)  
Kaufmann, Stadtverordneter (Nationalliberale Partei, DDP)  
I: Politische Tätigkeit, Militärdienst  
L: 1870—1927  
U: 0,04 m
- MAYER-DINKEL, LEOPOLD (1883—1967)  
Kaufmann



I: Abwehr nationalsozialistischer Maßnahmen gegen Nichtarier  
L: 1927—1936  
U: 0,02 m

MEUSER, FRANZ (1873—?)

Jurist  
I: Korrespondenz mit Mannheimer Persönlichkeiten, hauptsächlich Schauspieler und Sänger  
L: 1885—1940  
U: 0,05 m

PASSARGE, WALTER (1898—1958)

Leiter der Mannheimer Kunsthalle 1936—1958  
I: Kunsthalle, Ausstellungen und Museen allgemein, Aufsätze von Gustav Hartlaub und Fritz Wichert  
L: 1946—1957  
U: 0,06 m

PLATZ, GUSTAV ADOLF (1881—1947)

Architekt, Stadtbaudirektor  
I: Aufsätze und Vorträge zum Bauwesen  
L: 1912—1939  
U: 0,04 m

REISS, CARL (1843—1914)

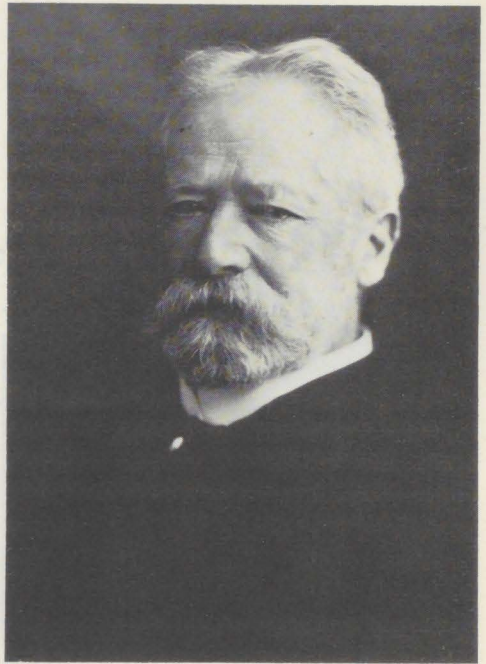
Kommerzienrat, Mitbegründer mehrerer Mannheimer Banken und Firmen, und  
REISS, ANNA (1836—1915)  
Stiftete mit ihrem Bruder Carl das ganze Vermögen der Stadt Mannheim  
I: Persönliches, Mäzenatentätigkeit, Korrespondenz  
L: 1871—1915  
U: 0,37 m

REISS, WILHELM (1838—1908)

Forschungsreisender  
I: Persönliches, wissenschaftliche Tätigkeit, Korrespondenz  
L: 1838—1908  
U: 0,08 m

RESCHKE, HANS (geb. 1904)

Jurist, Oberbürgermeister der Stadt Mannheim 1956—1972



Carl Reiß

Bild: Stadtarchiv Mannheim

I: Kommunalpolitik, Oberbürgermeisterwahlen 1955 u. 1964, Südweststaat, Kommission für die Reform der staatlichen Verwaltung in Baden-Württemberg (Reschkekommission), Sachverständigenkommission für die Neugliederung des Bundesgebiets beim Bundesministerium des Innern (Ernstkommission), Korrespondenzen, Glückwünsche  
L: 1947—1975  
U: 1,68 m

RITTER, ROBERT (1862—1937)

Volkswirt, Bürgermeister der Stadt Mannheim 1898—1928, Leiter der Jubiläumsausstellung 1907  
I: Persönliches, berufliche Tätigkeit, Reden, Stadtjubiläum 1907  
L: 1885—1934  
U: 0,12 m



Hans Schüler

Bild: Stadtarchiv Mannheim

### SCHMITTHENNER, WALTER

(geb. 1916)

Historiker

I: Die Briefsammlung enthält Briefe von Maria Krehbiel-Darmstädter (1892 bis 1943) aus Internierungs- und Konzentrationslagern in Frankreich an verschiedene Korrespondenten, Briefe an und über Maria Krehbiel-Darmstädter<sup>5</sup>

L: 1940—1950

U: 0,12 m

### SCHNABEL, FRANZ (1887—1966)

Historiker

I: Wissenschaftliche Tätigkeit vor allem zur deutschen und oberrheinischen Geschichte, Korrespondenz

L: 1920—1964

U: 0,36 m

### SCHOTT, SIGMUND (1868—1953)

Kommunalstatistiker, Dozent, Leiter des Statistischen Amtes der Stadt Mannheim 1897—1934

I: Persönliches, Korrespondenz

L: 1880—1951

U: 0,10 m

### SCHÜLER, HANS (1897—1963)

Regisseur und Intendant in Erfurt, Wiesbaden, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Intendant am Nationaltheater Mannheim 1951—1963

I: Persönliches, Regiebücher, Spielpläne, Bühnenbildentwürfe, Nationaltheater, Korrespondenz, Beziehungen zu Karl Goerdeler

L: 1898—1963

U: 5,28 m

### SEITZ, THEODOR (1863—1949)

Jurist, Diplomat, Gouverneur in Kamerun 1907—1910 und Deutsch-Südwestafrika 1910—1919

I: Persönliches und berufliche Tätigkeit in Afrika

L: 1877—1949

U: 0,10 m

### SPENGLER, ALEXANDER (1827—1901)

Arzt, Teilnehmer an der Revolution 1848/49

I: Persönliches, Korrespondenzen u. a. Franz Sigel (Ablichtungen)

L: 1855—1922

U: 0,05 m

### TREUTLEIN, WOLFGANG (1908—1949)

Historiker, Leiter des Stadtarchivs Mannheim 1935—1937

I: Persönliches, Auswanderung aus Mannheim, Brauchtum

L: 1760—1950

U: 1,20 m

### TRUMPFHELLER, JAKOB (1887—1975)

Schlosser, Gewerkschaftsfunktionär und SPD-Führer, Erster Bürgermeister der Stadt Mannheim 1946—1959, MdL (SPD) und Stadtrat

I: Neubildung der Parteien insbesondere SPD, Reden, Neu- und Wiederaufbau städtischer Gebäude

L: 1945—1970

U: 0,36 m

5. Oktober 1941

Mein lieber Herr Doktor Schüler!

Ihre so freundliche und, wie ich bestimmt weiß, aufrichtigen  
Worte zu meinem 70. Geburtstag haben mich tief gerührt und  
sind mir eine große Freude gewesen. Wenn ich mich manchen,  
wie ich sehe, daß meine Auswägungen und Beispiele bei den einen oder  
anderen der, wie nicht leichtlich verstandene sprachliche Erfahrungen  
auf fruchtbarer Boden gefallen sind, so gefällt es doch zu den Teil,  
besonders, daß sich jemand aus der Reihe der Bekannten. Allein nach,  
gehört und allein richtig ist notwendig die komplizierte Welt und  
da die Art und Weise der komplizierten Führung des Theater als solche.  
Und doch fällt man gerne, wenn auch nur gelegentlich, die  
Bekämpfung dafür, daß die komplizierten Jahre und Disziplin, und  
denn man sollte, mehr der weniger bewußt, geschaffen sind, in  
gleichzeitigen und gleichzeitigen faszinierenden Menschen unterleben  
und sich untereinander verstehen. Ich brauche mich nicht  
auf die mich an Ihre freundliche herzlichste Programme und  
Perspektive zu warten, um wieder einmal tief überzeugt sein zu  
können, daß Sie in allererster Linie zu ihrem eigenen.

In diesem Sinne drücke ich Ihnen die besten und besten

Vin begrüßt.

Ihre

Carl Hagemann

Carl Hagemann, Intendant am Nationaltheater Mannheim von 1906—1910 und von  
1915—1920, an Hans Schüler, damals Generalintendant der Leipziger Bühnen

(Stadtarchiv Mannheim, Nachlaß Hans Schüler, vorl. Nr. 388, Bl. 4)

ULLRICH, ANTON (geb. 1896)

Bezirkspräses der katholischen Arbeitervereine von Mannheim

I: Katholische Kirche in Mannheim, Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Prälat Josef Bauer

L: 1935—1964

U: 0,03 m

VOCKE, CAROLUS (1899—1979)

Kunstmaler

I: Persönliches, Korrespondenzen, Skizzenbücher, Restaurierungsarbeiten im Mannheimer und Schwetzingen Schloß

L: [1920—1978]

U: 1,08 m

WALDECK, FLORIAN (1886—1960)

Jurist, Stadtrat (CDU) 1947—1953, Vorsitzender des Mannheimer Altertumsvereins 1930

I: Gemeinderat, Gesellschaft der Freunde Mannheims, Wiederaufbau Jesuitenkirche, Nationaltheater

L: (1917) 1945—1960

U: 1,20 m

WALLI, OTTO (1878—1945)

Jurist, Bürgermeister der Stadt Mannheim 1919—1945

I: Persönliches

L: 1928—1948

U: 0,02 m

WALTER, FRIEDRICH (1870—1956)

Historiker, Leiter des Stadtarchivs Mannheim 1907, Direktor des Schloßmuseums 1921

I: Persönliches, Handakten, Manuskripte und Materialsammlung zu Pfalz und Südwestdeutschland, Geschichte Mannheims, Architektur und Städtebau in Mannheim und Schwetzingen, Mannheimer Familien und Ehrenbürger, Kunst und Kulturleben, Schloßmuseum, Lexikon der bildenden Künstler, Wirtschaft

L: 1820—1956

U: 5,44 m



*Friedrich Walter*

Bild: Stadtarchiv Mannheim

WECKERLE, EDUARD (1890—1956)

Sozialistischer Redakteur

I: Persönliches, Zeitungsausschnittsammlung eigener politischer Kommentare und Artikel u. a. kommunistische Internationale, internationale Arbeiterbewegung

L: 1919—1956

U: 0,22 m

WERNICKE, ALFRED (1856—1942)

Musiker, Flötist am Nationaltheater Mannheim 1878—1916, Geschäftsführer der Musikalischen Akademie Mannheim

I: Korrespondenz mit Musikern u. a. Max Reger, Artur Bodanzky, Gustav Mahler, Hans Pfitzner, Felix Weingartner

L: 1878—1927

U: 0,12 m

WICHERT, FRITZ (1878—1951)  
Kunsthistoriker, Leiter der Kunsthalle  
Mannheim 1909—1923, Gründer des Freien  
Bundes  
I: Kunsthalle Mannheim, literarische Arbei-  
ten und Vorträge, Korrespondenzen  
L: 1906—1951  
U: ca. 1,00 m

WITTKAMP, HEINRICH (geb. 1903)  
Schreiner, Gewerkschaftsfunktionär, Stadt-  
rat (CDU) 1946—1951, 1956—1975  
I: Persönliches, Aufsätze betr. Gewerk-  
schaften  
L: 1933—[1955]  
U: 0,04 m

WOLBER, KARL (geb. 1889)  
Lehrer  
I: Materialsammlung zur Geschichte Sek-  
kenheims, enthält in größerem Umfang  
Registraturgut der Gemeinde Secken-  
heim  
L: 18.—20. Jh.  
U: 0,24 m

WOLFHARD, JOHANN (1876—1959)  
Jurist, Amtsgerichtsdirektor in Mannheim  
1924—1933, Stadtverordneter 1920/21,  
1922—1933, Stadtrat (DDP) 1921/22, MdL  
1925—1933  
I: Persönliches, politische und berufliche  
Tätigkeit, Nationalsozialer Verein u. a.  
Berlin, Kommunal- und Landespolitik  
L: 1885—1954  
U: 0,36 m

WOLL, ERWIN (1901—1953)  
Jurist, Stadtsyndikus der Stadt Mannheim  
1945  
I: Streitsachen u. a. Sportverein Phönix  
Ludwigshafen gegen Fritz Balogh, Mann-  
heim-Neckarau, Mannheimer Anwalts-  
verein  
L: 1939—1948  
U: 0,05 m

ZIZLER, JOSEF (1881—1955)  
Oberbaudirektor und Vorstand des Hoch-  
bauamts der Stadt Mannheim 1921—1946  
I: Aufsätze und Vorträge  
L: 1920—1955  
U: 0,05 m

ZOEPPFEL, AUGUST (1873—1946)  
Oberverwaltungsrat der Stadt Mannheim für  
Kultur und Schulwesen 1920—1935  
I: Persönliches  
L: 1900—1938  
U: 0,02 m

---

#### Anmerkungen

- 1) Zur Geschichte und zum Inhalt des Mannheimer Stadtarchivs vgl. Archive. Archive im deutschsprachigen Raum. Band A-N, 2. Aufl. Berlin/New York, 1974, S. 603 f. Zu der dort angegebenen Literatur ist zu ergänzen Schadt, Jörg: Quellen zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Stadtarchiv Mannheim, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz 1973, S. 103—110, ferner die Beilage zu der Broschüre „Archive der Städte und Gemeinden in Baden-Württemberg — Angebot und Aufgaben“, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare innerhalb des Städtetages Baden-Württemberg 1979. Den jeweils aktuellsten Stand gibt der neueste Verwaltungsbericht der Stadt Mannheim. Das Stadtarchiv unterhält die Publikationsreihen „Veröffentlichungen“ und „Sonderveröffentlichungen“, in denen einzelne Quellen aus den Nachlässen veröffentlicht wurden und werden.
- 2) Fliedner, Hans-Joachim: Die Judenverfolgung in Mannheim 1933—1945. Bd. 1 Darstellung, Bd. 2 Dokumente (=Bd. 1 und 2 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim), Stuttgart 1971.
- 3) Hachenburg, Max: Lebenserinnerungen eines Rechtsanwalts und Briefe aus der Emigration. Hrsg. und bearb. von Jörg Schadt (=Bd. 5 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim), Stuttgart 1978.
- 4) Heimerich, Hermann: Lebenserinnerungen eines Mannheimer Oberbürgermeisters. Aus dem Nachlaß hrsg. und bearb. von Jörg Schadt (=Bd. 7 der Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim), Stuttgart 1981.
- 5) Krehbiel-Darmstädter, Maria: Briefe aus Gurs und Limonest 1940—1943. Hrsg. von Walter Schmitthenner, Heidelberg 1970

# FRÄNKISCH- PFÄLZISCHE WOCHE



## MANNHEIM

vom 12.-20. Juni 27

Hauptversammlung des Landesvereins Badische Heimat e.V. 18., 19. u. 20. Juni

Vortragsfolge «Kunst und Kultur  
in der Pfalz und im Frankenland»  
Uraufführungen im Nationaltheater  
Konzert im Rittersaal des Schlosses  
«Kurpfälzische Hofmusik»

Kurpfälz.-Fest des Mannheimer Al-  
tertumsvereins.

Kunstaussstellungen «Fensterschau des Einzelhandels / Geschäftswagencorso

Führungen, Besichtigungen, Stadt-  
rundfahrten, Strom- u. Hafenfahrten  
Serenade im Schlosshof

Abendfeste, Illumination, Promena-  
de-Konzerte Rundfunk-Übertragungen

«Mannheimer Abend der Ortsgruppe  
Badische Heimat im Tübelungensaal»

Nähere Anskunft: Verkehrsverein Mannheim E.V.

DRUCK: PAUL LANDMANN MANNHEIM-NECKAR

# Die Mannheimer Post beim Übergang an Baden zu Beginn des vorigen Jahrhunderts

*Engelbert Strobel, Karlsruhe*

Als in Auswirkung des Friedens von Lunéville im Jahre 1801 die rechtsrheinische Kurpfalz an Baden fiel, sahen verschiedene Mannheimer Fuhrunternehmer eine günstige Möglichkeit, die verkehrsmäßige Verbindung ihrer Heimatstadt mit der neuen Residenz Karlsruhe zu verbessern. Vor allem waren es die Fuhrleute Martin Müller und sein Kollege Stengel, die solche Absicht bekundeten.

Aus diesem Grunde beschwerte sich hierüber am 23. Januar 1803 der fürstlich Thurn und Taxische Geheimrat und Oberpostamtsdirektor Freiherr Vrints Berberich aus Regensburg beim Geheimrat von Mayer in Karlsruhe.<sup>1)</sup> In seinem Schreiben betonte Berberich, daß etliche Mannheimer Bürger sich mit dem Gedanken tragen würden, täglich von Mannheim nach Karlsruhe nicht nur Passagierfahrten durchzuführen, sondern auch Pakete, Gelder und Briefe zu befördern.

Auf eine entsprechende Rückfrage riet am 19. April 1803 die damalige badische Landeskommision unter Führung des Freiherrn von Wöllwarth, dies den Mannheimer Fuhrleuten zu untersagen. Dieser Stellungnahme schloß sich dann am 22. April 1803 der Geheime Rat in Karlsruhe an, zumal das den Verträgen der ehemaligen Kurpfalz mit dem Fürsten von Thurn und Taxis entgegenstehen würde.

Am 6. Juli 1803 wiederholte der obengenannte Martin Müller sein Gesuch, ohne jedoch damit Erfolg zu haben. Um dies zu um-

gehen, ließ der Mannheimer Fuhrmann Ludwig Kaun eine ähnliche Anzeige im Provinzialblatt der Badischen Markgrafschaft erscheinen. Doch auch dieses Inserat wurde in Regensburg bekannt. So beklagte in einem Schreiben vom 16. August 1803 Freiherr Berberich, daß Kaun Montag abends um 6 Uhr von Mannheim über Schwetzingen mit einer bedeckten Fuhre nach Karlsruhe komme und dann Dienstag morgens um 8 Uhr wieder zurückfahre. Wer hierbei etwas mitgeben oder auch selbst mitfahren wolle, könne sich zuvor beim Gasthaus zum Bären in Karlsruhe melden. Auch diesmal konnte Berberich mit seiner Beschwerde sich durchsetzen, so daß am 23. August 1803 der Geheime Rat dem Mannheimer Fuhrmann diese Fahrroute untersagte.

Zur Überwindung der Schwierigkeiten, die sich vor allem auf dem postalischen Gebiet ergaben, erließ der am 13. August 1806 als Großherzog bekanntgemachte Landesherr Karl Friedrich auf Anraten seiner Minister am 25. September 1806 von Baden-Baden aus eine Anordnung, die Postanstalten betreffend, die 1807 bei Macklot in Karlsruhe im Druck erschien. In dieser Anordnung ernannte der Großherzog den Fürsten Karl Alexander von Thurn und Taxis (geb. 1770, gest. 1827) zum Badischen Erb-Land-Postmeister. Mit Zustimmung des Fürsten Karl Alexander wurde damals sein vormaliger Konferenzrat Ludwig Friedrich Grub zum Badischen Oberpostdirektor eingesetzt.

Nach dem Postvertrag vom 11. Mai 1805 wurden die Söhne der höheren Postbeamten

und auch der Sohn eines Posthalters, welcher die Anwartschaft auf den Postdienst erhalten hatte, als nicht milizpflichtig erklärt. Die Räume, in denen die Post erledigt wurde, blieben von einer Einquartierung verschont. Postpferde, die von den Posthaltern gehalten werden mußten, waren vom Frondienst befreit.

Nach § 20 der Anordnung durften keine Fuhrleute postalische Aufgaben auf Strecken übernehmen, auf denen Thurn- und -Taxische Postwagen verkehrten. Die landesherrschaftliche Post bis über ein Pfund war vom Porto befreit. Das gleiche galt zwischen Mannheim und Bruchsal für die herrschaftlichen Effekten oder Kanzleipakete bis zum Gewicht von 25 Pfund.

Leiter des Mannheimer Postamtes war zu jener Zeit M. von Ludewig, manchmal auch Ludwig geschrieben. Er stand seit 1785 bis 1811 im Dienste der Thurn- und -Taxischen Reichspost und war danach bis 1827 als rein badischer Staatsdiener tätig. Die Postbediensteten wurden — genau wie die anderen Angestellten der badischen Landesherrschaft — nach der Eidesordnung vom 24. Mai 1805 in Pflicht genommen.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts stellten überwiegend von Mannheim über Waghäusel und Bruchsal nach der Residenz Karlsruhe fahrende Postwagen die Verbindung her, während die sogenannte reitende Briefpost von Mannheim über Waghäusel und Graben in die Landeshauptstadt führte. Da ein erheblicher Teil der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts an Baden gefallenen Gebiete vertraglich nicht an die Reichspost der Fürsten von Thurn und Taxis gebunden war, verzichtete Fürst Karl Alexander mit Wirkung vom 1. August 1811 gegen eine Jahresrente von 10 000 Gulden für sich und eine jährliche Summe von 25 000 Gulden für sein Haus auf das badische Postregal. Die vereinbarte Abstandssumme wurde übrigens

bis 1871 von der badischen Postverwaltung und danach von der Reichspost bezahlt.

Am 6. November 1813 beschwerte sich das seit 1809 in Mannheim bestehende Direktorium des Neckarkreises, daß die Stafette, die um 1/29 Uhr nach Karlsruhe abgehe, dort erst um 7 Uhr eintreffe.<sup>2)</sup> Der Postamtsdirektor Ludwig antwortete zwei Tage später, daß die betreffende Stafette jedoch schon um 4 3/4 Uhr in der Residenz eingetroffen sei. Nach Angaben des Postamtsoffizials Harveng werde aus Gründen der Speditionsbereitstellung und der Zurverfügungstellung von Pferden bei Postämtern, bei denen sich nicht unmittelbar ein Poststall befinde, eine weitere halbe Stunde Aufenthalt eingeräumt.

Die Oberpostdirektion in Karlsruhe ließ das Mannheimer Kreisdirektorium wissen, daß ja gerade auf die Bitten des Mannheimer Postpersonals der Abgang von 9 auf 8 Uhr „reguliert“ worden sei. Man spare mit dieser Maßnahme auch für die beiden Mannheimer Postbeamten Licht und Brennholz. Das Direktorium des Neckarkreises bittet daraufhin, wenigstens mit der Schließung bis um 9 Uhr zu warten.

Mit Rücksicht auf das gewachsene Verkehrsbedürfnis ließ die Mannheimer Post seit Mai 1820 auf der Strecke nach Karlsruhe zweimal wöchentlich eine vierspännige Diligence (Eilwagen) fahren. Eine weitere Steigerung des Postverkehrs wurde dadurch notwendig, als in Mannheim am 1. September 1828 der Freihafen eröffnet, am 12. September 1840 der Bahnverkehr mit Heidelberg aufgenommen und am 17. Oktober 1840 der neue Rheinhafen mit dem Hauptzollgebäude eingeweiht wurde.

---

*Akten aus dem Bad. Generallandesarchiv:*

<sup>1)</sup> Abt. 213, Faszikel 2502

<sup>2)</sup> Abt. 213, Faszikel 2499



# Eine russische Parade auf dem Theaterplatz

Zum Besuch des Zaren Alexander I. in Mannheim im Jahre 1815

*Grit Arnscheidt, Mannheim*

„Seine Majestät der Kaiser von Rußland kam den 25. Juni Abends gegen 11 Uhr zu Mannheim an... Am 27. musterten die beiden Kaiser die 10000 Mann starke Infanteriedivision des General Azuwief“.<sup>1)</sup> Mit knappen Worten unterrichtete die Augsburgische Allgemeine Zeitung ihre Leser über ein Treffen Zar Alexanders I. von Rußland und Kaiser Franz I. von Österreich in Mannheim, ein Besuch, der für das überregionale Blatt offenbar nur episodenhafte Bedeutung hatte, der jedoch im Mannheim des Jahres 1815 beträchtliches Aufsehen erregte und dort bildlich festgehalten worden ist in einer der „treffendsten und originellsten Darstellungen“ der ganzen Mannheimer Stadtgeschichte.<sup>2)</sup> Die Rede ist von einem 40 × 60 cm großen, in Aquarell über Feder ausgeführten Blatt von der Hand des Mannheimers Joseph Paul Karg,<sup>3)</sup> das vor rund 50 Jahren aus russischem Staatsbesitz erworben werden konnte und heute im Städtischen Reiß-Museum Mannheim zu sehen ist (Abb. 1). Geschätzt wurde dieses Aquarell bisher vor allem als topographisch zuverlässige Ansicht des Mannheimer Theaterplatzes in seiner ursprünglichen Gestalt — so beispielsweise 1957 in dieser Zeitschrift.<sup>4)</sup> In der Tat ist Kargs Darstellung des ehemaligen Mannheimer Theaters, das am linken Bildrand in seitlicher Ansicht erscheint, von dokumentarischem Wert. Nicht minder interessant ist seine detailgetreue Wiedergabe der heute ebenfalls verschwundenen Häuserfront auf der gegenüberliegenden, vom Palais Zweibrücken beherrschten Platzseite. Diese mit minutiösem Fleiß abgebildeten Gebäude sind für Karg jedoch lediglich Kulisse für das große Schauspiel „vor dem Schau-

spielhause“, die Truppenparade vom 27. Juni 1815, zu der sich einige Tausend Menschen auf dem Theaterplatz eingefunden haben. Da Karg geradezu rührend bemüht ist, möglichst viele der Anwesenden im Bilde festzuhalten, ist ein prall mit Menschen gefülltes Blatt entstanden, dessen buntes Gewimmel verwirren müßte, wäre da nicht — als auffälligster Effekt der vielfigurigen Komposition — der Tiefenzug der Architekturkulisse. Denn die perspektivisch sich verjüngende Straßenfront rechts gibt nicht nur präzise den Schauplatz des Geschehens an, sie ist auch kompositorische Leitdiagonale, die den Bühnenhaft sich öffnenden Bildraum ausmißt und in zwei deutlich geschiedene Teile gliedert: einen ihr zugeordneten, straff organisierten rechten und einen aufgelockert wirkenden linken Teil. Während rechts eine russische Infanteriedivision in einem fast balletthaften Paradeschritt auf den Beschauer zumarschiert — voraus die Offiziere zu Pferd, dahinter eine prächtig aufgeputzte Trommlergruppe und anschließend die nicht endenden Marschblöcke der Fußsoldaten — haben links, von vielen Schaulustigen umringt, Berittene Aufstellung genommen: die hohe Generalität, Mitglieder des Hauptquartiers und die fürstlichen Gäste. Geschlossene Front der paradierenden Soldaten und der Häuser also rechts, auf der anderen Bildhälfte dagegen als architektonischer Abschluß drei in den Tiefenraum gestaffelte Schattensäulen, die Risalite des Mannheimer Nationaltheaters. Vom Theater springt der Blick des Betrachters zur Kuppel der Jesuitenkirche vis-à-vis, deren dunkle Massigkeit das Gleichgewicht der Komposition herstellt.



*Russische Parade auf dem Mannheimer Theaterplatz am 27. Juni 1815.  
Aquarell über Feder von J. P. Karg*

Reiß-Museum Mannheim

Darüber licht-tonige Wolkenbildungen, die das unruhige Gewimmel unten reflektieren und gleichzeitig dessen kleinteilige Buntheit entdinglichen und formal verallgemeinern.

Die Häuserfront zur Rechten, kompositorische Leitlinie für die in Reih und Glied vorübermarschierenden Truppen, ist freilich zugleich auch ein heiterer Kontrapunkt zu deren Monotonie und zinnsoldatenhafter Starre. Denn diese Häuser sind architektonischer Rahmen für eine höchst abwechslungsreiche Modenschau: In den Fensterreihen präsentiert sich hoch aufgebundene, mit Bändern kunstvoll gehaltene Lockenpracht, zeigen sich Rüschenhäubchen, breitrandige Schuten und üppig mit Federgestecken geschmückte Hüte. Voll zur Geltung kommt die ganze Vielfalt der zur Feier des Tages angelegten Garderobe dann aber erst vor den

Türen: Die Damenmode wird bestimmt vom schlichten, meist hellen, hochtaillierten Chemisenkleid, dessen Ärmel bis zu den Fingern reichen. Der Herr trägt Uniform oder den farbigen Spenzer, den zweireihigen Frack mit dem hohen Kragen, den „Vatermörder“ oder das elegant bis dicht ans Kinn geschlungene Halstuch, die gestreifte Weste zur hellen Hose und zu den hohen Stiefeln. Kostümschau auch im Vordergrund und auf der anderen Seite des Platzes, wo von links eine Kutsche mit Damen ins Bild gerollt kommt, die so manchen interessierten Bürgerblick auf sich zieht. Beherrscht wird diese Seite des Aquarells allerdings vom Cercle der militärischen Prominenz, die gegen die bunten Gruppen neugieriger Zivilisten abgeschirmt wird von „asiatischen Lanzenmännern“, den fremdartig wirkenden Gestalten der Kosaken zu Pferd.

Auf diesem Aquarell, das nachhaltig den Eindruck von Fülle vermittelt, verweilt der Blick des Betrachters schließlich unwillkürlich auf der einzigen fast leeren Fläche, einem in Dreieckform ausgesparten Freiraum in der Mitte der unteren Bildhälfte. Lineare Gebilde, drei gekreuzte Lanzen, fallen hier durch ihre Signalwirkung auf. Ihr „Habt-Acht-Effekt“ wird durch heransprengende Offiziere noch verstärkt. Alles weist auf eine Gruppe, die nicht von ungefähr ins eigentliche Zentrum der Komposition gestellt ist, weist vor allem auf zwei Berittene, Personen von hohem Rang, wie die Uniformen erkennen lassen. Ihre Identifizierung wäre ohne zusätzliche Information allerdings kaum möglich, denn Porträtähnlichkeit sucht man hier vergebens. Erst die Bildunterschrift klärt darüber auf, daß wir zwei Kaiser vor uns haben: Franz I. von Österreich, von dem so mancher damals hoffte, er werde die deutsche Kaiserwürde wieder annehmen<sup>5)</sup> und neben ihm Zar Alexander I. von Rußland.<sup>6)</sup> Wörtlich heißt es erläuternd: „Revue Seiner Majestaet des Kaisers von Russland in Begleitung Seiner Majestaet des Kaisers von Oestereich über eine Abtheilung Kaiserlich Russischer Truppen gehalten zu Mannheim auf dem freien Plaze vor dem Schauspiel Hause den 27. Juni 1815.“

Die ganze Stadt scheint auf den Beinen, um diesem festlichen Ereignis beizuwohnen. Dabei dürften Militärparaden für die Mannheimer damals wahrlich keine Sensation gewesen sein. Erst vier Wochen zuvor hatte es z. B. einen prächtigen Aufmarsch bayerischer Truppen auf dem Paradeplatz gegeben, den Karg ebenfalls in einem Aquarell festgehalten hat.<sup>7)</sup> „Revue“ dieser Art waren also eine den Mannheimern durchaus vertraute Erscheinung; auch an die andernorts viel Aufsehen erregenden Kosaken hatte man sich hier längst gewöhnt. Was die Mannheimer am 27. Juni 1815 jedoch so zahlreich auf den Theaterplatz lockte, waren die hohen Gäste. Nicht oft bot sich die Gelegenheit, zwei Kaiser gleichzeitig zu sehen. Vor allem

aber wollte man wohl Alexander I. feiern. Denn obwohl in jenen Wochen viel gekrönte und ungekrönte Prominenz an Rhein und Neckar weilte, war es doch, wie zeitgenössische Berichterstatter immer wieder versichern, vor allem der Zar, der überall, wo er sich zeigte, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog.<sup>8)</sup>

Das hatte verschiedene Gründe. Zum einen war Alexander I. der Schwager des regierenden Großherzogs von Baden. Auf Betreiben seiner Großmutter Katharina der Großen von Rußland war Alexander schon als 16jähriger Thronfolger 1793 mit einer Enkelin Karl Friedrichs von Baden verheiratet worden, die sich seit ihrem Übertritt zur orthodoxen Kirche Elisabeth nannte. Der badische Hof setzte große Hoffnungen in diese Ehe, glaubte man doch, in der jungen Großfürstin und späteren Zarin eine Sachwalterin badischer Interessen in Petersburg gewonnen zu haben. An sie wandte man sich deshalb oft, wenn die Unterstützung Rußlands vonnöten schien, und Anlässe dafür gab es nicht wenige. So suchte Baden schon bald in der Frage der Entschädigung für die an Frankreich verlorenen linksrheinischen Gebiete russischen Beistand. Russischer Fürsprache versicherte man sich auch beim Erwerb der Kurfürstenwürde, bei der Schaffung des Großherzogtums und nicht zuletzt bei der Sicherung des territorialen Bestandes. Zumal nach der Vernichtung des napoleonischen Imperiums war es für das badische Großherzogtum, das länger als andere im Bündnis mit Frankreich am Krieg teilgenommen hatte und mit dem Haus Bonaparte überdies dynastisch verbunden war, geradezu eine Existenzfrage, sich die Protektion Alexanders I. zu erhalten. Immerhin war Rußland durch den Sturz Napoleons zur größten Kontinentalmacht aufgestiegen und damit zugleich zur einzigen „Weltmacht“ neben England.<sup>9)</sup>

Im damals eben erst badisch gewordenen Mannheim allerdings feierte man 1815 wohl weniger den Schwager des regierenden



Mannheimer Transparente zu Ehren des Zarenpaares  
Reiß-Museum, Mannheim

Großherzogs und „Garanten Badens“ als vielmehr den Sieger über Napoleon, den „großen Retter Teutschland’s“. <sup>10)</sup> Schon im Jahre 1813 war in Mannheim eine „Stimme der Zeit“ aufgetreten, die unter dem Schiller entlehnten Motto „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ mit Napoleon abrechnete und die 12 gedruckten Exemplare dieser Anklageschrift „Seiner Majestaet dem Kayser Alexander von Russland in tiefster Ehrfurcht“ widmete. Und lange schon, gesteht ein Zeitgenosse, warteten die Mannheimer mit Ungeduld darauf, „den Allverehrten Kaiser“ einmal persönlich „in ihren Mauern zu sehen, um dem Befreyer und Beglückter Eu-

ropa’s ihren Dank und ihre Bewunderung zollen zu können“. <sup>11)</sup> 1814 hatten zu diesem Zweck schon Dekorationen bereitgestanden, geschaffen von dem Maler und Graveur Friedrich Sprecher. Geplant war eine „transparente Illumination“ für den „von Gott erwählten Friedens-Fürsten Kaiser Alexander“. Doch damals hielt sich der Zar nur kurz in Mannheim auf, und „im Augenblicke der Allerhöchsten Ankunft (waren) keine Verordnungen zum feyerlichen Empfange bekannt geworden“. <sup>12)</sup> So mußte man sich damit begnügen, das Ganze mit ausführlichen Erläuterungen zu des Zaren memoria sempiterna in Druck gehen zu lassen (Abb. 2). Immerhin konnten die Dekorationen, wenn schon nicht zu Ehren des Zaren selbst, so doch wenigstens zu Ehren seiner Gemahlin in Mannheim auch einmal öffentlich vorgestellt werden, als die Zarin im Mai 1814 die Stadt besuchte. Das Mannheimer Intelligenzblatt, das seiner Bestimmung gemäß sich sonst auf amtliche Verlautbarungen und Geschäftsanzeigen beschränkte, also in der Regel eine vergleichsweise trockene Lektüre bot, wartete aus diesem Anlaß mit einem vielstrophigen „Weihgesang“ zu Ehren des russischen Herrscherpaares auf, in dem es u. a. heißt:

„Hoch leb’ an Deiner Seite Alexander!  
Ihn krönt der schönste Sieg.  
Heil Ihm! — Er kam wie ein von Gott  
Gesandter  
Und endigte den Krieg.  
Wohl uns! — die deutsche Freiheit blüht  
nun wieder.  
Den Rettern hoher Dank!  
Am Rhein erschallen frohe Jubellieder  
Und reiner Hochgesang.“ <sup>13)</sup>

Dasselbe Blatt ließ sich auch in seiner Ausgabe vom 8. Juli 1814, als man fest mit einem Besuch des Zaren in Mannheim rechnete, zum Abdruck eines noch hochtönenderen „Freudenopfers der Rheinischen Muse“ herbei, ein an Alexander I. gerichtetes Huld-

gungsgedicht, das „in feierlichstem Jubelklang“ dem „Menschenfreund“ und „großen Retter Teutschland's“ emphatisch versichert:

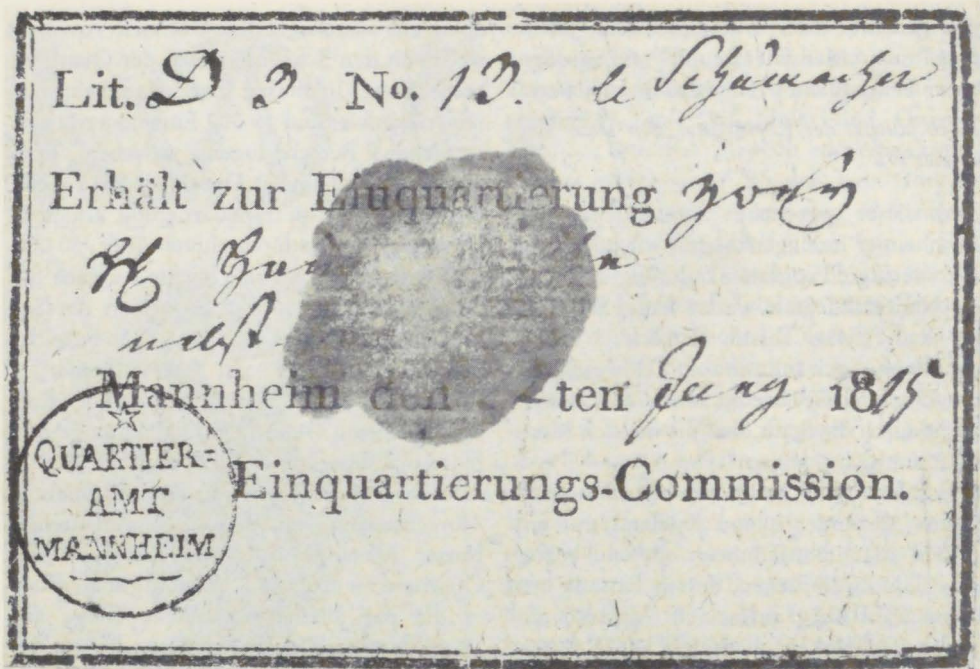
„Hoch jauchzt der Rheinstrom, den Dein Sieg befreiet“.<sup>14)</sup>

Aber dieser poetische Sonderdienst des Mannheimer Intelligenzblattes wie auch eine eiligst verfügte Programmänderung des Hof- und Nationaltheaters waren vergeblich. Der Zar kam zwar abends tatsächlich nach Mannheim, doch fuhr er zum Leidwesen der zum Empfang Gerüsteten „mit einer Schnelligkeit durch die Stadt, daß die meisten Menschen ihn nicht kannten“.<sup>15)</sup>

Ein knappes Jahr später war es dann doch soweit: Alexander I. von Rußland traf am 25. Juni 1815 in Mannheim ein und bezog das Palais Zweibrücken, dessen Fassade uns Joseph Paul Karg auf seinem Aquarell mit großer Genauigkeit überliefert hat. Vor seiner Ankunft in Mannheim weilte der Zar schon längere Zeit in Baden. Am 5. Juni 1815 war er in das festlich geschmückte Heidelberg eingezogen, hatte Bruchsal besucht und in Rohrbach auf Einladung der Markgräfin Amalie von Baden, seiner Schwiegermutter, an einem großen Familienfest des russischen und badischen Herrscherhauses teilgenommen. Viel beachtet, beschrieben und kommentiert wurde vor allem sein Besuch in der alten Universitätsstadt Heidelber.<sup>16)</sup> Hier verfaßten Stadtpfarrer Friedrich Dittenberger und Professor Philipp Kayser ausführliche Schilderungen, um das „Andenken an die merkwürdigen Tage des Junius 1815“ für Zeitgenossen und Nachwelt zu bewahren.<sup>17)</sup> Vergleichbar wortreiche Chronisten fanden sich in Mannheim nicht. Dafür gab es hier den „Bildberichterstatter“ Joseph Paul Karg, der mit ausgesprochener Lust am Detail präzise bis in die fernsten perspektivischen Verjüngungen den Zarenbesuch mit Feder und Aquarellfarben festzuhalten verstand. Weniger ausführlich gibt sich dagegen das Tagebuch des Sekretärs der damaligen städtischen Einquartierungskommission, befaßt es sich

doch aus naheliegenden Gründen vorzugsweise mit den Schwierigkeiten der Quartierbeschaffung. Immerhin hatte Mannheim mit seinen damals rund 19 000 Einwohnern nach amtlichen Berechnungen zwischen dem 20. April und dem 19. Dezember 1815 mehr als 411 000 Mann Einquartierung erhalten, also im Monatsdurchschnitt über 50 000 Mann,<sup>18)</sup> wahrlich keine leichte Aufgabe für die zuständige Behörde. So notiert der Sekretär unter dem 24. Juni 1815 denn bezeichnenderweise lapidar: „Ist das Hauptquartier des Fürsten von Schwarzenberg und der Kaiser Franz (von Oesterreich) dahier eingetroffen. Auch desselbigen Tages kam der kaiserlich russische Quartiermacher Rittmeister Albrecht dahier an, um für den russischen Kaiser Alexander und sein Hoflager die Quartiere zu machen“. Einen Tag später fügt er die nur allzu verständliche Klage an: „Kam der russische Kaiser Alexander mit seinem Hoflager dahier an; da aber solches einen bedeutenden Anhang von Generals, Stabs- und Oberoffiziers, sowie auch von Bedienten und Ordonnanzen hatte und hierdurch die Stadt so sehr überlastet wurde, so mußte die vierfache Einquartierung angenommen werden“ (Abb. 3).

Der Anlaß für die Anwesenheit dieser Truppen und des Zaren selbst an Rhein und Neckar war ernst genug. Der Wiener Kongreß, der seit Oktober 1814 tagte, war im März 1815 durch die Nachricht aufgeschreckt worden, Napoleon habe Elba verlassen und sei auf dem Marsch nach Paris. Diese Situation war, wie sich bald herausstellen sollte, mit rein diplomatischen Mitteln wie einer Ächtung des Korsen nicht zu meistern. Wieder suchte man die Waffenentscheidung. Der kaiserlich österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, Oberkommandierender der gegen Napoleon verbündeten Mächte, richtete am 24. Mai 1815 sein Hauptquartier in Heidelberg ein und verlegte es einen Monat später nach Mannheim, das in den Feldzügen jener Jahre immer wieder wichtiger Etappenort für den Aufmarsch der Verbün-



Mannheimer Einquartierungszettel vom 27. Juni 1815

Reiß-Museum Mannheim

deten gewesen ist. Sogar eine Feldzeitung „zur schnelleren Verbreitung der neuesten officiellen Armenachrichten“ (Abb. 4) wurde damals herausgegeben, ein Blatt, das von Bartholomäus Herder auf einer transportablen Feldpresse gedruckt wurde.<sup>20)</sup>

Alexander I. hatte den Wiener Kongreß im Mai 1815 verlassen und sich an die Spitze seiner Truppen nach Baden begeben. Sein Aufenthalt an Neckar und Rhein hatte indes sicher mehr als nur militärische Gründe. Man darf wohl davon ausgehen, daß das Treffen der Kaiser von Rußland und Österreich, an dem ferner eine ganze Reihe deutscher Fürsten und zahlreiche diplomatische Vertreter teilnahmen,<sup>21)</sup> auch intensiv zu politischen Gesprächen genutzt worden ist. Im Vordergrund dieser Gespräche stand fraglos der begonnene Feldzug gegen Napoleon. Doch die Schlacht von Waterloo, deren

Ausgang am 21. Juni 1815 im Hauptquartier bekannt wurde,<sup>22)</sup> eröffnete neue Perspektiven. Seit der endgültige Sieg der Verbündeten nur noch eine Sache der Zeit war, traten Fragen der künftigen Neugestaltung Deutschlands und der zwischenstaatlichen Ordnung in Europa wieder in den Mittelpunkt der Überlegungen. Sind es doch die Monate, in denen die deutsche Bundesakte unterzeichnet wurde (8. Juni 1815), in denen aber auch der Plan eines europäischen Vertragswerks reifte, das später als „Heilige Allianz“ in die Geschichte eingegangen ist. Manches spricht dafür, daß diese ein Vierteljahr später zunächst von den Monarchen Rußlands, Österreichs und Preußens, später dann auch von den meisten übrigen Staaten des europäischen Kontinents unterzeichnete Allianz in jenen Wochen von Alexander I. mit dem österreichischen Staatskanzler Metternich erörtert worden ist.<sup>23)</sup>

# Feld = Zeitung.

No. 1.

Hauptquartier Heidelberg, Samstag den 24. Juni 1815.

Diese Feldzeitung erscheint zur schnellern Verbreitung der neuesten officiellen Armeenachrichten alle Woche 4—6 Mal, je nach dem Vorrath der Materialien. Der Pränumerationspreis für das halbe Jahr ist 5 R. rheinisch.

Für die k. k. Staaten hat die k. k. Hofoberpostamtszeitungs-Expedition in Wien, für die königl. preuß. Staaten die königliche Oberpostamtszeitungs-Expedition in Berlin, für das übrige Deutschland die großherz. Badische Oberpostamtszeitungs-Expedition in Mannheim die Expedition übernommen.

## Kriegsplan.

Am 12ten Juny Morgens 3 Uhr war Napoleon Bonaparte von Paris abgereist und hatte sich über Soissons, Laon und Avesnes nach Maudébegeben, wo er am 13ten Abends ankam. Soult als Major-General war ihm am 9ten über Lille vorangegangen; ebenso Hieronymus Bonaparte, Marschall Mortier und die Garden. Alle disponiblen Truppen zwischen der Nordsee und der Maas waren zwischen der Sambre und Maas in 5 Armee-Corps zusammengezogen: 150000 Mann, worunter 25000 Mann Cavallerie, nebst 60 Batterien Canonen \*) waren zu einem Hauptangriff bestimmt, der den Marschall Blücher über die Maas und den Herzog von Wellington nach

Flandern werfen sollte. Selbst das Corps des General Gerard, welches um Mey aufgestellt war, hatte sich über Sedan nähern müssen, um im Nothfall zu einer Reserve zu dienen.

Unverkennbar war es die innere Lage von Frankreich, welche Bonaparte zu dem gewagten Entschluß nöthigte, den Kern seiner Macht unmittelbar gegen zwei ihm gewachsene Feldherrn angreifend aufs Spiel zu setzen. Zuförderst konnte es ihm nur auf dem Schlachtfelde gelingen, sich seiner Armee, deren Geschöpf er geworden war, und die mancherley streitende Elemente in sich vereinigte, wieder ganz zu bemästern: ferner zeigten die ersten so gehaltreicheren als tumultuarischen Sitzungen der neuen Repräsentanten von Frankreich, welche in den öffentlichen Blättern der Welt vorliegen, den innern Widerspruch und die Gefahr seiner Stellung zu deutlich, als daß er noch länger hätte säumen dürfen, seinen Thron von der Hauptstadt in das Feldlager zu verlegen.

Es geschah es, daß er den Feldzug gerade in dem Augenblick eröffnete, wo die Russischen Trup-

\*) Der in der k. g. Kammer der Repräsentanten am 13ten vorgelegte Carnotsche Bericht über die Lage des Reichs gibt den Stand der gesammten franz. Artillerie folgendermaßen officiell an. Cent batteries d'artillerie ont été completement organisés et sont en ligne aux différentes armées. (Journ. de l'Emp. 14 Jun.)

Ob die auf Kargs Aquarell dichtgereiht versammelten Mannheimer wußten oder auch nur ahnten, welch folgenreiche politische Entwicklungen sich hier anbahnten, darf füglich bezweifelt werden. In der Bevölkerung überwog wohl unreflektierte Hochstimmung über den „herrlichen Umschwung der Dinge, von der Knechtschaft zur Freyheit, von der Schmach zur Ehre, von der schmerzlichen empfundenen Unterdrückung zum Sieg“, wie der Pfarrer der reformierten Pfarrkirche der allgemeinen Stimmung in Mannheim Ausdruck gab,<sup>24)</sup> Jubel, der sich bei Anlässen wie dem Besuch des Zaren und des Kaisers von Österreich auch öffentlich kundtat. Im übrigen aber war man stolz, für ein paar Tage glänzendes Hauptquartier Europas zu sein und Kaiser, Fürsten, Generäle und Diplomaten als Gäste in der Stadt zu haben.<sup>25)</sup> Noch Jahre später rühmt ein Reiseführer die „Lebhaftigkeit“, die damals in der Stadt geherrscht habe.<sup>26)</sup> Gastwirte und Kaufleute, aber auch Verleger und Buchhändler nutzten die Gunst der Stunde. So bot die Schwan- und Götzsche Buchhandlung russisch-deutsche Wörterbücher an, die mit einem Anhang der häufigsten russischen Redewendungen, phonetischen Hinweisen und kurzen Informationen über das russische Heer praktische Konversationshilfe versprachen.<sup>27)</sup> Auf breiteres Publikumsinteresse spekulierte offenbar auch der Verlag des Mannheimer Bürgerhospitals, als er seinen Mannheimer Taschenkalender für das Jahr 1816 zusätzlich mit aktuellen Illustrationen ausstattete, z. B. einem Portrait Alexanders I. von dem in Mannheim tätigen Kupferstecher Anton Karcher.

Das Großherzogliche Hof- und Nationaltheater gab Festvorstellungen. Vor den russischen Prinzen spielte man am 26. Juni 1815 die Oper „Gulistan oder der Hulla von Samarcanda“.<sup>28)</sup> Erprobte Repertoirestücke wie das Singspiel „Der Kosacken-Offizier“ boten zudem reichlich Gelegenheit, Kosaken und ihre Tänze auf die Bühne zu bringen, und gestatteten es überdies, durch ein im

Textbuch vorgesehenes „Hoch auf den Zaren“ zwanglos Gegenwartsbezüge herzustellen:

*„Sieg, Preis, Ruhm und Ehre  
Dem großen unbezwungenen Czaar!  
Durch Kriegsgesänge bringt ihm Huldigung  
dar;  
Dem Günstling des Sieges und der Ehre...  
Wo nur des Kühnen Namen wird genannt,  
Da beb't der Feind, da jauchzt das Vaterland.“<sup>29)</sup>*

Wohl angeregt von dieser allgemeinen Hochstimmung scheute Joseph Paul Karg nicht die schier unaßliche Mühe, mehr als tausend Personen mit Feder und Pinsel auf seinem Blatt festzuhalten. Dabei ist nicht zu übersehen, daß ihm die Zuschauer im Grunde wichtiger sind als die eigentlichen „Hauptakteure“ dieser Truppenschau. Statt der vereinzelt Zivillisten, die man von anderen Paradedarstellungen kennt, statt der wenigen farblosen Bürgergestalten, die beispielsweise Friedrich Rottmann auf einem etwa gleichzeitig entstandenen Aquarell „Einzug der Russen“ auf dem Heidelberger Karlsplatz versammelt hat,<sup>30)</sup> sucht Karg den Eindruck zu vermitteln, als sei ganz Mannheim vor dem Theater zusammengeströmt. Kargs Bürger beeindrucken durch ihre Menge, durch ihre unübersehbare Präsenz. Für den zeichnenden und malenden Chronisten handelt es sich dabei um Bürger, die von der Armee zwar deutlich getrennt, gleichwohl unverzichtbarer Teil der militärischen Schaustellung sind und die im übrigen Kargs Phantasie in besonderem Maße beschäftigen. Nicht von ungefähr hat er Bürger in einem Figurenband dichtgedrängt im Vordergrund plazierte, und nicht zufällig zeichnet er ihr Erscheinungsbild mit erstaunlichem Einfallsreichtum bis in Einzelheiten der Gestik, des Kostüms, ja des modischen Accessoires, während er bei seiner Darstellung des Generalstabes die einmal gewählten Formeln repetiert und die Kolonnen der Infanteriesoldaten mit geradezu obsessiver Lust an der Wie-



derholung absolut uniform dahermarschieren läßt.

Den Bürgern gilt Kargs besondere Aufmerksamkeit sogar noch dann, wenn sie nur im Hintergrund erscheinen. Selbst dort verwendet er in seiner optischen Reportage ungen Abbreviaturen, begnügt sich nur selten mit knappen, lediglich die Umrisse andeutenden Kürzeln. In seinem Bemühen um Genauigkeit wartet er — zumindest bei den Zuschauergruppen — auf jedem Quadratcentimeter gleichmäßig mit erstaunlicher Detailfülle und Farbigkeit auf. Diese Arbeitsweise trägt zur Originalität der liebenswürdig heiteren Darstellung nicht unerheblich bei und läßt keinen Zweifel daran, daß Karg den Zarenbesuch des Jahres 1815 nicht nur als historisches Ereignis begreift, das es der Nachwelt zu überliefern gilt, sondern auch als willkommene Gelegenheit begrüßt, seine Stadt und ihre Bürger in einem festlichen Augenblick zu portraituren.

Es ist eine Sache der Muße, in wiederholten Begegnungen mit dem Kargschen Aquarell die an die Erzählfreude und Buntheit naiver Malerei erinnernde Schilderung dieser Kostüm- und Uniformschau für sich zu entdecken. Karg hat mit diesem Erinnerungsblatt zugleich ein stadtgeschichtliches Bilddokument von hohem Rang geschaffen, hat er es doch verstanden, mit seiner „Russischen Parade“ ein Stück europäischer Geschichte auf äußerst unterhaltsame Weise als Lokalbegebenheit ins Bild zu setzen.

---

#### Anmerkungen

Geringfügig erweiterter und mit Belegen versehener Text eines Beitrages zu den „Mannheimer Museumsabenden“ am 19./20. 10. 1977

<sup>1)</sup> Allgemeine Zeitung, Augsburg 1815, Nr. 183 vom 2. 7. 1815, S. 740

<sup>2)</sup> Gustaf Jacob, Eine russische Parade auf dem Mannheimer Theaterplatz im Jahre 1815. In: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. XXXII, 1931, Sp. 58

<sup>3)</sup> Joseph Paul Karg (um 1791—1837) war der Sohn des Kreissekretärs und späteren Kanzleirats Andreas Karg in Mannheim. Zu Biographie und Werk vgl. G. Jacob, a. a. O., Sp. 57 und Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. XIX, Leipzig 1926, S. 557

<sup>4)</sup> Friedrich Baser, Jugendzeit des Mannheimer Nationaltheaters. In: Badische Heimat, Jg. 37. Heft 2/3, 1957, S. 145

<sup>5)</sup> Derartige Erwartungen waren kurz zuvor auf die prägnante Formel gebracht worden: „Vivat Franciscus primus, utinam secundus“ (F. Dittenberger, Die Kaiser in Heidelberg, Heidelberg 1815, S. 52)

<sup>6)</sup> ebd. S. 148 f. berichtet Dittenberger von einer solchen „Revue“ in Heidelberg: „Mehrere Tage der letzten Woche zog durch unsere Stadt eine bedeutende Anzahl sehr gesunder, kernhafter, gut montirter und schön equipirter russischer Truppen, von verschiedenen Waffengattungen: Infanterie, Husaren, donische Kosacken, — mit sehr zahlreichen ausgezeichnet prächtigen Artilleriezügen, die allgemeine Bewunderung erregten. Der so ausgezeichnet thätige Kaiser Alexander beschäftigte sich mehrere Stunden des Tages damit, sie zu mustern und vor dem Kaiser Franz defiliren zu lassen, den wir hiebei einigemal in russischer Uniform gekleidet sahen.“

<sup>7)</sup> „Revue Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bajern in Gegenwart Sr. Durchlaucht des K. K. Oesterreich. GeneralFeld Marschalls Fürsten von Schwarzenberg über eine Abtheilung K. Bajer. Truppen gehalten zur Feier des allerhöchsten GeburtsFestes Sr. Königlichen Majestaet von Bajern zu Mannheim auf dem großen ParadePlaze den 27. Maj 1815.“

<sup>8)</sup> vgl. Helmut Neubauer, Alexander I. in Heidelberg — 1815. In: Rußland und Deutschland, hg. von Uwe Liszkowski, Stuttgart 1974 (Kieler Historische Studien, Bd. 22. Festschrift für Georg von Rauch zum 70. Geburtstag), S. 161 et passim.

<sup>9)</sup> Hermann Blaese, Zar Alexander I. und Baden. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 99 (N. F. 60), 1951, S. 507—567; Maria Glaser, Die badische Politik und die deutsche Frage zur Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 80 (N. F. 41), 1928, S. 268—317; Erich Hock, Deutsch-russische Begegnung in Baden. In: Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 23—47; Hans Leopold Zollner, Greif und Zarenadler. Aus zwei Jahrhunderten badisch-russischer Beziehungen, Karlsruhe 1981; Friedrich Walter, Geschichte Mannheims vom Übergang an Baden

(1802) bis zur Gründung des Reiches, Mannheim 1907 (Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. II), S. 112 f.

<sup>10)</sup> Mannheimer Intelligenzblatt, 1814, Nr. 54 vom 8. 7. 1814, S. 1

<sup>11)</sup> (F. Sprecher), Beschreibung der am XII. Mai 1814 zu Mannheim an dem Hause des Freyherrn Siegers van de Würde aufgestellten Transparenten Illumination zur Feyer des Einzugs der Alliierten zu Paris und der hohen Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin von Russland, (Mannheim) 1814, Nr. XXVIII

<sup>12)</sup> ebd.

<sup>13)</sup> Mannheimer Intelligenzblatt, 1814, Nr. 36 vom 6. 5. 1814, S. 1, Sp. 1: „Weihgesang“ von F. D. Schnell „bei der hohen Ankunft Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, in Mannheim, am 5ten Mai 1814“

<sup>14)</sup> ebd., Nr. 54 vom 8. 7. 1814, S. 1; Verfasser ist wiederum F. D. Schnell

<sup>15)</sup> Handschriftliche Notiz in den Zettelbänden der Theatersammlung des Städt. Reiß-Museums Mannheim, Grüne Reihe, Bd. 1814, 7. 7. 1814

<sup>16)</sup> Neubauer, a. a. O.; Dmitrij Tschizewskij, Alexander I. in Heidelberg. In: Ruperto-Carola, Jg. 9, Bd. 22, 1957, S. 52–54

<sup>17)</sup> F. Dittenberger, Die Kaiser in Heidelberg. Heidelberg 1815, Widmung; Franz Schneider (Hg.), Aus gärender Zeit. Tagebuchblätter des Heidelberger Professors Karl Philipp Kayser. In: Vom Bodensee zum Main, Nr. 24, 1923, S. 81 ff.; vgl. auch Oskar Huffs Schmid (Hg.), Aus dem Tagebuch des Johann Joseph Eckert. In: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, Bd. X, 1913, S. 51–64

<sup>18)</sup> Heinrich von Feder, Geschichte der Stadt Mannheim nach den Quellen bearbeitet, Bd. II, 1877, S. 45 f.; Friedrich Walter, Mannheimer Einquartierung im Kriegsjahre 1815. In: Mannheimer Geschichtsblätter, Jg. XV, 1914, Sp. 211; ders., Geschichte Mannheims, a. a. O., S. 111

<sup>19)</sup> Walter, Mannheimer Einquartierung, a. a. O., Sp. 208

<sup>20)</sup> vgl. Franz Meister, Bartholomäus Herder als Feldbuchdrucker. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht 1915 der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br., Freiburg 1916, S. 2 ff. (mit Faksimiledruck der „Feld-Zeitung“); F. Dittenberger, a. a. O., S. 95

<sup>21)</sup> Neubauer, a. a. O., S. 169

<sup>22)</sup> Dittenberger, a. a. O., S. 136

<sup>23)</sup> ebd., S. 95 f.; Neubauer, a. a. O., S. 168

<sup>24)</sup> G. H. Ahles, Gott verleiht Sieg der Tugend und dem Recht. Darum sey ein Teutscher, sey ein Christ! Eine Rede... zur Gedächtnißfeyer des in der großen Völkerschlacht bey Leipzig errungenen herrlichen teutschen Siegs. Gehalten am 16. Oktober 1814... Mannheim (wohl 1815), S. 4

<sup>25)</sup> vgl. z. B. die im Mannheimer Intelligenzblatt vom 23., 27. und 30. 6. 1815 abgedruckten Fremdenlisten

<sup>26)</sup> Helmina von Chezy, Gemälde von Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen, dem Odenwalde und dem Neckarthal. Neue Auflage Heidelberg (1821), S. 14

<sup>27)</sup> vgl. z. B. die „Bücher-Anzeige“ der Schwan- und Göttschen Buchhandlung im Mannheimer Intelligenzblatt, Nr. 51 vom 27. 6. 1815, S. 1; Zudem gab es schon seit 1813 broschierte Heftchen mit den notwendigsten russischen Redewendungen, von denen sich ein Exemplar in den Beständen des Mannheimer Altertumsvereins erhalten hat

<sup>28)</sup> Gulistan, oder: Der Hulla von Samarcanda. Eine Oper in drey Aufzügen von Herrn Etienne, Wien 1806

<sup>29)</sup> Der Kosacken-Offizier. Ein Singspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen des Cuvelier. Wien 1804, S. 36

<sup>30)</sup> Rottmanns Aquarell befindet sich heute im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg

# Die 48er Revolution in Mannheim aus der Sicht eines einfachen Bürgers

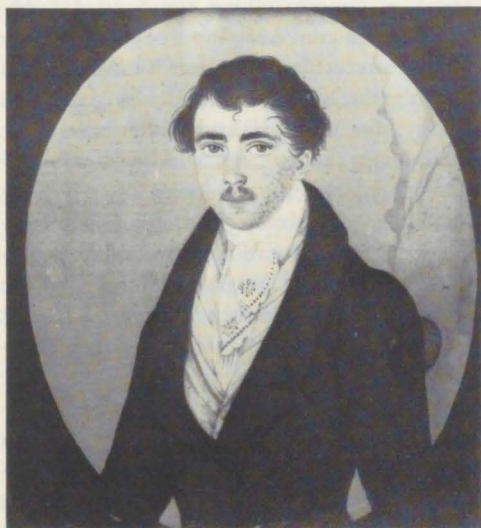
*Detlev Lorentz, Ketsch*

Eine „verlorene Revolution“ nennen die Historiker heute den Bürgerkrieg in Baden in den Jahren 1848/49. Daß diese Sicht der Dinge nicht unbedingt auch die der Zeitgenossen war, könnte wohl aus manchen literarischen Quellen belegt werden. Daß aber auch einfache Bürger, sozusagen Vertreter des ein halbes Jahrhundert nach der „grande revolution“ schon und gerade in Mannheim entwickelten „vierten Standes“ dieser Bewegung recht differenziert gegenüberstanden, zeigen die nachfolgenden Aufzeichnungen. Der Seifensieder und Fleischbeschauer Johann Anton Lorentz, 1793–1853, tat das, was viele Familienväter in der „guten alten Zeit“ am Abend, nach getaner Arbeit, taten: er schrieb in das vom Vater übernommene

Familienhausbuch. Seine Eintragungen betrafen Gott und die Welt: Rezepte „wie eine gute Schuhwichs zu machen“, „wie dunkle Tinte zu machen“, kleinere Geldbeträge, die an Nachbarn und Verwandte ausgeliehen worden waren, ja und dann auch die Tagesereignisse, die großen und kleinen Beschwernisse, zu denen dem kleinen Mann die große Politik gerinnt.

Unser Leser, Detlev Lorentz aus Ketsch bei Schwetzingen, in dessen Besitz sich heute der alte schweinslederne Foliant befindet, stellte der „Badischen Heimat“ die Aufzeichnungen seines Vorfahren zur Verfügung. Von ihm stammen auch die Anmerkungen, die dem Leser die geschichtliche Einordnung erleichtern sollen.

*Anton Lorentz (1793–1853)*



*Ehefrau Charlotte Lorentz, geb. Klein, gest. 1864*



Am 21. Februar 1848 war abends 7 Uhr ein merkwürdiges Nordlicht sichtbar. Der Himmel war gegen Norden bis in das halbe Firmament so rot, als wenn ein großer Brand außerhalb der Stadt sei. Auch gab es Feuerlärm, bis man erkannte, daß es ein Nordlicht war. Der Aberglaube verkündigte sofort böse Zeiten, und man sollte fast an diese Zeichen glauben, denn am 22. Februar brach in Paris eine Revolution aus, welche den König Ludwig Philipp entsetzte, wobei dieser kaum sein Leben retten konnte. Frankreich ist nun wieder als Republik erklärt, und in den deutschen kleinen Fürstentümern gärt es gewaltig. Der gemeine Haufe wird durch unruhige Schwindelköpfe, welche sich Liberale nennen, aufgewiegelt, und man muß sich auf Schlimmes gefaßt machen, da schon die Bauern gegen den Adel und die Juden aufständig sind und gestern, am 10. März, Militär nach Adelsheim und Mosbach abgehen mußte, um die Ruhestörer im Zaum zu halten. Am 13. März 1848 war mein 55. Geburtstag, welcher deshalb bemerkenswert ist, weil an diesem Tag das hiesige Militär einen neuen Eid auf die Verfassung ablegen mußte, welchem Akt Gemeinderat und Bürgerausschuß beiwohnten. Am gleichen Tag brach in Wien eine Revolution aus, wodurch der österreichische Staatskanzler, Fürst Metternich abzudanken gezwungen wurde. Die Studenten waren dabei sehr tätig und drangen bis in den dortigen Burghof. Am 18. März kam es in Berlin zu blutigen Auftritten, wobei 800 Menschen umkamen und 1200 verwundet wurden. Die Soldaten feuerten mit Kartätschen auf die Bürger, doch mußte der König nachgeben und alles gewähren, was das Volk verlangte. Am 20. März übertrug König Ludwig von Bayern die Regierung seinem Sohne Maximilian II. Er konnte nicht mehr Regent bleiben, weil er durch Unterhaltung einer Mätresse, einer spanischen Tänzerin namens Lola Montez, welche sich in die Regierungsangelegenheiten einmischte, das Volk gegen dieselbe aufbrachte, so daß es einen Aufruhr machte, wodurch Lola Montez aus dem

Lande mußte. In München und Berlin hatten die Studenten vielen Anteil an der Sache genommen. Diese vorbeschriebenen Unruhen hatten zur Folge, daß in Mannheim eine Bürgerwehr organisiert wurde, in welche alle Bürger bis zum 55. Jahr eingereiht wurden. Ich hätte daher nicht nötig gehabt einzutreten, es wäre jedoch vom Gemeinderat unbillig aufgenommen worden, da ich in städtischen Diensten stand und, wie man sagte, noch rüstig war. Ich trat also auch bei. Die Bürgerwehr mußte nun jeden Tag exerzieren lernen, vom 24. März an nachts Patrouille gehen und vom 5. April an auch die Wachen beziehen, weil alles Militär, Dragoner und Infanterie, von hier ausmarschierte zur Besetzung der Rheingrenze im Oberland.<sup>1)</sup>

Es hätte auch ohnedies nicht mehr hier bleiben können, da die Soldaten durch aufrührerische Reden und Freibier aufgewiegelt wurden und den Gehorsam gegen die Offiziere verweigerten. Samstag, den 8. April, wurde die Bürgerwehr durch Generalmarsch unter das Gewehr gerufen. Der Landstand Karl Mathy hatte den Redakteur der Seeblätter namens Fickler in Karlsruhe arretieren lassen, weil Beweise in die Hände der Kammer gekommen waren, daß Fickler mit den Franzosen in Unterhandlung stand, in der Absicht, Baden zum Aufstand zu reizen, als Republik auszurufen und mit Frankreich zu vereinigen. Die Anhänger Fickers erklärten Mathy als Verräter und hatten ihm eine Züchtigung zudedacht, welche durch Zusammenrufung der Bürgerwehr vereitelt wurde, worauf Mathy sich durch eine öffentliche Erklärung vom Rathaus herab rechtfertigte.<sup>2)</sup> Auf diese Vorfälle folgten tägliche Aufregungen, hauptsächlich, da jetzt erst Hecker<sup>3)</sup>, welcher Advokat und als Kammermitglied der freieste Redner gegen die Regierung war, aber bei der Wahl der Wahlmänner für das Vorparlament in Frankfurt am Main übergangen wurde, die Maske ablegte und sich im Seekreis öffentlich für die Aufhebung der Regierung aussprach, in

Konstanz die Beamten im Namen des Volkes absetzte und die Republik proklamierte. Am Karfreitag, den 21. April, gab es hier abends Tumult; es wurde geschrien und geschossen. Man glaubte, der Feind wäre da, es erwies sich jedoch als blinder Lärm. Die republikanische Partei streute aus, die Redakteure Hoff und Grohe, nebst dem Anführer der Sensenmänner (Freischärler) sollten arretiert werden, was jedoch nur ausgesprengt wurde, um zu reizen.<sup>4)</sup> Mittwoch, den 26. April, mittags  $\frac{3}{4}$  Uhr, gab es hier wieder Lärm, und es wurde Sturm geläutet. Die seit einigen Tagen hier liegenden Nassauer kamen mit Sensenmännern in Kollision. Diese zogen die Säbel, und es wurde geschossen. Die ganze Bürgerwehr lief auf den Marktplatz. Die Schreier wollten die Kasernen stürmen, was jedoch unterblieb, da eine Deputation mit dem Kommandanten der Nassauer parlamentierte, daß diese abmarschieren sollten. Die Sensenmänner zogen an die Rheinbrücke, und da die Bayern, welche in Ludwigshafen lagen, glaubten, die Nassauer hier seien bedroht, so eilten sie herüber, was die Sensenmänner wehren wollten. Die Bayern gaben Feuer, worauf die Büchenschützen bei den Sensenmännern auch feuerten; dabei gab es bei uns zwei Tote und zwei Verwundete. Der Eingang zur Brücke wurde verbarrikadiert und durch eine Kompanie Bürgerwehr besetzt. Die Bayern wurden durch den Oberbürgermeister zur Ruhe aufgefordert und zogen sich zurück. Eine wilde Rotte hatte jedoch unterdessen die Taue an einem Joch der Rheinbrücke abgehauen, welches nun den Rhein hinuntertrieb, wodurch die Kommunikation gestört war, denn erst den 2. Tag danach wurde das Joch wieder eingefügt. Der entstandene Schaden belief sich, wie geschätzt wurde, auf 25 000 Gulden.<sup>5)</sup> Diese Auftritte hatten zur Folge, daß wir zu den hier befindlichen Nassauern sofort am nächsten Tag noch Kurhessen von allen Waffengattungen bekamen, so daß vom 29. April ab im ganzen 6000 Mann fremde Truppen hier lagen.<sup>6)</sup>

An diesem Tage wurde unter dem Schutz der Nassauer die Arretierung des Redakteurs der Abendzeitung, Jean Pierre Grohe, des Redakteurs der Deutschen Volkszeitung, Heinrich Hoff, des Bierbrauers Nikolaus Spieß im „Silbernen Kopf“ und des Sohnes des Wirts vom „Schwarzen Lamm“, Jakob Betz, vorgenommen. Die beiden ersten wurden verhaftet, weil sie durch ihre Blätter, Flugschriften und aufrührerische Reden das Volk aufgewiegelt, die zwei letzten weil sie sich an der Rheinbrücke mit ihren Büchsen hinter die Häuser postiert und zwei Bayern totgeschossen hatten; sie wurden hier gleich verhöört und geschlossen nach Karlsruhe abgeführt. Montag, den 1. Mai, mußte die Bürgerwehr ihre Gewehre wieder auf dem Rathaus abliefern und wurde zugleich ganz aufgehoben, sollte jedoch später wieder auf andere Weise organisiert werden. Ich meines teils war ganz mit der Auflösung einverstanden, denn diese Bürgerwehr wäre für uns ein Unglück gewesen. Fast alle jungen Leute und auch einzelne von den älteren, hatten republikanische Ideen und wurden durch viele Schwindelköpfe, wovon auch mehrere als Offiziere gewählt wurden, noch aufgereizt. Der solide Teil der Bürger, obgleich in der Mehrzahl, wurde von jenen überschrien, weil man keine Gelegenheit zu Reibereien geben wollte, und so bekamen die republikanisch Gesinnten die Oberhand. Am 26. April waren sie ganz zügellos.<sup>7)</sup> Durch einige von ihnen wurde die Türe zum Turm eingestoßen<sup>8)</sup>, Sturm geläutet und die Tambouren genötigt, Generalmarsch zu schlagen. Eine Abteilung Bürgerwehr, welche hierauf den Turm wieder ausräumte und bewachte, wurde mit Gewalt weggetrieben und sogar dem Rottenführer Blankard der Säbel von einem Tambour Fischer auf die Brust gesetzt. Es wollte jeder befehlen und keiner gehorchen. Mancher wurde sogar mit persönlicher Rache bedroht und jene, welche bei früheren Gelegenheiten sich für die Regierung ausgesprochen hatten, mit dem Spitznamen „Eisele und Beisele“ belegt. An ihnen wollte

man jetzt seinen Mut kühlen. Sogar dem Oberbürgermeister<sup>9)</sup> und dem Bataillonskommandanten wurden die größten Grobheiten ins Gesicht gesagt und laut verlangt, gegen die Soldaten gehen zu dürfen. Hierauf zogen die Sensenmänner in Masse an die Rheinbrücke. Der Posten, von etwa 120 Mann Nassauern besetzt, glaubte, man wolle ihn aufheben, und flüchtete sich auf die Rheinbrücke. Als sie die Freischärler nachkommen sahen, gaben sie Feuer, wodurch einige leicht verwundet wurden. Nun schossen aber diese mit Büchsen hinüber, wobei mehrere Menschen ums Leben kamen, was nicht geschehen wäre, wenn die Brauseköpfe sich hätten zurückhalten lassen und nach Ordre auf dem Marktplatz geblieben wären. Am 1. Mai rückten morgens um 9 Uhr 2000 Bayern von allen Waffengattungen ein, besetzten in Gemeinschaft mit den Nassauern und Kurhessen alle Stadtausgänge und richteten die Kanonen gegen die Stadt. Besonders am Schloßplatz war die Stadt in ihrer ganzen Breite mit Truppen besetzt. Als alle diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, wurde verkündet, daß Mannheim wegen seines Benehmens am 26. April in den Kriegsstand versetzt sei und binnen drei Stunden alle Waffen abgeliefert sein müßten. Zugleich wurden noch mehrere Verhaftungen vorgenommen, zunächst die des Handelsmannes Engelhardt, eines scharfen Republikaners, welcher als Bürgerwehrrhauptmann am 26. April seine Kompanie ohne Ordre an die Rheinbrücke geführt; dann Rudolf Erle, welcher sich beim Sturmkläuten hervorgetan hatte, ferner einer namens Weimar welcher die Kommissionen und Flugschriften der Partei besorgte, und noch mehrere andere. Viele entzogen sich der Arretierung durch die Flucht. Für die bayerischen Truppen, welche biwakierten, wurden bei den Metzger 1634 Pfund Ochsenfleisch und 400 Pfund Reis gekocht, in den Straßen ausgeteilt und verzehrt. Abends rückten noch 1000 Mann Bayern, welche in der Rheinschanze aufgestellt waren, herein und wurden in den

Sälen der Schulhäuser untergebracht. Für diese wurde dann am 2. Mai wieder Fleisch und Reis gekocht und die Truppen wurden alle auf Rechnung der Stadt verpflegt, und die Einquartierten mußten mit Kost und Logis ohne Vergütung versehen werden. Am 11. Mai wurde eine Bekanntmachung von Staatsrat Maier an den Ecken angeschlagen, daß vom 10. an der Kriegszustand für die Stadt aufgehoben sei und daß die abgelieferten privaten Waffen am 12. wieder an die Eigentümer zurückgegeben würden. Dieser Zurückgabe widersetzte sich aber der hier anwesende bayrische Befehlshaber Prinz Karl, und die Rückgabe fand erst am 19. statt.<sup>10)</sup> Auf den 18. Mai war die Eröffnung des deutschen Parlaments in Frankfurt festgesetzt weshalb am Vorabend auf den höchsten Berggipfeln große Freudenfeuer angezündet waren. Auf der Kettenbrücke konnte man jenseits des Rheins sieben zählen und an der Bergstraße fünf. Man erwartet nun von diesem Parlament, daß es alle Wünsche und Hoffnungen, ob recht oder unrecht, erfüllen werde. Es gärt jedoch in allen Teilen Deutschlands.

...

Am 2. Pfingsttag, den 12. Juni, war eine Volksversammlung in Neustadt an der Haardt. Fast lauter Schwindelköpfe kamen da zusammen, hielten Reden, ließen Hecker und die Republik hochleben, und als die hiesigen abends, vom Wein erhitzt, heimkamen, zogen sie vor die Wachen, sangen Freiheitslieder und verherrlichten die Republik mit Hecker an der Spitze. Dann zogen sie demonstrierend, pfeifend und johlend vor den „Pfälzer Hof“, wo der Kommandeur Generalleutnant Fürst Thurn und Taxis, wohnte, worauf sie sich in verschiedene Wirtschaften verteilten.<sup>11)</sup>

Der Kommandant ließ daraufhin alles hier liegende Militär ausrücken, die berüchtigten Wirtshäuser besetzen, und was nicht gutwillig nach Hause gehen wollte, wurde arretiert, worauf es wieder Ruhe gab. So wie es hier ging, so ähnlich ging es auch in andern

Städten, und jeder Tag brachte Neuigkeiten von ausgebrochenen Unruhen. Um die Wünsche des deutschen Volkes möglichst zu realisieren, wurde in Frankfurt ein deutsches Parlament gebildet, wozu alle deutschen Länder Abgeordnete schickten. Es kamen über 600 zusammen, welche den Erzherzog Johann zum Reichsverweser wählten (am 20. Juni 1848). Dieser nebst den Ministern, welche noch dazu gewählt wurden, soll nun in Verbindung mit dem Parlament das ganze Deutsche Reich wieder in Ruhe und Ordnung bringen. Gott gebe es! Am 14. Juli verließ uns die hier liegende bayerische Besatzung. Die Nassauer und Hessen waren schon früher abmarschiert. Dafür rückte ein Bataillon Garde von uns ein. Am 18. Juli zogen die meisten Heidelberger Studenten, etwa 300, mit Fahnen durch Mannheim über den Rhein nach Neustadt an der Haardt. Mein Sohn Albert, welcher im 6. Semester in Heidelberg Theologie studierte, nahm daran nicht teil. Es hätte ihm auch Nachteile bringen können, da er ein Stipendium von 110 Gulden von der Regierung bezieht, ohne welches er sein Studium nicht hätte ausführen können. Die Ursache des Auszugs war, daß die Studenten einen demokratischen Verein bilden wollten, was ihnen aber, auch auf Anruf des Ministeriums, abgeschlagen wurde. Durch ihre Handlungsweise wollten sie die Regierung zum Nachgeben bewegen und erklärten, sie würden nicht eher zurückkehren, als bis ihr Gesuch bewilligt würde. Die Regierung blieb jedoch fest und machte bekannt, wer binnen 48 Stunden nicht zurückgekehrt sei, ginge der akademischen Bürgerrechte verlustig, worauf die ausgezogenen Studenten in aller Stille nach Heidelberg zurückkehrten.

...  
Am 21. September fiel Struve<sup>12)</sup> aus der Schweiz bei Lörrach ins badische Oberland ein, nahm die Zollkassen in Leopoldshöhe und Lörrach in Beschlag und besetzte den Eisenbahnhof bei Schliengen. Dann alarmierte er die Ortschaften, und wer nicht mit

ihm zog, wurde mißhandelt. Es ging sogleich am 22. Militär von Karlsruhe in die bedrohte Gegend ab und schon am 23. wurden Preußen von Frankfurt aus mit der Eisenbahn dorthin befördert. Am 24. abends wurde durch einen Haufen Bauern aus Weinheim und dem Odenwald das Bahngeleise aufgebrochen, wodurch ein Zug mit zwei Lokomotiven und vielen Wagen, welche nach Frankfurt zurückfuhren, um Militär zu holen, entgleiste, wobei zwar niemand ums Leben kam, die Lokomotiven und Wagen aber stark zertrümmert wurden. Am 24. begab sich eine Abteilung Militär von hier nach Weinheim, und es wird sich zeigen, wer die Schuldigen waren. Es wurden schon mehrere angesehene Weinheimer Bürger festgenommen, welche in die Sache verwickelt sein sollen. Der Schaden wird auf 60 000 Gulden angeschlagen.

...  
Die politischen Unruhen dauerten das ganze Jahr hindurch fort... Was die materiellen Erscheinungen des Jahres 1848 betrifft, so führten die Unruhen eine allgemeine Stockung aller Gewerbe herbei. Der Kredit war geschwunden, der Handel lag darnieder; und dadurch wurde erst manchem, der glaubte, durch einen Umsturz aller Gesetze sein Glück machen zu können, die Augen geöffnet. Ein Glück, daß die Lebensmittel billig waren. Das Brot kostete im März 1849 zehn Kreuzer.<sup>13)</sup> Das Fleisch blieb jedoch noch hoch. Ochsenfleisch kostete 12, Kuhfleisch 10 und 8 Kreuzer, Schweinefleisch 12, Kalbfleisch 9½. Kartoffeln wurden im Spätjahr zu 1 Gulden 45 Kreuzer bis 2 fl. 30 kr. verkauft. Obst gab es jedoch im Gegensatz zum vorhergehenden Jahr sehr wenig; ein schöner Apfel kostete an Weihnachten 3 Kr.

Über die bei dem letzten Putsch Gefangenen wird am 20. März das Geschworenengericht beginnen.<sup>14)</sup> Mit Struve und Blind von hier wird der Anfang gemacht. Beide wurden zu 5 Jahren enger Gefangenschaft verurteilt, ei-

nige andere dagegen, wie Krebs, Steinmetz und Fickler, wurden einige Wochen darauf freigesprochen.

...  
Am 8. Mai fingen die Rheinbayern zu revoltieren an, durch eine Versammlung in Kaiserslautern dazu aufgehetzt. Es griff alles zu den Waffen, Bauern und Städter. Landau wurde geschlossen und in Blockadestand erklärt, und als die Preußen einrückten, ließ man dieselben nicht nach Speyer hinein und ruhte nicht eher, bis dieselben wieder mit einem Dampfschiff fortfuhren. Auf den 13. Mai war wieder eine Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben, die von den Radikalen sehr stark besucht war. Es wurde auf allgemeine Amnestie, Auflösung der Kammer und unbedingte Annahme der in Frankfurt aufgestellten Reichsverfassung angetragen. Die Anträge wurden angenommen und dem Großherzog in Karlsruhe durch eine Deputation vorgelegt und von ihm genehmigt. Hierauf wurde sogleich zur Tat geschritten und alle politischen Gefangenen befreit, was natürlich wieder zu Reibungen führte. In Karlsruhe war die Infanterie zum Volk übergetreten, die Kavallerie dagegen leistete Widerstand. Es gab Tote. Ein Rittmeister (v. Laroche) und mehrere Dragoner fielen. Das Volk bestürmte die Kaserne, aus welcher sich Prinz Friedrich, der zugegen war, durch ein Fenster des zweiten Stockes retten mußte. Der Großherzog Leopold flüchtete sich in der Nacht mit seiner Familie, und man wußte längere Zeit nicht, wohin. (Er floh über den Rhein nach Germersheim, von da nach Lauterburg im Elsaß und dann nach Mainz.) Am 14. kam die Nachricht des Resultats der Offenburger Versammlung hier an, und es entstand sogleich eine große Aufregung in der Stadt. Das Militär zeigte sich zweideutig. Die Korpskommandanten wollten es aus der Stadt ziehen, fanden aber keinen Gehorsam und mußten zugeben, daß es mit den Bayern gemeinschaftliche Sache machte, was übrigens noch ganz ordentlich ablief.<sup>15)</sup> Nachmittags hielt

ein gewisser Florian Mördes eine Rede vom Rathaus herab, an welche sich noch mehrere andere Reden anschlossen, welche alle auf Ermahnung zur Ordnung und Eintracht hinausliefen. Zugleich wurde der Beschluß der Offenburger Versammlung bekanntgemacht, wonach ein Landesausschuß sich gebildet hatte, der sich für permanent erklärte und dessen Hauptperson der hiesige Advokat Brentano war.<sup>16)</sup> Dieser Ausschuß begab sich am Sonntagabend nach Rastatt, wo auch das Militär gegen seine Offiziere revoltiert hatte, und zog am Montagabend in Begleitung von Infanterie, Kavallerie und Artillerie in Karlsruhe ein, um seinen Sitz im großherzoglichen Schlosse zu nehmen. Man ist nun in banger Erwartung der Folgen; denn dieser Zustand kann nicht lange währen. Alle Gerichte sind außer Tätigkeit; nach § 7 der von dem Ausschuß aufgestellten Gesetze soll beim Heer freie Wahl der Offiziere stattfinden. Dadurch wären alle gegenwärtigen Offiziere außer Funktion gesetzt, und die Soldaten wählten sich tatsächlich gestern schon zu Offizieren, wen sie wollten. Auch sollen nach diesem Gesetz alle Unterstützungen und alle Staatspensionen aufhören. Man denke sich, was diese Verordnung für Schrecken und Entmutigung hervorrief. Am 15. Mai wurde früh 9 Uhr durch die Schelle bekanntgemacht, daß sogleich das 3. badi-sche Regiment mit der Eisenbahn ankäme, und die Bürger sollten sich ihre Einquartierung auf dem Markte holen. Es traf auch bald ein und brachte viele Freischärler mit. Nachts um 1½ Uhr wurden wir durch Generalmarsch aufgeweckt. Es hieß, Oberst Hinkeldey vom 1. Dragonerregiment wäre mit Dragonern und Artillerie, welche sich der provisorischen Regierung nicht unterwerfen wollten, auf der Eisenbahn nach Frankfurt entkommen und hätte die Brücke bei Ladenburg besetzt. Dieses zu verhindern rückte das eben erst angekommene 3. Infanterieregiment nebst Dragonern von hier dorthin ab. Am 16. Mai kamen fortwährend Zuzüge von Wehrmännern und Freischärlern aus dem



Oberlande, welche Hinkeldey fangen helfen wollten. Mittags kam das Gerücht, er sei gefangen, was sich aber nicht bestätigte. Major Hofmann, Bataillonskommandeur im 3. Regiment wurde beschuldigt, nicht die gehörigen Maßnahmen gegen Hinkeldey ergriffen zu haben, so daß derselbe entkommen sei und sich nach der württembergischen Grenze geflüchtet habe. Den 17. Mai kamen noch immer Zuzüge aus der oberen Gegend und von über dem Rhein. Nachmittags kamen die abgegangenen Truppen und auch die vom 4. Regiment, welche früher nach Landau beordert worden waren, wieder zurück. Den 18. zogen die meisten Zuzügler wieder ab. Nachmittags kam das Gerücht, Hessen-Darmstädter und Nassauer Truppen wollten das Land besetzen. Sogleich wurde von unserer heldenmütigen Bürgerwehr die der Stadt gehörigen 3 Kanonen, die auf dem Hof des Rathauses standen, an der Neckarbrücke aufgestellt, sobald jedoch, als man sich überzeugte, daß es unnötig war, wieder zurückgebracht.

Auf den 20. Mai wurde hierher eine Versammlung ausgeschrieben und besonders die Rheinbayern und Rheinhessen dazu eingeladen. Struve wollte hierherkommen und die Masse exaltieren.<sup>17)</sup> Da er jedoch hörte, daß das Militär sich geäußert habe, beim ersten Wort, welches er von Einführung einer Republik vorbrächte, würden sie ihn totschießen, blieb er weg aus der Versammlung, für die eine große Rednertribüne vor dem Rathaus aufgeschlagen und der Rathausturm nebst vielen Häusern der Stadt mit deutschen Fahnen beflaggt worden waren. Ich hatte bei dieser Gelegenheit Unannehmlichkeiten mit meinem Hausherrn, dem Schreinermeister Korwan, der meiner Frau nicht erlauben wollte, eine Fahne zum Fenster hinauszustekken, und, durch die Erörterung der Angelegenheit gereizt, mir das Logis kündigte. Übrigens ging die Versammlung, welche natürlich nicht den Erwartungen derer, die sie einberufen hatten, entsprach, gut vorüber. Es waren nämlich die nötigen Maßregeln ge-

troffen, daß bei der geringsten Störung Militär bei der Hand sei. Von über dem Rhein waren deshalb so wenig Teilnehmer bei der Versammlung, weil fast alles sich nach Landau aufgemacht hatte, um diese Festung zu besetzen und den bayerischen General, der dieselbe befehligte, abzusetzen. Ob diese Absicht erreicht wurde, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Oberst Hinkeldey, von dessen Plan, nach Württemberg zu entkommen, oben die Rede war, gelangte mit 16 Kanonen und einer Abteilung Dragoner glücklich bis an die Grenze. Hier aber, da die Mannschaften und Pferde vor Ermattung nicht weiter konnten, wurde er von den verfolgenden Bauern eingeholt und gefangengenommen. Der Rittmeister Großmann, welcher die Artillerie kommandierte, erschoss sich, als er sah, daß seine Leute nicht mehr gehorchten, vor ihren Augen. Hinkeldey wurde seiner ganzen Montur beraubt und in Turnerkleidern nach Karlsruhe gebracht.

In den nun folgenden Wochen sahen wir jeden Tag einzelne Abteilungen bewaffneter junger Leute von auswärtigen Ortschaften hierherkommen, welche jedoch alsbald wieder entlassen wurden. Zu Oberlaudenbach an der hessischen Grenze war am Donnerstag auch eine bewaffnete Versammlung. Der Landeskommisnar Prinz wurde von Darmstadt dorthin beordert, um dieselbe zu verhindern. Er wurde aber mißhandelt und erschossen, und die drei Kompanien Hessen, welche bei ihm waren, wurden von dem Volkshaufen angegriffen. Letzterer verlor dabei 41 Tote und 170 Gefangene, die nach Darmstadt gebracht wurden. Um diese zu befreien, machte sich ein Haufen Freischärler, angeblich 6000 Mann unter Anführung eines gewissen Blenker, auf Pfingsten, am 27. Mai dahin auf; auch zogen die Arbeitervereine von hier mit. Wir haben heute Pfingsten, aber unter sehr traurigen Aussichten. Soeben, mittags 4 Uhr, wird die Bürgerwehr und das erste Aufgebot, nämlich alle Leute vom 21. bis zum 30. Jahre, durch Generalmarsch auf dem Markt zusammengerufen.

Was werden wir in kurzer Zeit zu erwarten haben? Preußen sind im Anzug; ein Angriff wird nicht ausbleiben. Wie wird es enden?

Als am ersten Pfingsttag die Bürgerwehr und alles hier liegende Militär auf den Plätzen versammelt waren, wurde auf den Exerzierplatz gezogen, allwo der Kriegsminister Eichfeld, früherer Oberleutnant und wegen politischer Vergehen seither in Kißlau gefangengehalten, Inspektion hielt, wobei der ehemalige Leutnant Sigel der Versammlung als Oberanführer und Mayor vorgestellt wurde. Es wurden auch mehrere begeisterte Reden von Brentano, Raveaux, Sigel u. a. gehalten und dann wieder nach Hause marschiert.<sup>18)</sup> Montag, den 28., auf den 2. Pfingsttag wurde ein großes Volksfest zur Verbrüderung des Militärs mit den Bürgern auf dem Exerzierplatz gehalten, wozu von den Metzgern, Bäckern, Wirten, Kaufleuten Lebensmittel und von den übrigen Bürgern Geld gesammelt wurde. Das Militär zog ohne Waffen, die Bürgerwehr und alle hier befindlichen Freikorps mit Waffen bei einer außerordentlichen Hitze und ungeheurem Staub auf den Platz, wo sodann nach ihrer Ankunft in aufgeschlagenen Zelten Bier, Wein, Fleisch, Käse, Würste und Brot verteilt wurden. Die Neugierde hatte eine große Volksmenge zusammengeführt, 15—20 000, welche sich jedoch bald verließen. Die Freischaren und das bayrische Militär, welche ins Darmstädtische eingebrochen waren, drängten das dortige hessische Militär aus Worms über den Rhein. Im Übermut schossen einige Schützen auf dasselbe nach dem anderen Ufer, worauf die Hessen mit Kanonen erwiderten und die am Rhein gelegenen Häuser zerstörten oder doch beschädigten. Hierauf kehrten die Freischaren und die Bayern nebst zwei Kompanien Badenern, welche von hier aus auch dorthin geschickt worden waren, wieder zurück.

Dienstag, den 29. Mai, wurde alles Militär, das hier lag, fortgeführt, wie man glaubte, ins Neckartal. Am 30. erfuhr man jedoch, daß es nach Laudenbach, an die hessische

Grenze, beordert sei, wo bereits das hessische Militär zum Angriff aufgestellt war. An diesem Tage kamen sehr viele junge Leute, welche zum ersten Aufgebot gehörten und hier einexerziert werden sollten, hierher. Nachts 12 Uhr kamen viele Kanoniere mit und ohne Kanonen über die Neckarbrücke und es verlautete, daß zwischen Laudenbach und Heppenheim ein Zusammenstoß mit den Hessen stattgefunden habe, wobei die Unsrigen in die Flucht gejagt wurden. Es gab viele Tote, und 6 Wagen mit Verwundeten wurden am 31. hierher ins Lazarett gebracht. Mittags kam auch das 4. Regiment in ganz abgematteten Zustand hier an und wurde einquartiert, aber abends 10 Uhr wieder durch Generalmarsch zusammengetrommelt und mit der Eisenbahn nach Heidelberg geführt, von wo es am 1. Juni wieder zurückkehrte. Am 1. und 2. Juni kamen noch immer starke Zuzüge junger Leute vom 1. Aufgebot, und es wurde hier strenge Order an die jungen Leute von 18 bis 30 Jahren, welche sich noch nicht gestellt hatten, erlassen. Mein Sohn Albert, welcher 21 Jahre alt ist und zur diesjährigen Konskription gehört, ist, weil er Theologie studiert, vom Militärdienst befreit. Es wäre auch hart und sehr nachteilig für ihn, wenn er dienen müßte. Er war nun über drei Jahre auf der Universität. Das Jahr, welches auf dem Seminar zugebracht werden soll, wäre nun bis Oktober auch zurückgelegt, und wenn er zum Aufgebot müßte, wäre er aus seiner Bahn geworfen. Am 6. Juni wurde durch den ehemaligen Leutnant Sigel, welcher sich zum Obersten und Kriegsminister aufgeworfen hatte, Baden in den Kriegszustand erklärt und das Standrecht proklamiert. Am 6. Juni wurde eine Abtheilung Turner aus Heidelberg, welche bis nach Weinheim vorgeschoben worden waren, von den Hessen überfallen, wobei 9 Mann getötet wurden. Den 8. Juni zog das hiesige 1. Aufgebot und das 4. Regiment wieder ab. Bis zum 13. war täglich blinder Lärm, viel Neuigkeiten und wenig Wahres. Soeben, mittags 3 Uhr, läßt der als Kommandeur für

Aufzeichnung der Kriegskassen der Belagerungsgesellschaft.  
 Auf geordnete Weise mit dem Randvermerk. Alle Ausgaben und Einnahmen  
 gegen die öffentliche Ordnung und Disziplin, unanständig und schändlich.  
 Die Lieutenants gegen einen Militärrat und Zivilbesatz sind durch  
 die Kriegskassen zu geneigt bestaucht. Mannheim den 15<sup>ten</sup> Juni 1879  
 Der Ober-Commandant der belagerten und es in Folge ihrer Freigabe  
 Micaslaras Kij

**Er. N<sup>o</sup>. 3. Lorenz Kijusjiden**

zu Mannheim hat an provisorischer Kriegsteuer 145 fl. — Kr. beizutragen; darauf er bezahlt

	fl.	Kr.	
an Kais. Ausschlag an Titl. Grua	12	50	} 65 fl. 10 Kr.
an 1799er Ausschlag . . . . .	32	—	
im Oktob. 1799 an Titl. Stark	—	—	
an Titl. Fontaine . . . . .	—	—	
an 10 Tags-Gelder . . . . .	20	40	
<hr/>			
restirt	79		fl. 50 Kr.
<hr/>			
Woran er alljährlich in Quartal-Ratis zu entrichten hat provisorisch			fl. Kr.

Zu bezeichnen ist das am 15<sup>ten</sup> Junij die Stelle bekennt  
 geneigt wurde, dass das am 15<sup>ten</sup> Junij bei der  
 für die fünfzehnte und sechzehnte und die belagerten  
 sollte, welche auf die Lage der Gesellschaft  
 jedoch bei der in Mannheim am 3. d. d. und die  
 belagerten Stadt in die am 3. d. d. in Mannheim  
 zu bezeichnen ist auf die in Mannheim

das badische Heer berufene Pole Mieroslawsky Generalmarsch schlagen und hält Inspektion über die große Armee.<sup>19)</sup> Freitag, den 15. Juni, morgens halb zehn Uhr lief das Gerücht um, der Feind in Gestalt von Hessen sei im Anzug. In der Tat hörte man bald schießen. Es blieb jedoch bei einem Kavallerieangriff, wodurch das 4. Regiment, welches in Käfertal lag, hierher zurückgedrängt wurde. Nachdem unsere Truppen vom 4. Regiment hier an der Brücke wieder Posto gefaßt hatten und den Feind mit einigen Kanonenschüssen empfangen, zog dieser sich wieder zurück. Zu gleicher Zeit besetzten die Preußen Ludwigshafen<sup>20)</sup> und drängten die dort von hier aus postierten Freischärler über die Rheinbrücke zurück, worauf von den preußischen Schützen herübergeschossen wurde. Hinter dem „Europäischen Hof“ wurden alsdann Kanonen und Haubitzen aufgefahen und damit die Häuser, in denen die Preußen sich befanden, beschossen. Diese fingens alsbald Feuer, und die neuen Lagerhäuser brannten bis auf den Grund ab. Am 16. eröffneten die Unseren schon morgens 6 Uhr wieder das Feuer, welches von drüben bald mit schwerem Geschütz, das inzwischen eingetroffen war, erwidert wurde. Jedoch merkte man, daß es nicht darauf abgesehen war, großen Schaden anzurichten, denn es waren größtenteils Kartätschen, Schrotten und Sechspfünderkugeln, welche von Zeit zu Zeit in die Stadt fielen. Gleich morgens schlug allerdings eine zwölfpfündige Kugel in die Seitenwand des Lowelschen Hauses vor dem Rheinausgang und ein Sechspfünder fiel in die Scheuer des Fuhrmanns Wirsching, welcher zündete, aber gleich wieder gelöscht wurde. Sogleich wurde ausgeschellt, daß vor jedes Haus große Zuber mit Wasser aufgestellt werden müßten, sowie in die Häuser auf alle Speicher. Am 17. hörte das grobe Geschütz ganz auf, weil auf unserer Seite auch mit Schießen nachgelassen wurde. Am 18. feuerten bloß die aus den Schanzen an der Neckarspitze und jenseits am Hemshof aufeinander. Als

aber ein Gebäude in Hemshof Feuer fing, wurden abends halb elf Uhr 6 oder 7 Schuß auf die Stadt getan, wovon eine Kugel in die Post, eine andere bei Kaufmann Hadry und eine dritte bei Kaufmann Wolf am Markt einschlug, ohne daß jedoch jemand verletzt wurde. Es kam aber dadurch die ganze Bevölkerung mehr in Angst, und am andern Tag wollte jeder, der sich in seiner Wohnung nicht sicher glaubte, flüchten. Wer keinen Geschäftsbetrieb und genügend Geld hatte, suchte woanders Schutz. Viele Familien fuhren nach Straßburg, Baden-Baden, Schwetzingen oder einem andern Ort, wo sie glaubten, sicher zu sein; und viele Häuser waren wie ausgestorben. Als am 15. Juni die Preußen unsere Leute aus Ludwigshafen über die Rheinbrücke zurückgedrängt hatten, wurden schnell einige Joche von der Brücke abgeführt, damit jene nicht nachkommen konnten. Dadurch wurde aber manchen von unseren Leuten der Rückzug abgeschnitten, so daß sie in Gefangenschaft gerieten. Einige hatten sich in die noch jenseits stehenden Brückennachen geflüchtet, wovon 7 erst am 20. halb verhungert herausgeholt wurden. Man reklamierte sie zwar, es wurde von den Preußen jedoch geantwortet, sie würden als Kriegsgefangene angesehen und gut behandelt werden. Auf den auf unserer Seite noch stehenden Teil der Rheinbrücke wälzte man Baumwollballen und schoß mit Büchsen dahinter hervor nach dem anderen Ufer. Die drüben erwiderten mit Spitzkugeln, die mit Kerben versehen waren, in denen Baumwolle lag, welche sich beim Abfeuern entzündete, wodurch die Baumwollballen auf der Brücke in Brand gerieten. Als man dies gewahr wurde, suchte man sie ins Wasser zu werfen, wurde aber durch einen Kugelregen daran gehindert, und so geriet die ganze noch stehende Brücke in Brand. 26 Schiffe gingen dabei zugrunde, 19 sollen rheinabwärts getrieben worden sein.

Am 19. nachts 12 Uhr wurde die Bürgerwehr wieder durch Generalmarsch aus dem Schläfe geweckt. Morgens erfuhr man dann,

Erklärung des Generalen Mieroslawsky gegenüber dem  
Generalmajor des Russ. Heeres. am 15. Juni 1864

Das Dorf Dufersdorf ist fast ganz flintenstumpf mit dem  
Lagerort im Norden von dem Unruhigen genommen worden, wir  
haben keinen anderen glücklichen Ausgang. Ich General Mieroslawsky  
bin der Ansicht, dass die Russen nicht die Absicht haben, sich selbst  
in den Lagerort zu stellen und die Bestimmung des Heeres zu  
halten, den Dufersdorfer Truppen mit unbedingtem Nachdruck  
durch diese Erklärung müssen wir alle Mittel des Russ. Heeres,  
Geld, Lebensmittel, für den Kampf zu willigen Preisung  
geschleppen, sollte aber irgend eine unserer Anordnungen  
eine Folge haben werden, und die Russen sich in unserer  
Operation mischen, oder sollte durch Mieroslawsky eine Kriegserklärung  
ausgehen, und wenn diese genehmigt wird, die Russen verlassen zu  
müssen, so werden aber vorerst die Russen fliehen und sollten  
es etwa 10,000 sein und Mieroslawsky werden sich als einen  
Unglücklichen zurückziehen. Ich befehle, dass diesen Befehl  
den Russen gegenüber bekannt sein soll.

Der Lieutenant Truppen folgt folgen!

Die Anordnungen des Generalen Mieroslawsky werden  
ich vollziehen und für die Russen in meine Hand legen, dass ich die  
Mittel in meinen Händen annehmen und die Russen  
zu geben

daß sich wieder Hessen am Waldhof gezeigt hätten; auch glaubte man, die Preußen wollten bei Altrip eine Brücke über den Rhein schlagen, es blieb jedoch beim blinden Lärm. Den 20. morgens wehte in Ludwigshafen die bayrische Flagge. Es waren in der Nacht die Altbayern eingerückt und die Preußen nach Speyer gegangen. In Rheinbayern hatte sich die provisorische Regierung schon am 16. aus dem Staube gemacht, und Landau war am 18. von den Preußen entsetzt worden. Somit wird wohl die dortige Revolution, die mit so hochklingenden Phrasen begonnen hatte, ausgespielt haben. Am 20. Juni rückten die Preußen bei Germersheim über den Rhein ins Badische ein. Nun wurden fast alle unsere Truppen und das erste Aufgebot nebst Arbeitervereinen und Freischärlern gegen Philippsburg gezogen, wo es am 21. Juni zu einem blutigen Kampf kam. Es wurde zwar das Gerücht ausgesprengt, die Unsrigen seien siegreich und es seien 7000 Preußen gefangen und 5 Kanonen erbeutet worden; die düstere Stimmung, welche sich jedoch kundgab, ließ eine Niederlage ahnen.<sup>21)</sup> Und als am 22. einzelne Soldaten von verschiedenen Regimentern hier eintrafen, hörte man, daß unsere Leute sehr gelitten hätten und meistens versprengt seien. Der hier anwesende Zivilkommissar v. Trützscher wollte nun noch alles aufbieten und ließ das zweite Aufgebot auf mittags 3 Uhr aufrufen. Zu gleicher Zeit suchte er sich jedoch auf die Flucht zu machen und kam auch wirklich nebst einigen seines Gelichters in einer Droschke mit der Kreiskasse bis an die Feudenheimer Gemarkung, wo sie jedoch von einer Abteilung unserer Dragoner eingeholt und als Gefangene hierher auf die Schloßwache gebracht wurden nebst mehreren anderen Beamten, die ebenfalls zu entfliehen versucht hatten. Durch diesen Auftritt kam alles in Bewegung, und die Bürger drangen in den Gemeinderat, die Stadt zu übergeben. Sofort begab sich der Oberbürgermeister Jolly mit einer Parlamentärflagge nach Ludwigshafen und einige vom Gemeinderat, Bender, Knip-

penberger nebst dem zum Major gewählten Wachtmeister Thoma über den Neckar zu den dort stehenden Preußen, um mit ihnen wegen der Übergabe zu verhandeln, die auch zustandekam.

Unsere Dragoner ließen sogleich alle Kanonen nebst den Bombenmörsern, welche einige Tage vorher zur Beschießung von Ludwigshafen hierher gebracht worden waren, aus den Schanzen in den Schloßhof fahren; die Leute vom ersten Aufgebot und jene, welche in den letzten Tagen Büchsen und Gewehre bekommen hatten, mußten dieselben sogleich einliefern, und abends halb zehn Uhr rückten zwei Bataillone preußische Landwehr vom 27. Regiment hier ein. Eine Abteilung Ulanen war schon vorher hier angekommen zur Besetzung des Bahnhofes; auch rote Dragoner ritten aus und ein. Die Preußen biwaktierten die Nacht über auf dem Markte und wurden erst am Morgen des 13. Juni einquartiert. Am 23. rückten die Preußen, ohne Widerstand zu finden auch in Heidelberg ein. Alles, was von Militär und Wehrmannschaft dort war, zog sich nach Sinsheim, wurde aber von den dort durch den Odenwald vordringenden Truppen nach Ubstadt und Bruchsal gedrängt, wo es am 24. abermals zu einem blutigen Gefecht kam, wobei viele Leute blieben. Den 25. rückten die Preußen auch in Karlsruhe ein; der Rest des Mieroslawskyschen Korps zog nach Rastatt, wurde aber nicht eingelassen.

Über den Rhein wurde alsbald nach der Übergabe aus den hier noch vorhandenen Schiffen eine fliegende Brücke durch bayrische Pioniere hergestellt, welche Sonntag, den 24., schon die Verbindung eröffnete. Sogleich kam ein Regiment bayrische Jäger herüber, welche die Preußen, die noch hier waren, ablösten, damit diese ihrem Korps folgen konnten. Die Bayern setzten nun die von den Preußen begonnenen Maßregeln fort. Es wurde nämlich eine allgemeine Entwaffnung sowohl der Bürgerwehr und des 1. Aufgebotes als auch des badischen Militärs mit Ausnahme der Dragoner des 2. Regi-

ments, welche sich nach Frankfurt und Mainz geflüchtet hatten, angeordnet. Viele Verhaftungen wurden vorgenommen, namentlich der Färber Happel, die Schlosser Söncker und Hean und der Wirt Wolf, welche stets die größten Wühler hier waren; auch mehrere, die als Führer der Freischärler fungierten, der Sohn des Wirts Helwig in der „Stadt Aachen“ und der des Bäckers Schmidt, meistens exaltierte Köpfe. Mehrere suchten sich durch die Flucht zu retten, wovon der Glaser Rös, der Eigentümer der neuerbauten Passage, und Wirt Barth, welche stets gegen die Regierung gehetzt hatten. Am 28. wurden verschiedene revolutionäre Wirte verhaftet und eine Anzahl Wirtschaften geschlossen, z. B. der „Prinz Max“, das „Schwarze Lamm“, der „Vogelgesang“, der „Silberne Kopf“, der „Weinberg“ und der „Darmstädtische Hof“. Verschiedene Wirte, z. B. Spieß und Barth hatten sich gleich am 23. aus dem Staub gemacht; auch der berühmte Jean Pierre Grohe, Herausgeber der republikanischen Abendzeitung. Natürlich wurde auch unter den republikanisch gesinnten Beamten und im Gemeinderat aufgeräumt, der erste und zweite Bürgermeister abgesetzt, der kleine Ausschuß aufgelöst, und zwar durch die Regierung des Unter-rheinkreises mit Herrn von Reizenstein als Präsidenten an der Spitze. So trat ein fast vollständiger Wechsel in den Ämtern ein, wodurch das republikanische Element ausgeschaltet wurde. Als erster und zweiter Bürgermeister wurden Handelsmann Reiß und Handelsmann Nestler provisorisch angesetzt.

...

Am 18. August zog der Großherzog mit Familie von Mainz aus wieder in Karlsruhe ein, und am 22. kam die Großherzogin Stephanie ganz in der Stille wieder hierher.

Noch weitere Exekutionen wurden vorgenommen; so wurde hier am 18. September der Freischarenführer Dietz aus Sachsen erschossen. Dagegen wurden die am 28. Juni arretierten Wirte Rickert, Betz und Ullmi-

cher am 29. September wieder freigelassen. Am 11. Oktober morgens halb neun Uhr wurde der hiesige Bürger, Mehlhändler und Mehlwagemeister Streuber hier standrechtlich erschossen. Er hatte sich bei allen bisherigen Gelegenheiten als eifriger Radikaler gezeigt, und seine Eitelkeit, als großer Mann zu gelten, trieb ihn an, sich in allen vorkommenden Fällen an die Spitze zu stellen. So wurde er zum Hauptmann eines Fähnleins der Bürgerwehr ernannt. Wenn er ausging, hatte er stets den Schleifsäbel an und zwei Pistolen im Gürtel stecken wie ein Pascha.

Zu alle diesen Schrecknissen kam am Ende noch die Cholera. Am 25. August kam hier der erste Fall vor, und zwar in dem Eckhause gegenüber dem Lazarett. Die abscheuliche Krankheit raffte in diesem Hause und in der Nachbarschaft desselben ganze Familien hinweg, rückte sodann gegen die lutherische Kirche vor, übersprang die Breite Straße und holte ihre Opfer in der Gegend der Heuscheuer. In anderen Teilen der Stadt hatten die meisten Einwohner eine Empfindung in der Art, als ob sie an Diarrhoe litten, wurden jedoch bald davon wieder befreit. Es starben 300 Menschen an dieser fürchterlichen Krankheit, und, was das auffallende war, traf es lauter von denen, welche der Umsturzpartei angehörten. So starb der kaum aus dem Arrest entlassene Lammwirt Betz und seine Frau, der gewesene Gemeinderat und intime Freund Streubers Clottü, der Landwirt Mathes und der Wirt vom Weinberg, Hofmann.

Sonst bot das Jahr 1850 in politischer Hinsicht wenig Neues. Der Kriegszustand dauert noch fort, und die Geschäfte gehen immer noch schlecht. Der Handel stockt, weil Kredit und Vertrauen fehlt. Zum Glück sind die Lebensmittel noch immer billig. Noch immer werden Urteile gegen Anhänger der revolutionären Partei gefällt. Diese sind aber bei weitem nicht mehr so streng wie im vorigen Jahre. So wurde z. B. der Färber Happel, einer der eifrigsten Republikaner, der sich von der provisorischen Regierung ins Ministe-

rium aufnehmen ließ und später mit einer bedeutenden Summe außer Landes flüchtete (90 000 Gulden), nur zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt, ein Urteil, das als zu mild zu betrachten ist im Vergleich zu der Strafe, die gegen den Schullehrer Höfer verhängt wurde. Am 25. September wurde auch der frühere Feldwebel Ahles, der bei der provisorischen Regierung als Oberexerziermeister tätig gewesen war, auf zwei Jahre nach Bruchsal gebracht. Er hatte sich dadurch bereichert, daß er von den zum Aufgebot eingezogenen Leuten Geld (25—40 Gulden) nahm und sie wieder gehen ließ.

Das 3. und 5. badische Infanteriebataillon, das 2. und das 3. Reiterregiment und vier Batterien Artillerie wurden im Juli 1850 nach Preußen in Garnison verlegt, und es sollte noch mehr Infanterie nachfolgen. Dafür wurden preußische Truppen in badische Garnisonen gelegt. Österreich erhob aber dagegen Widerspruch, und so wurde die ganze Konvention wieder rückgängig gemacht und unsere Leute wieder aus Preußen, die Preußen aber aus Baden zurückgezogen.

Die Revolution war nun vollständig bewältigt; nur konnten die Fürsten sich nicht verständigen, wer die Zentralgewalt ausüben sollte.

Anfang Februar 1851 wurden zwei von den Bestraften begnadigt, nämlich Banspach und der jüngere Ahles. Das Jahr 1851 bot in politischer Hinsicht wenig Interessantes. Der Kriegszustand in Baden blieb noch immer in Kraft, weil noch stets im Geheimen gegen die Regierung agiert wurde und auch in Frankreich sich alles wieder zu einer neuen Revolution zuspitzte. Der alte Bundestag trat wieder in Frankfurt ins Leben, es konnte jedoch nichts Erhebliches ermittelt werden, um Ruhe in Deutschland herzustellen.

Am 10. September 1851 besuchte der Großherzog Mannheim und reiste am 13. morgens wieder ab. Viele Häuser waren beflaggt, und in mehreren Straßen waren Blumengirlanden angebracht, und am 11. September zogen die Zünfte mit ihren Fahnen in

den Schloßhof. Die Republikaner wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Sehr viele gingen mit dem Fackelzug, welcher abends nach beendigtem Theater ausgeführt wurde, und ließen den Großherzog hochleben.

Am 2. Dezember 1851 hob Louis Napoleon, welcher seit 1848 Präsident der Republik Frankreich war, die Nationalversammlung auf, weil er fürchtete, bei der nächsten Wahl nicht mehr gewählt zu werden, und setzte die Amtsgewalt des Präsidenten auf zehn statt vier Jahre fest. Man glaubte, ganz Frankreich würde sich gegen diesen Staatsstreich auflehnen, es gab jedoch nur in einigen Departements Unruhen. Diese und der desfallsige Aufstand der Sozialisten wurden durch das Militär, das auf Napoleons Seite stand, schnell gedämpft, so daß dieser am 2. Dezember 1852 als Kaiser unter dem Titel Napoleon III. den französischen Thron besteigen konnte. Die befürchtete Rückwirkung dieser Ereignisse auf Deutschland blieb gegen Erwarten aus, und die so notwendige Ruhe wurde von jetzt an nicht mehr gestört.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Die badische Staatsregierung in Karlsruhe hatte hessische, bayrische und württembergische Truppen gegen den drohenden Aufstand zu Hilfe gerufen. Diese militärischen Beistandsleistungen sah die Deutsche Bundesakte vom 8. 6. 1815 vor.

<sup>2)</sup> Mathy, Karl, badischer Staatsmann, 1807—1868, 1842 Führer der Opposition im badischen Landtag, 1848 Berufung ins Ministerium, Mitglied des Frankfurter Parlaments, daselbst Anhänger der Politik Gagerns, weshalb er als badischer Minister entlassen wurde.

<sup>3)</sup> Hecker, Friedrich-Karl, Franz 1811—1881, Advokat in Mannheim, ab 1842 Landtagsabgeordneter in Karlsruhe, entschiedenster Wortführer der Opposition, 1847 Aufgabe des Landtagsmandats und ab 1848 Anführer der badischen Republikaner.

<sup>4)</sup> Hoff, Heinrich, 1808—1852. Verlagsbuchhändler in Mannheim. Zusammen mit Struve Gründer des „Deutschen Zuschauers“. 1849 Abgeordneter der Badischen Kammer. Wegen seiner Beteiligung an der Revolution zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt, konnte aber in die USA emigrieren.



5) Es ist schwer, die Kaufkraft des Gulden heute in DM auszudrücken. Zum Vergleich sollen einige Angaben dienen: Ein Bauer bekam für 3 Zentner Kartoffel 2 Gulden, für 1 Kalb 6 Gulden, für ein Rind 35–40 Gulden.

6) Bei einer damaligen Mannheimer Gesamtbevölkerung von ca. 28 000 Einwohnern.

7) Der Aufstand im badischen Oberland hatte sich schon weiterentwickelt. Am 20. 4. mußten sich die Republikaner in der Schlacht bei Kandern (nahe Lörrach) geschlagen geben, obwohl der Chef der Regierungstruppen, General v. Gagern hier sein Leben ließ. Am 24. 4. wurde Freiburg mit Gewalt von Regierungstruppen (Bundestruppen) genommen. Am 27. 4. hatte die sog. „Legion der deutschen Handwerker“, die Georg Herwegh in Paris organisiert hatte, den Rhein überschritten, mußte sich aber beim Dorfe Dossenbach einer württembergischen Kompanie geschlagen geben.

8) Es ist wohl das heute noch stehende alte Rathaus am Marktplatz gemeint.

9) Oberbürgermeister war von 1836 bis 1849 Ludwig Jolly.

10) Prinz Karl Theodor Maximilian August 1795 bis 1875 war der einzige Bruder des bayrischen Königs Ludwig I. (neben 8 Schwestern).

11) Überraschend erscheint, daß alle diese Aktivitäten sich in Mannheim zu einer Zeit abspielten, als die erste Phase des badischen Aufstandes mit der Niederschlagung bzw. Zurückdrängung der Aufständischen längst sein Ende gefunden hatte.

12) Struve, Gustav von, 1805–1870, Anwalt in Mannheim und einer der radikalsten Anführer der Revolution. Wurde wegen „Hochverrats“ zu 5½ Jahren Haft verurteilt, kam aber frei und konnte über die Schweiz nach den USA auswandern. Dort verfaßte er seine „Allgemeine Weltgeschichte im radikalen Sinn“.

13) Der Gulden war unterteilt in 60 Kreuzer.

14) Der Verfasser übergeht hier leider die Ereignisse von September 1848 bis März 1849. Die badischen Truppen hatten rasch und ohne fremde Hilfe den Einfall von Struve im September 1848 zurückgeschlagen. In Mannheim waren unter der anscheinend ruhigen Oberfläche insbesondere die „Arbeitervereine“ aktiv.

15) Der Aufstand hatte also auch auf bayrisches Militär übergegriffen.

16) Brentano, Lorenz Peter Karl (1813–1881). Seit 1837 Rechtsanwalt in Mannheim; war als Mitglied der badischen zweiten Kammer und zeitweise auch des Frankfurter Parlaments Vertreter einer eher gemäßigten Opposition. In den USA, wohin auch er flüchten mußte, machte er sich einen Namen als bedeutender Journalist.

17) Struve war mittlerweile aus der Haft freigekommen.

18) Sigel, Franz, geb. 1824, ursprünglich Leutnant in der großherzoglichen Armee, übernahm im Mai 1849 das Kommando über die Revolutionsarmee. Kämpfte später in der Armee der Nordstaaten und brachte es in den USA bis zum Generalmajor.

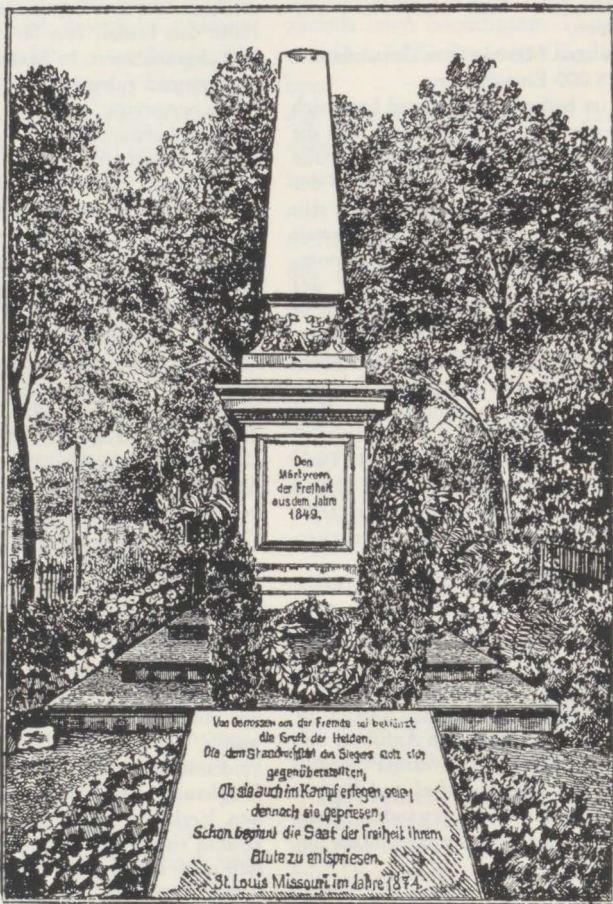
19) Mieroslawski, Ludwig von, 1814–1878, polnischer Revolutionär, nahm wiederholt an maßgeblicher Stelle an den polnischen Aufständen gegen Rußland teil, diente aber auch in der sizilianischen Revolutionsarmee, bevor er als „Obergeneral“ der aufständischen badischen Truppen berufen wurde.

20) Großherzog Leopold hatte sich mit der Bitte um militärische Hilfe schließlich an Preußen gewandt.

21) Es handelt sich hierbei um das Gefecht bei Waghäusel, bei dem die Aufständischen mit großen Verlusten geschlagen wurden. Mieroslawski konnte trotzdem mit dem Gros entkommen und sich nach der Festung Rastatt durchschlagen.

*Aus dem Abschiedsbrief Adolf v. Trütschlers an seine Gattin, geschrieben einige Stunden vor seiner Erschießung an der Mannheimer Friedhofsmauer am 14. August 1849: „... Ich sterbe mit dem Bewußtsein, dem Vaterlande, der Freiheit mein Leben zu opfern, das ist's, was mich hebt und hält, es wird euer Trost sein ...“*

## Das 1849er Denkmal auf dem Friedhof zu Mannheim.



„Von Genossen aus der fremde  
Sei bekränzt die Gruft der Helden,  
Die dem Standrechtsblei des Siegers  
Stolz sich gegenüberstellten.

Ob sie auch im Kampf erlegen,  
Seien dennoch sie gepriesen,  
Schon beginnt die Saat der Freiheit  
Ihrem Blute zu entsprossen.

St. Louis, Missouri, im Jahre 1874.“

v. **Crütschler, W. Adolf**, Rgl. sächs. Apell.-Affessor, erschossen den 14. Aug. 1849  
**Höfer, Carl**, Schullehrer in Altheudorf (Baden), erschossen den 16. Aug. 1849  
**Lacher, Peter**, Chirurgiegehilfe von Bruchsal, erschossen den 28. Aug. 1849  
**Dietz, Gottlieb Heinrich**, Spengler von Schneeberg (Sachsen), erschossen den  
 20. September 1849  
**Streuber, Valentin**, Gemeinderat von Mannheim, erschossen den 11. Okt. 1849.

1 Denkmal für die 1849 standrechtlich erschossenen Freiheitskämpfer auf dem Mannheimer Hauptfriedhof (Druck 1906). Das Denkmal wurde am 13. September 1874 enthüllt.

# Zwei Briefe von Franz Sigel aus der Londoner Emigration

*Peter Galli, Bruchsal*

Vor 80 Jahren, am 21. August 1902, starb in seiner Wahlheimat New York der einstige badische Infanterieleutnant und Revolutionär Franz Sigel, der zweimal in seinem Leben eine bedeutende Rolle als Offizier gespielt hat: als Oberbefehlshaber der badischen Revolutionsarmee 1849 und als amerikanischer General im Sezessionskrieg 1861—1865 auf Seiten der Nordstaaten.

Zwei folgenschwere Ereignisse markieren den Weg zu dieser ungewöhnlichen Doppelkarriere: Sigels Flucht in die Schweiz mit den Resten der geschlagenen Revolutionstruppen am 11. Juli 1849 und seine Einschiffung nach Amerika am 1. Mai 1852 in Southampton. Dazwischen liegen nahezu 3 Jahre der Emigration in verschiedenen europäischen Ländern, Jahre der Flucht und des Hoffens auf eine Möglichkeit zur Rückkehr in die badische Heimat.

Aus diesem nur spärlich dokumentierten Lebensabschnitt haben sich unter den Beständen des ehemaligen Schloßmuseums in Mannheim zwei unveröffentlichte Briefe Franz Sigels erhalten<sup>1)</sup>, in der Stadt also, in der Sigels kämpferisches Eintreten für die demokratische Freiheitsbewegung seinen Anfang genommen hatte.

Als Leutnant des 4. Badischen Infanterieregiments war der aus einer Bruchsaler Familie stammende und am 18. November 1824 in Sinsheim geborene Franz Peter Sigel 4 Jahre lang in Mannheim stationiert, bis er im Herbst 1847 den Dienst quittieren mußte und die Metropole der badischen Opposition verließ. Freilich nur für kurze Zeit, denn schon in den ersten Tagen der Märzrevolution 1848 war Sigel bereitwillig der Auffor-

derung gefolgt, in die Garnisonstadt zurückzukehren und dort das Freikorps der „Senzenmänner“ zu organisieren. Seine Beteiligung am Heckerzug zwang ihn jedoch wenig später bereits ins Schweizer Exil, das erst durch die neuerliche Erhebung im Mai 1849 beendet wurde. Ohne Zögern stellte er sich sogleich wieder der revolutionären Bewegung zur Verfügung. Als zeitweiliger Oberkommandierender der Revolutionstruppen und Kriegsminister der Provisorischen Regierung gehörte er zweifellos zu ihren herausragenden militärischen Führern, ohne indes die Niederlage in dem ungleichen Kampf abwenden zu können. Als der knapp 25jährige die flüchtende badisch-pfälzische Armee über die Schweizer Grenze führte, konnte er nicht ahnen, daß dies ein Abschied für immer von Deutschland sein sollte.

Die Vielzahl der Stationen seines Aufenthalts in der Schweiz, in Frankreich und in England kennzeichnet das Unstete und Ungewiße der sich anschließenden Jahre in der Emigration. Über Zürich, Bern, Genf und Lugano, wo er, unter falschem Namen lebend, im April 1851 verhaftet und aus der Schweiz ausgewiesen wird, gelangt er nach Paris und schließlich auf die britische Insel. Hier verbringt Sigel in London und Brighton unter vielen, auf einen Wiederausbruch der Revolution wartenden Schicksalsgefährten ein letztes Jahr in der Alten Welt, bevor er resignierend im Mai 1852 das Schiff nach Amerika besteigt. Ein halbes Jahrhundert noch kann Sigel in verschiedenen Berufen und Ämtern in den Vereinigten Staaten wirken, nun auch öffentlich anerkannt und geehrt. Seine Verdienste vor allem im amerika-



*Abmarsch der badisch-pfälzischen Armee  
aus dem Lager bei Baltenschweil nach der Schweiz, den 2. Juli 1849*

Abmarsch der badisch-pfälzischen Armee aus dem Lager bei Baltenschweil nach der Schweiz, 2. Juli 1849

nischen Bürgerkrieg als Generalmajor der Nordstaaten lassen ihn geradezu zum volkstümlichsten Achtundvierziger unter den Uniformoffizieren werden<sup>2</sup>).

Noch einmal jedoch, wenn auch erst posthum, sollten das ferne Mannheim und der Name des Freiheitskämpfers in zwei Kontinenten Franz Sigel sich verbinden. Wenige Tage nach seinem Tod gab hier 1902 der mit Sigel in freundschaftlichem Briefwechsel stehende Wilhelm Blos, späterer Staatspräsident von Württemberg, die „Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848 und 1849“ heraus, in denen der Verfasser Rechenschaft ablegt über seine Beteili-

gung an der Revolution in Baden<sup>3</sup>). Das Schlußkapitel „Verbannung“ bietet den relativ ausführlichsten Überblick über die Jahre seines europäischen Exils bis zur Ankunft in New York.

Die beiden hier mitgeteilten Briefe stammen aus Sigels Londoner Zeit und sind an Gustav Goegg gerichtet, den jüngeren Bruder des „Hauptorganisations des Volksaufstandes“ 1849 in Baden Amand Goegg<sup>4</sup>). Obwohl der Adressat nicht namentlich genannt ist und die Briefumschläge sich nicht erhalten haben, kann dies mit einiger Sicherheit aus dem Inhalt und der Provenienz (aus dem Familienbesitz Goegg) geschlossen werden. Beide Fa-

milien, die Sigels aus Bruchsal und die Goeggs aus Renchen, waren damals von einem ähnlichen Schicksal betroffen, hatten sich doch ihre Söhne sämtlich aktiv an der Revolution beteiligt und waren deshalb nach der Niederlage gezwungen, ins Ausland zu fliehen. Außerdem verband die beiden als Mitglieder der Provisorischen Badischen Regierung bekannt gewordenen Ältesten, Franz Sigel und Amand Goegg, zeitlebens eine enge Freundschaft, die möglicherweise auf die gemeinsame Mannheimer Zeit 1847 zurückgeht, als Amand Goegg Assistent am dortigen Hauptzollamt war. Sein Bruder Gustav, der schon als 20jähriger in der Februarrevolution auf den Pariser Barrikaden und 1849 in der Revolutionsarmee mitgekämpft hatte, war nach dem Scheitern des Aufstandes wieder nach Paris zurückgekehrt. Bei ihm fand Amand, dem der Aufenthalt in der Schweiz verweigert wurde, vorübergehend Zuflucht, ehe er im März 1851 auf Druck der französischen Polizei hin nach London übersiedeln mußte.

Auch die drei Brüder von Franz Sigel zogen eine ungewisse Zukunft in der Fremde der Unfreiheit in der Heimat vor. Albert, der in einem der Briefe erwähnt wird, war gleich seinem älteren Bruder über die Schweiz nach England entkommen und sollte sich später im amerikanischen Bürgerkrieg ebenfalls auszeichnen. Selbst dem Vater Moritz Sigel blieb bis zu seiner Begnadigung 1857 das Exil nicht erspart.

So waren die Kontakte Sigels zur alten Heimat zunächst wohl nicht eben zahlreich. Zumindest gehören die wenigen Briefe Sigels an Verwandte oder Freunde in Deutschland, die bisher publiziert wurden, fast durchweg seiner späteren Lebensperiode an<sup>5</sup>). Korrespondenz aus den Jahren der Emigration in der Schweiz und in London ist u. W. bisher nicht bekannt geworden. Da für diese Zeit über die autobiographischen Angaben Sigels hinaus kaum Nachrichten vorliegen, verdienen die beiden Schreiben aus London wohl einiges Interesse, zumal sie einen unmittelbaren

Einblick in die schwierige Situation der mit der harten Wirklichkeit einer fremden Weltstadt konfrontierten Emigranten geben.

In London, das damals zu einem Zufluchtsort für politische Flüchtlinge der verschiedensten Richtungen aus ganz Europa wurde, hatten sich Franz Sigel und Amand Goegg sogleich wiedergetroffen. Gemeinsam nahmen beide an den Versammlungen der deutschen Emigranten in der Great Windmill Street teil und mußten miterleben, wie hier Meinungsverschiedenheiten immer mehr die Gemeinsamkeiten überwogen. „Jeder will das Menschengeschlecht nach seiner Art seelig machen“, schreibt Sigel in einem der Briefe und beklagt, daß „die Leute der Emigration ... sich selbst zerfleischen“. Die Konsequenz dieser internen Differenzen war bekanntlich die Spaltung der Emigranten im Laufe des Sommers 1851 in einen ‚Agitationsverein‘ um Ruge und die Süddeutschen Sigel, Goegg und Fickler und einen ‚Emigrationsklub‘, dem vor allem Norddeutsche wie Willich, Kinkel und Schurz angehörten. Daneben bestand eine dritte Gruppe um Marx und Engels. Die Auseinandersetzungen und gegenseitigen Befehdungen gingen mitunter bis zu persönlichen Injurien, von denen auch Franz Sigel nicht verschont blieb<sup>6</sup>).

Die unten abgedruckten Briefe vom 23. und 27. Mai 1851 datieren allerdings noch aus den ersten Tagen von Franz Sigels Aufenthalt in London und beziehen sich insbesondere auf die elementarste Lebenssorge, die Aufbringung der finanziellen Mittel für den Lebensunterhalt. Daß das erste Schreiben, in dem Sigel Gustav Goegg um Unterstützung bittet, bald nach der Ankunft in der britischen Hauptstadt verfaßt sein muß, wird durch eine kurze Nachricht vom 21. Mai 1851 bestätigt, in der Marx aus London Engels die Neuigkeit mitteilt: „Sigel, der Obergeneral, ist hier und in die Windmill Street eingetreten“. Zwischen den beiden im Abstand von 4 Tagen geschriebenen Briefen ist offenbar eine Antwort von Amands Bruder eingetroffen, eine überraschend kurze Zeit-



General F. Sigel

spanne, falls die Hilfe tatsächlich auf Sigels Bitte hin erfolgte. Jedoch hielt sich, wie oben erwähnt, Gustav Goegg zu dieser Zeit wahrscheinlich in Paris auf. Auch der zweite Brief ist übrigens bemerkenswert schnell bei seinem Empfänger angekommen, trägt er doch den handschriftlichen Vermerk: „beantwortet den 1. Juni“.

Aus dem Dank und dem zuversichtlicheren Grundton in Sigels zweitem Brief zu schließen, sind die größten Schwierigkeiten inzwischen überwunden. Neue Eindrücke drängen in den Vordergrund: erste Erfahrungen mit der englischen Mentalität, die kurz zuvor eröffnete Londoner Weltausstellung, die Uneinigkeit und Parteienbildung innerhalb der deutschen Emigranten. Von einem allerdings ist in diesen Briefen noch nicht die Rede: von Amerika. Es ist eine ungeliebte Aussicht, und noch hat sich Franz Sigel mit dem Gedanken, Europa zu verlassen, nicht angefreund-

det. „Amerika, Strick und Kugel sind fast gleich schauerhafte Dinge für einen Revolutionär“, heißt es bezeichnend in einigen vermutlich an Amand Goegg gerichteten Zeilen aus dem Schweizer Exil, und in Le Havre hatte Sigel, mit einem Paß nach Amerika ausgestattet, in letzter Minute das Schiff nach New York mit dem nach England vertauscht. Erst die Enttäuschung des Staatsstreiches Napoleons III. vom Dezember 1851 nahm ihm offenbar die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr nach Deutschland und ließ den Entschluß, in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat zu suchen, in ihm feste Gestalt annehmen.

London 23 Mai 1851.

Lieber Freund!

„Als Staatsmann“ gebietet mir die Klugheit so wenig wie möglich von mir hören zu lassen denn man weiß ganz gut daß eigentlich diejenigen unter der sogenannten Rövolutionsswarderlei den größten Ruf genießen welche „jar nisch“ von sich hören lassen.

Nihilotamensecius bin ich auf Ihr brüderliches Schreiben hien, welches unzweideutige Anspielungen in Bezug auf meine Person enthielt genothzünftig meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Seyen Sie deshalb ebenso klug und ertrinken Sie nicht!

Seit meiner Ankunft in London bin ich mit Bürger Amand in nächster Verbindung und innigstem Verkehr. Wir haben uns sogar seit anderthalb Jahren und trotz einer so großen Verschiedenheit unserer Beschäftigung nicht auf diejenige „Höhe des Geistes“ geschwungen, welche es uns unmöglich macht, uns zu verstehen. Wir sind die Alten geblieben, der bescheidene Boden nebst Straßenpflaster ist unsere gemeinschaftliche Basis — morgends trinken wir Kafe mit Milch, Amand hat die Zeitungskrankheit, ich die Menschenscheu: — von Geldeswegen. Ueberhaupt scheinen wir, ich, mein Bruder Albert der mir nach England gefolgt ist statt nach Amerika zu ge-

hen, und A. mit großen Illusionen in den englischen Nebel mit seiner kalten egoistischen Hauptstadt hineingerannt zu sein. Wir fangen schon an diese falschen Vorstellungen schmerzlich zu empfinden und unser Aufenthalt wird sehr bitter werden. Die Schweiz und Frankreich haben mich fast 4 Wochen herumgeschleift und vollständig ausgebeutelt, so daß ich mit dem besten Willen keinen Pfennig zu vergeben habe. Der Communismus ist somit zur absoluten Unmöglichkeit geworden. Ausserdem wissen die Leute die mich bisher versorgt haben meine Adresse nicht und ich muß somit von ganz neuem operiren. Bis ich wieder sicher stehe wird es noch einige Wochen dauern. Amand hat zwar alle Mittel versucht um „sein Brod zu verdienen“ allein ohne Erfolg. Gerade in diesem Augenblick aber scheint ihm eine glückliche Aussicht eröffnet. Er hat sich nämlich examiniren lassen und das Diplom als befähigt zum Interpreten und Translator erhalten; der Vorstand dieser Examinationsgesellschaft versicherte ihn seiner besonderen Gnade und versprach daß er in wenigstens 14 Tagen angestellt werden wird und zwar mit 15 Schilling täglich. Allein Sie wissen was englische Versprechen sind! Amand kann vielleicht noch lange warten, bis man ihn „begnadigt“. Während dieser Zeit, bis also ich wieder besser gestellt bin und sich etwas genaues über A. herausstellen müssen wir betteln. Ich betteln somit bei Ihnen für A. wie letzterer oft für mich gebettelt hat. Suchen Sie uns also einiges Geld zu schicken — allein „bis dat qui cito dat“ sagt der Lattainer — und so sagen auch wir. Ich kann Ihnen das Versprechen geben und zwar kein „englisches“ daß ich Ihnen in zwei Monaten, vielleicht aber auch früher zurückbezahle, was Ihre Kräfte übersteigen würde. Wenn Sie hierherkommen was ich hoffe und worauf ich mich sehr freue so werden Sie gehörig versorgt und aufgehoben. Sie können sich dann auch einen klaren Begriff von der deutschen Einheit machen, welche sich in der deutschen Emigration abspiegelt.

Erheben Sie sich o Bürger zur majestätischen Höhe eines jugendlichen Entschlusses und seyen Sie vielmals begrüßt von Ihrem getreuen Stiefbruder

F. Peter Sigel

\*

London 27 Mai 1851.

Lieber Freund!

Zuerst meinen Dank für Ihre schnelle und sorgsame Auffassung unserer Verhältnisse. Aus den Nachrichten von Deutschland kann ich schließen, daß ich Wiedervergeltung ausüben kann! Auch ist, wie gesagt, nur der Anfang schwer; hat man einmal die eisernen Thore einer einzigen englischen Familie hinter sich, so ist es schon möglich zu verdienen was man nöthig hat.

„Und wenn Dich einmal Einer hat  
So hat Dich bald die ganze Stadt“

Die meisten Leute welche sich Eingang zu verschaffen suchen scheitern nicht, weil sie kein gutes Herz und frisches Gehirn haben, sondern weil ihnen die gehörige Montur und die passende Monution [?] fehlt. Der Engländer liebt vor allem steife Vatermörder und gewichste Stiefel, schwarz oder weiß überzogene „Händsching“ und einen „fashionablen“ Seidenhut. Auch hält er Jeden für einen Barbaren welcher sich nicht gehörig schaben läßt. Daß ich in letzterer Beziehung nichts zu fürchten habe wird Ihnen bekannt sein. Vor 3 Tagen waren wir zum ersten Mal in der Exhibition. Der Eindruck dieses wirklich großartigen Werkes wirkte wie ein Zauber auf meine rauhen Nerven. Ich versetzte mich in die ersten Zeiten meiner Jugend in welcher die Bilder von „Tausend und eine Nacht“, die Märchen von Hauff u. Consorten mein Gehirn schwindeln machte und mein höchster Wunsch darin bestund irgend einen Feentempel verwirklicht zu sehen. Und

ich sah diesmal etwas davon! Freilich ist die Sache noch im Entstehen, die Aussteller wollten nicht viel wagen, andere hatten nicht Mittel genug um ihre Producte aufzuführen. Wenn einmal Jedem die Möglichkeit gegeben wird zu zeigen was er ist u. was er kann, dann erst wird man ein wahres Urtheil über die Größe u. Macht des menschlichen Geistes fällen können. Neben diesen wunderbaren Kunstwerken, diesen tausendhändigen Maschinen, kam ich mir mit samt allen meinen Anstrengungen so klein und winzig vor, mein Handwerk erschien mir so miserabel, daß ich mich vor mir selbst schämte. Heute bin ich wieder mit mir ausgesöhnt, denn nach reiflichem Nachdenken sah ich, daß „auch der Krieg seine Ehre hat“. Es handelt sich um die Möglichkeit Mensch zu werden, Hände und Füße, Herz u. Gehirn frei zu machen und wie ist dies anders möglich als durch Bomben und Granaten? Nieder mit den alten Tempeln, es leben die neuen! Dies muß leider noch unser Wahlspruch sein; Blut und Flammen unsere Medizin.

Die Leute der Emigration sehen zwar die Nothwendigkeit des Krieges ein, allein sie verkündigen ihn den Königen, während sie sich selbst zerfleischen. Jeder will das Menschengeschlecht nach seiner Art seelig machen, der durch Socialismus, Jener durch Communismus etc. — Sie wissen nicht daß jeder Schritt zur Freiheit zum Communismus führen wird, aber zum freien, ungezwungenen, nicht zum despotischen, absoluten. „Wir wollen uns helfen“, nicht „ihr müsst euch helfen“ ist die Formel der Gemeinschaft. Damit schließe ich. Also wir wollen uns helfen für heut und alle Zeit u. Ewigkeit Amen!

Ihr aufrechter Freund Sigel

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Die beiden Briefe im Oktavformat, eng mit Sigels zügiger Handschrift beschrieben, wurden dem Mannheimer Schloßmuseum 1929 von Anna

Goegg geschenkt, der jüngeren Schwester von Amand und Gustav Goegg. Sie befinden sich heute im Städt. Reiß-Museum Mannheim und sind hier in originaler Orthographie und Interpunktion wiedergegeben. Dem Reiß-Museum sei auch für die Überlassung der beiden Bildvorlagen gedankt.

<sup>2)</sup> Eine Monographie über Franz Sigel liegt nicht vor. Lebensabrisse finden sich außer in den einschlägigen biographischen Nachschlagewerken bei O. Cartellieri, Franz Sigel. In: Badische Biographien, VI. Teil. 1901—1910, Heidelberg 1935, S. 429—434; S. Federle, Franz Sigel. Der amerikanische General. 1824—1902. In: Mein Heimatland, Jg. 22, Freiburg 1935, S. 158—161; J. Picard, (Artikelfolge über Franz Sigel). In: Staatsanzeiger für Baden-Württemberg, Jg. 6, 1957, Nr. 38—39, Nr. 67—68; Jg. 7, 1958, Nr. 68; Jg. 8, 1959, Nr. 89; K. Jörger, Schicksale ehemaliger Achtundvierziger. In: Die Ortenau, Jg. 43, Offenburg 1963, S. 235—262; H. Schwarzmaier, Franz Sigel (1824—1902). In: USA und Baden-Württemberg in ihren geschichtlichen Beziehungen. Beiträge und Bilddokumente, hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg u. a., Stuttgart 1976, S. 80—82. In Darstellungen der Revolutionsereignisse von 1848/49 wird Franz Sigel naturgemäß mehr oder weniger ausführlich behandelt, so bei W. Blos, Die Deutsche Revolution. Geschichte der Deutschen Bewegung von 1848 und 1849, Stuttgart 1893; H. Blum, Die deutsche Revolution 1848—49. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk, Florenz u. Leipzig 1897; V. Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848—49, 2 Bde., Berlin (1930—31); speziell für Mannheim: F. Walter, Geschichte Mannheims vom Übergang an Baden (1802) bis zur Gründung des Reiches, Mannheim 1907 (Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. II). Überwiegend die amerikanische Zeit behandeln W. Kaufmann, Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege (Secessionskrieg 1861—1865), München u. Berlin 1911; G. von Skal, Die Achtundvierziger in Amerika, Frankfurt a.M. 1923; A. E. Zucker (Ed.), The Forty-Eighters. Political refugees of the German Revolution of 1848, New York 1950; C. Wittke, Refugees of Revolution. The German Forty-Eighters in America, Philadelphia 1952; E. W. Dobert, Deutsche Demokraten in Amerika. Die Achtundvierziger und ihre Schriften, Göttingen (1958). — Die Zeit des europäischen Exils von Franz Sigel wird in allen diesen Darstellungen nur kurz gestreift.

<sup>3)</sup> Denkwürdigkeiten des Generals Franz Sigel aus den Jahren 1848 und 1849, hg. von Wilhelm Blos, Mannheim: J. Bensheimer 1902.

<sup>4)</sup> F. X. Vollmer, Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden. Strukturen, Dokumente, Frage-



stellungen, Frankfurt a. M./Berlin/München (1979), S. 57. — Zur Bedeutung von Amand Goegg als Organisator der Badischen Revolution von 1849 vgl. ferner F. Lautenschlager, Ein badischer Revolutionär. Zu Amand Goegg's hundertstem Geburtstag (7. April 1920). In: Die Pyramide. Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, Jg. 9, Karlsruhe 1920, Nr. 15, S. 89—92; F. Lautenschlager, Amand Goegg, ein badischer Achtundvierziger. Zur Hundertjahrfeier der deutschen Revolution von 1848/49. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 96 (N. F. Bd. 57), 1948, S. 19—38; R. G. Haebler, Der Neunundvierziger. Die historische Bedeutung des Renchener Revolutionärs Amand Goegg. In: Die Ortenau, Jg. 45, Offenburg 1965, S. 126—132; E. Strobel, Amand Goegg. Republikaner aus Überzeugung. In: Badische Heimat, Jg. 49. H. 2, 1969, S. 165—168.

<sup>5)</sup> Briefe Franz Sigels aus New York an seinen Großneffen Heinrich Jäger und dessen Mutter aus den Jahren 1896—1901 bei H. Schwarzmaier, Auswandererbriefe aus Nordamerika. Quellen im Grenzbereich von Geschichtlicher Landeskunde, Wanderungsforschung und Literatursoziologie. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins,

Bd. 126 (N. F. Bd. 87), 1978, S. 303—369.

<sup>6)</sup> Vgl. z. B. den Zeitungsartikel über den „Oberfeldherrn Sigel“ in „Der Deutsche Correspondent“ (Baltimore) vom 3. 12. 1851, verfaßt von einem Mitglied des „Emigrationsklubs“: „Wenn die Muse der Geschichte einst gefragt wird, wie diese blasse Unbedeutendheit zur Oberfeldherrnschaft gelangt ist, so kommt sie in größere Verlegenheit als mit dem Mondkalbe Napoleon. Dieser ist wenigstens der ‚Neffe des Onkels‘, Sigel ist aber nur der ‚Bruder seines Bruders‘. Sein Bruder [Albert] war durch mißliebige Äußerungen gegen die Regierung . . . ein populärer Offizier geworden. Der junge Sigel hielt dies für einen genügenden Grund, sich in der ersten Konfusion der revolutionären Erhebung zum Oberfeldherrn und Kriegsminister auszurufen . . .“ (zit. nach: Marx/Engels, Werke, Bd. 14, Berlin (Ost) 1969, S. 456). Bekannt ist die Kritik von F. Engels („Die deutsche Reichsverfassungskampagne“, veröffentlicht im Frühjahr 1850); vgl. dazu J. Picard, a.a.O., Jg. 8, 1959, Nr. 89. Nicht minder heftig ist Sigel damals aber auch von der entgegengesetzten Position aus angegriffen worden, insbesondere von L. Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution, Heidelberg 1851.



*Amand Goegg (1820—1897)*

# Eine verschwundene Barockkirche in Mannheim-Neckarau

*Heinz Gutzler, Mannheim-Neckarau*

Die Baugeschichte der katholischen Pfarrkirche in Mannheim-Neckarau beginnt in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Über den jüngsten Teil dieser Geschichte hat M. Kleiss in Heft 3/1979 dieser Zeitschrift berichtet. Er erwähnt dabei: „Von dem alten Kirchlein konnten Teile in den Neubau einbezogen werden.“

Diese Teile zeichnen sich in der heutigen Bausubstanz deutlich ab: der linke Turm, den man um ein Stockwerk erhöhte und die linke Fassade des Barockkirchleins sind durch Verwitterung und die hellere Färbung des Sandsteins gut zu erkennen. Sie vermitteln eine Vorstellung von den bescheidenen Ausmaßen der alten Sankt Jakobuskirche. Ihr Zwiebelturm war zusammen mit dem gotischen Spitzturm der evangelischen Kirche früher das Wahrzeichen Neckaraus.

Ehe der große Neubau von 1907 mit seiner wuchtigen, zweitürmigen Schaufassade im neubarocken Stil begonnen wurde, hat man (etwa um 1905) das alte Kirchlein noch einmal fotografiert. Die Aufnahme zeigt, wieviel Rücksicht der Baumeister des 18. Jahrhunderts auf das schmale Grundstück nehmen mußte, das die Katholiken damals erwerben konnten. Der Bauplan stammt von Rischert, der die Mannheimer Garnisonskirche zum Vorbild nahm und einen einschiffigen Hallenbau errichtete. Bei einer Breite von nur 15 Metern hatte er die Länge von 24 Metern, ein langgestreckter Chor von 13 Metern schloß sich daran an. Der Chor war ursprünglich durch eine Trennwand geteilt, der hintere Raum diente bis 1887 als Sakristei.

Die Dorfkirche war für eine Gemeinde von 300 Seelen errichtet. Rund 150 Jahre bot sie genügend Raum für die Gottesdienstbesucher. Dann aber war die Pfarrgemeinde um das zehnfache gewachsen, drangvolle Enge zwang zu einer Erweiterung. Zu einem Neubau konnte man sich noch nicht entschließen. So vergrößerte man die Empore beträchtlich und entfernte die Trennwand im Chor. Der Altar, der ursprünglich in der Mitte stand, wurde an die Rückwand versetzt, um Platz für die Kinderbänke zu gewinnen. Die Sakristei verlegte man in einen Anbau der Kirche.

Die Innenaufnahme von 1905 zeigt die Kirche nach ihrer Erweiterung. Der schöne Baldachinaltar erinnert an die Altäre des Wormser Domes und der Mannheimer Jesuitenkirche. Er diente als Vorbild für den Hochaltar der neuen Kirche von 1907. Die ungewöhnlich aufwendige Ausstattung des Kircheninnern soll schon die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts zur Feststellung bewegen haben: „Für eine Dorfgemeinde ist diese Kirche viel zu prächtig.“ Es überrascht daher nicht, daß sie in der Kurfürstenzeit gern als „Traukirche“ benutzt worden ist. Das älteste Kirchenbuch von Sankt Jakobus weist eine ganze Anzahl Namen von Persönlichkeiten aus, die am kurpfälzischen Hof in Mannheim Rang und Ansehen hatten und die sich hier trauen ließen.

Von der kostbaren Innenausstattung ist ein Originalstück durch Zufall erhalten geblieben. Bei der Erweiterung der Kirche hat man 1887 die alte Barockorgel durch ein moderneres und größeres Orgelwerk ersetzt. Das



*Barockkirche,  
Außenaufnahme von 1905*

barocke Orgelgehäuse wurde damals an die Gemeinde Lauda verkauft. Dort steht es heute in der Marienkapelle.

Wie kam aber die Pfarrgemeinde des 18. Jahrhunderts, um deren Finanzen es nicht gerade zum besten stand, zu einem so aufwendig ausgestatteten Gotteshaus? Die mittelalterliche Dorfkirche war seit der Reformation im Besitz der Protestanten. Die wenigen in Neckarau ansässigen Katholiken mußten ihren Gottesdienst im Untergeschoß des Rathauses abhalten und beklagten sich

beim Kurfürsten über ihre mißliche Lage. Ihre Bitte wurde aber zunächst abschlägig beschieden, bis 1748 Anton Folles als Pfarrer nach Neckarau kam. Folles, der Theologe und Jurist war, ging zunächst der Frage nach, wer für einen Kirchenbau die Finanzierung übernehmen müsse. Dabei stieß er auf ein noch bestehendes mittelalterliches Recht: Wer für eine Kirche den Zehnten erhält, ist auch für deren bauliche Erhaltung verpflichtet. Im „Wormser Synodale“ war diese Frage klar geregelt. In Neckarau gab es aber keine

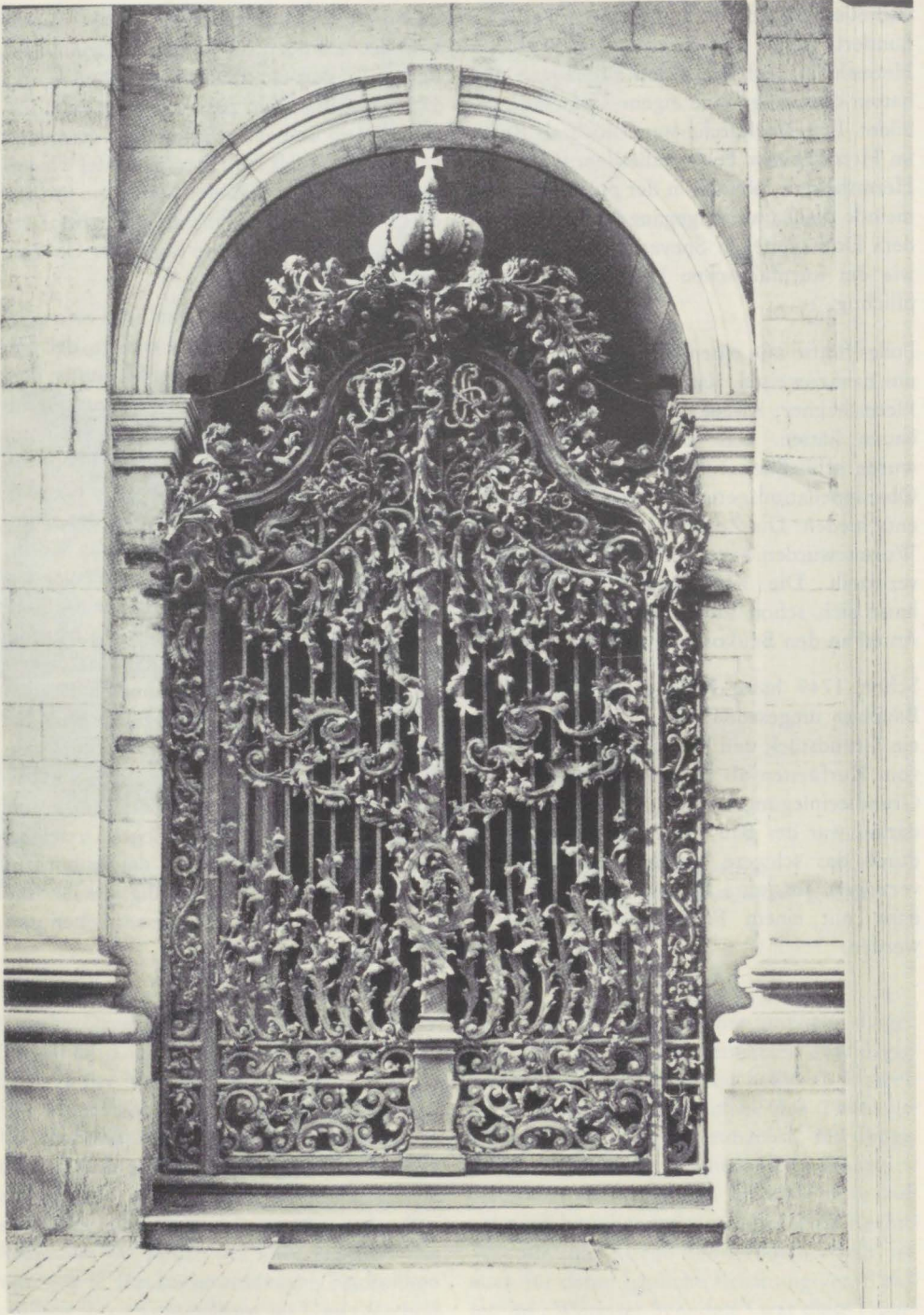
katholische Kirche mehr. Aber im 14. Jahrhundert waren die Bewohner des Dorfes Hermsheim nach Neckarau zugezogen und hatten dort lange eine eigene Gemeinde gebildet. Ihre Dorfkirche stand noch als Ruine im Hermsheimer Feld. Außerdem waren die Hermsheimer, obwohl in der politischen Gemeinde Neckarau aufgegangen, immer noch dem Domkapitel in Speyer und Worms sowie der kurpfälzischen Hofkammer zehntpflichtig.

Folles führte nun einen langwierigen Prozeß, um nachzuweisen, daß die Zehntherrn die Hermsheimer Kirche in Neckarau aufzubauen hätten. Das umstrittene Verfahren wurde schließlich 1756 vom Kurfürstlichen Oberappellationsgericht in zweiter Instanz entschieden: Die Zehntherrn in Speyer und Worms wurden zur Zahlung der Baukosten verurteilt. Die Kurpfälzische Hofkammer hatte sich schon zuvor bereiterklärt, ihren Anteil an den Baukosten zu tragen.

Schon 1749 hatte Folles sich nach einem Bauplatz umgesehen, 1757 erwarb er dann ein Grundstück und ließ sich im Jahr darauf vom Kurfürsten als Bauherr bestätigen. Die Grundsteinlegung erfolgte 1758, zwei Jahre darauf war der Bau vollendet, er hatte sich durch das schwere Hochwasser von 1759 verzögert. Im Jahre 1760 konnte die Kirche dann mit einem Festgottesdienst geweiht werden.

Innerhalb der heutigen Sankt-Jakobus-Kirche befindet sich noch ein weiteres Originalstück der alten Barockkirche: Die Urkunde, die 1758 im Grundstein zusammen mit zwei Flaschen Wein und einer Goldmünze vermauert wurde, ist damals auf einer Steintafel wiederholt worden. Sie befindet sich heute im Kircheninnern über dem linken Seitenportal. Ihr lateinischer Text lautet in deutscher Übersetzung:

„Die Kirche von Hermsheim, im Felde gelegen, wurde nach Neckarau verlegt, der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht und dem Schutz des heiligen Apostels Jakobus des Älteren unterstellt. Errichtet wurde sie unter der glorreichen Regierung Karl Theodors. Ein Sechstel der Baukosten trug die Kurpfälzische Hofkammer, zwei Sechstel das Domstift zu Speyer und drei Sechstel das Wormser Domstift. Im Jahr (des Kirchenbaus) war Papst Clemens XIII von der Kirche als Stellvertreter Christi erwählt, Franz (I.) trug die deutsche Kaiserkrone, Kurfürst Karl Theodor, der wahrhaft glorreich und in Frieden lebte, sprach in der ganzen Pfalz Recht, Johann Friedrich Karl, der Bischof von Worms, führte die Schäflein Christi auf heilige Weide und Adam Folles war Pfarrer der Gemeinde Neckarau. Göttliche Dreieinigkeit, schütze diesen Bau mit deiner himmlischen Kraft und sei allen gnädig, die ihn fördern und unterstützen, in diesem Leben und in der Ewigkeit.“



*Schmiedeeisernes Tor der Jesuitenkirche*

Bildnachweis: Friedrich Walter, Aufgabe und Vermächtnis einer deutschen Stadt

# Das Geläute der Jesuitenkirche in Mannheim

Hans Rolli, Heidelberg

## I. Das barocke Geläute

Wie das Geläute der Jesuitenkirche in Mannheim am Tag des Einzugs in die Kirche am 15. 11. 1756<sup>1)</sup> aussah, ist heute nur noch in den äußeren Umrissen rekonstruierbar. Es bestand aus 6 Glocken, die in der Inschrift jeweils der Größe nach durch eine römische Zahl gekennzeichnet waren. Die lateinische Widmungsinschrift auf der großen Carl-Theodor-Glocke besagte zu deutsch: „Im Jahr des Herrn 1753 nach der jetzigen Zeitrechnung ließ 6 Glocken fertigen: Carl Theodor, Pfalzgraf bei Rhein, Erzschatzmeister und Kurfürst.“ Bei der Wahl der Patronate hatte die kurfürstliche Familie Pate gestanden:

- I S. Carolus et Theodorus (Kurfürst)
- II S. Elisabetha (seine Gemahlin Elisabeth Augusta)
- III S. Maria et Anna und
- IV S. Francisca (Schwestern der Kurfürstin)
- V S. Fridericus (Friedrich Michael, Pfalzgraf von Zweibrücken)
- VI S. Carl Borromäus (1. Namenspatron des Kurfürsten).<sup>2)</sup>

Die Glocken waren zwischen 1753 und 1755 von Johann Michael Steiger in Mannheim gegossen und am 27. Mai 1755 von Weihbischof Merle von Worms geweiht worden. Über die musikalische Gestalt dieses Geläutes ist nichts Sicheres auszusagen. Die 5 größeren Glocken I–V bildeten das Hauptgeläute, die kleinste VI wurde offenbar nur solistisch benutzt:

Im 19. Jahrhundert ist Glocke III gesprungen und wurde 1845 durch Carl Rosenlächer in Konstanz umgegossen. Dabei erhielt sie den bei diesem Gießer gebräuchlichen Dekor in neugotischen Formen.

Im Jahr 1907 ist dann — angeblich infolge „außerordentlich starker Inanspruchnahme der Glocke im Jubiläumsjahr der Stadt“ — als zweite Glocke „der Carl-Theodor“ gesprungen. Aus den Akten gewinnt man den Eindruck, daß sich offenbar die Klöppelaufhängung gelängt hatte, wodurch der zu tief anschlagende Klöppel dann den Bruch verursachte. Es ist interessant, dabei zu erfahren, daß es kaum möglich war, aus der Glocke ein Stück zur Analyse des Metalls herauszuschlagen. Über das Ergebnis dieser Analyse ist in den Akten nichts verzeichnet. Aber dieselbe zähe Legierung mit einem hohen Prozentsatz von Fremdbestandteilen wurde 1956 beim Umguß von Glocke II festgestellt.

Zunächst verhandelte man mit der Glockengießerei M & H Ohlsen, Lübeck, wegen Schweißung der gesprungenen Glocke. Da das Angebot dem Stiftungsrat offenbar zu teuer war, ließ dieser durch Heinrich Lanz in Mannheim zwei Schweißversuche durchführen mit dem Effekt, daß beide Male die Glocke beim Erkalten wieder sprang und sich der Riß noch verlängerte. So entschloß man sich endlich, den Umguß bei der Glockengießerei Benjamin Grüninger, Söhne in Villingen in Auftrag zu geben, wobei der barocke Dekor des Originals übernommen worden ist.

Der Neuguß geschah 1910.



Jesuitenkirche Mannheim  
 Große g° Glocke 202 cm, 4935 kg  
 gegossen 1956 von F. W. Schilling, Heidelberg

In seinem Gutachten vom 16. 4. 1909 zu diesem Vorhaben hatte Glockeninspektor Franz Steinhart vorgeschlagen, nicht wieder ein b° zu gießen, sondern ein a°. Dabei erfahren wir erstmals etwas über die Tonfolge des Geläutes, wenn wir auch exakte Tonhöhenangaben vermissen, da Steinhart bei seinen Klanguntersuchungen lediglich nach seinem Gehör urteilte und noch nicht die heute gebräuchlichen graduierten Präzisionsstimmgabeln benutzte. Steinhart schreibt hier wörtlich:

„Die Disposition des Geläutes war bisher:

- I b° die ursprüngliche Karl-Theodor-Glocke
- II h° wohl etwas zu hoch
- III cis' noch etwas zu hoch
- IV e' genau im Ton
- V fis' wohl etwas zu hoch.

Dazu kommt die sogenannte kleine Silberglocke mit dem Ton cis''<sup>3)</sup>, welche bislang nur einzeln geläutet wurde. Erhält die Karl-Theodor-Glocke beim unvermeidlichen Umguß den Ton a°, so haben wir, von den erwähnten Unreinigkeiten abgesehen, die ideal schöne melodische Disposition

a° — h' — cis' — e' — fis',

eine Disposition, wie ich sie in höheren Transpositionen schon wiederholt gefunden und empfohlen habe (Rheingold-Wagner). Nur schade, daß bei den Glocken II, III, V der Ton nicht so scharf vorhanden ist, wie ihn die heutige Technik bei der Kunst des Glockengießens erhoffen ließe. Die Wahl des Tones a° für die größte Glocke bedeutet immerhin eine ganz bedeutende Verbesserung des Geläutes.“

Die Glockenweihe des neuen „Karl-Theodor“ fand am Sonntag, dem 12. März 1911, statt. Es liegt von Steinhart nur ein Gutachten vom 20. 3. 1911 über die Gießereiprüfung vor. Eine Turmprüfung fand nicht statt, da der Stiftungsrat diese nicht für notwendig hielt, obwohl Steinhart betont hatte, daß es wichtiger sei, den Zusammenklang der neuen Glocke im Turm mit den andern alten zu prüfen, als sie nur in der Gießerei zu untersuchen.

Als dritte Glocke scheint schließlich die mit Nr. V bezeichnete Fridericus-Glocke gesprungen zu sein. Jedenfalls findet sich ganz unvermittelt in den Akten ein Brief des die Kirchen von Mannheim betreuenden Architekten Lutz vom 15. 7. 1939 an das Pfarramt, in dem es heißt, Franz Schilling in Apolda habe den Umguß der Fridericus-Glocke fertiggestellt. Diese habe den Ton g' und wiege 675 kg. Nach Angabe des Pfarramtes hingegen wog sie nur 654 kg. Als Schmuck hatte sie Abgüsse der Inschriften und Verzierungen ihrer Vorgängerin erhalten.

Im Zweiten Weltkrieg wurden, wie im ersten schon, alle Glocken als Metallreserve für die Rüstung erfaßt und je nach „historischem Wert“ in 4 Gruppen eingestuft. Nur Glocken



der Gruppe D durften auf den Türmen bleiben. Glocken der Gruppe C sollten zwar abgenommen, aber erst später verhüttet werden, während die der Gruppe A und B sofort

zur Verschrottung freigegeben waren. In dem dieser Erfassung dienenden Meldebogen vom 18. 5. 1940 ist das Geläute wie folgt aufgeführt:

		ø cm	Gewicht	Schlagton	Gußjahr
I	Karl-Theodor-Glocke	180	3500 kg	b°	1910
II	Elisabeth-Glocke	160	2500 kg	c'	1755
III	Maria-Anna-Glocke	140	2000 kg	d'	1753
IV	Franziska-Glocke	125	1500 kg	e'	1754
V	Fridericus-Glocke	100	1000 kg	g'	1754
VI	Carl-Borromäus-Glocke (Silber-Glöckle)	65	50 kg	es''	1755

Wie unzuverlässig diese Angaben sind, beweist das falsche Gußdatum von Glocke III und V und die falsche Gewichtsangabe von Glocke I und VI. Glocke I wog nach einem Prospekt von Grüninger 4246 kg, und Glocke VI dürfte ca. 150 kg wiegen.

Unter Anführung der Argumente, die Glocken seien sämtlich noch alt und gehörten zur Originalausstattung der Kirche, die Bilddarstellungen und das „ausgesuchte“ Zierwerk seien wohl von Verschaffelt selber entworfen, wurde die Einstufung aller 6 Glocken in die Gruppe D beantragt. Diese Angaben waren natürlich übertrieben und zum Teil unrichtig. Die Zier war mittelmäßige Schablonenarbeit, zweifellos aus der Werkstätte des Gießers Steiger, wohl mit Ausnahme des Flachreliefs auf der Flanke von Glocke IV. Tatsächlich wurden dann die 3 großen Glocken in Gruppe D eingestuft und die 3 kleineren in Gruppe C. 1942 wurde noch einmal eine Umgruppierung des „Carl-Theodor“ nach C vorgenommen. Trotzdem durfte diese Glocke auf dem Turm bleiben, während die Glocken IV, V und VI abgegeben werden mußten. So entstand also die groteske Situation, daß 2 neuere Umgüsse, nämlich die Glocken I und III auf dem Turm blieben, während die 2 originalen Glocken IV und VI in der Woche vor dem 17. März

1942 abgenommen wurden und dadurch dann letzten Endes erhalten geblieben sind.

St. Michael (Festglocke)





Jesuitenkirche Mannheim

Ignatius-Glocke

Inskrift: Alles zur größeren Ehre Gottes

Im Krieg brannten die beiden Türme der Jesuitenkirche aus. Dabei stürzte Glocke I aus dem Glockenstuhl und zerbrach in Stücke. Glocke II fiel ebenfalls aus dem Stuhl und erlitt erhebliche Brandbeschädigungen und Deformationen am Schlagring, wurde aber zunächst nach dem Krieg noch einmal aufgehängt, obwohl ihre Resonanz durch das Ausglühen schwer gelitten hatte (ihre Unteroktave hatte nur noch 40 Sekunden Nachhall). Glocke III war beim Absturz ebenfalls zerbrochen, doch die Glocken IV, V und VI kehrten im August 1947 unversehrt vom Glockenlager Hamburg auf dem Schiff nach Mannheim zurück.

Eine exakte Klangaufnahme der 3 erhalten gebliebenen Glocken mit Präzisionsstimmgabeln, die ich 1948 durchführte, da man erwo, das Geläute zu ergänzen, ergab folgende Schlagtonhöhen:

- II  $h^{\circ} + 10$  oder enharmonisch umgedeutet  $c' - 6$
- IV  $dis' + 9$  (Prime  $e' - 3$ ), enharmonisch umgedeutet  $e' - 7$
- V  $g' + 6$
- VI  $dis'' + 8^4$ )

Aus diesen Daten und einer damals noch existierenden Schallplatte von dem Geläut, die man vor der Abnahme der Glocken aufgenommen hatte, läßt sich mit einiger Sicherheit die Tonfolge, die das Hauptgeläute vor 1942 hatte, rekonstruieren:<sup>5)</sup>

- I **Karl-Theodor**, Umguß aus dem Jahr 1910/11 durch B. Grüninger, Villingen, 4246 kg, Schlagton  $b^{\circ} - 8$  ( $= a^{\circ} + 8$ )
- II **Elisabeth** 1755 von J. M. Steiger in Mannheim gegossen, 162 cm Ø, 2134 kg, Schlagton  $c' - 6$  ( $= h' + 10$ )
- III **Maria-Anna**, Umguß von Rosenlächer in Konstanz 1845. Das Gewicht ist mit 2000 kg vermutlich zu hoch angegeben; wahrscheinlich nur 1800 kg, Schlagton bei  $d' - 10$  ( $= cis' + 6$ )

- IV **Franziska** 1754 von Steiger gegossen, 127 cm Ø, Gewicht dürfte bei 1400 kg liegen, Schlagton  $e' - 7$  ( $= dis' + 9$ ).

Wenn der Schlagton dieser Glocke sowohl bei Steinhart wie im Meldebogen mit  $e'$  genau angegeben ist, so ist das so zu erklären, daß man früher häufig den Schlagton mit der Prime verwechselte, die hier knapp unter  $e'$  (auf  $e' - 3$ ) lag.

- V **Fridericus** Umguß von Franz Schilling Söhne, Apolda, 1939, Schlagton  $g' + 6$ . Wie beim Umguß dieser völlig querliegende Schlagton zustande kam, bleibt ungeklärt.<sup>6)</sup>

Die Gesamttonreihe  $b^{\circ} - 8$ ,  $c' - 6$ ,  $d' - 10$ ,  $e' - 7$ ,  $as' - 10$  oder enharmonisch umgedeutet  $a^{\circ} + 8$ ,  $h' + 10$ ,  $cis' + 6$ ,  $dis' + 9$ ,  $g' + 6$  war also eine atonale Tonfolge, die zweimal den Tritonus ( $b^{\circ} - e'$  und  $d' - as'$ )

enthielt. Daß die Schlagtöne genau in der Mitte zwischen den heute gültigen Normaltonhöhen liegen, hängt damit zusammen, daß im 18. Jahrhundert der Stimmtou  $a'$  noch wesentlich tiefer lag als das heutige  $a'$  = 435 Hertz.<sup>7)</sup> Wenn trotz seiner atonalen Tonfolge das Geläute in Mannheim als besonders schön galt, so beweist das, daß die Beurteilung durch den Nichtfachmann sich bisweilen bei Glocken großzügig darüber hinwegsetzt, ob eine Tonfolge tonal einzuordnen ist oder ob die Schlagtonintervalle sauber sind. Glockenmusik hat ihre eigenen Gesetze. Sicherlich spielt bei der Beurteilung neben guter Klangentfaltung und angenehmer Klangabstrahlung auch die Gewohnheit eine große Rolle. Vermutlich wäre das Geläute von einem kritischen fremden Hörer nicht mit restloser Begeisterung hingenommen worden. Jedenfalls war es weit entfernt von der „ideal schönen Tonfolge“, die Glockeninspektor Steinhart vorschwebte. Er wäre sicher überrascht gewesen, wenn ihn der Stiftungsrat zur Prüfung des Geläutes vom Turm aus zugelassen hätte, obwohl zu seiner Zeit Glocke V noch nach seiner eigenen Expertise auf  $fis' + 8$  ( $= g' - 8$ ) etwa gestanden haben mag.

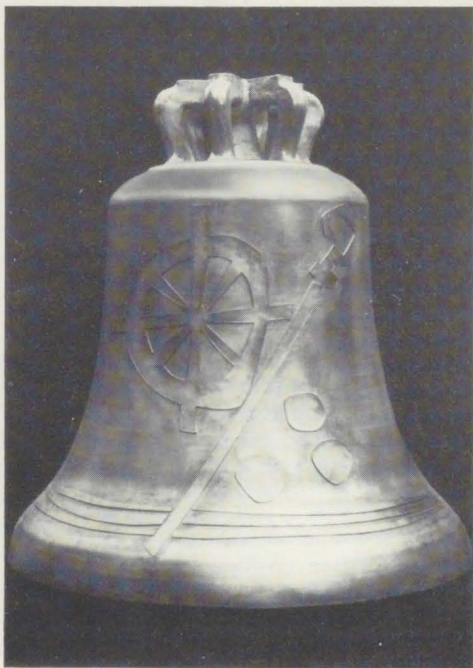
## II. Das zweite Geläute — ein Provisorium

Schon im Jahr 1948, noch während der Wiederaufbau der schwer beschädigten Kirche erst begann, wurde unter Einbeziehung der erhaltenen Glocken II und IV das Geläute — zum 60jährigen Priesterjubiläum von Prälat Josef Bauer — von Heinrich Kurtz in Stuttgart nach meinem Vorschlag zu der Tonfolge  $h^{\circ} + 10$  (alte II),  $cis' + 8$ ,  $dis' + 9$  (alte IV),  $fis' + 9$ ,  $gis' + 6$  ergänzt. Das  $g'$  von Schilling, Apolda, wurde zusammen mit dem Bruchmetall der Glocken I und III für diesen Ergänzungsguß verwendet; es hätte sich tonal nicht einfügen lassen.

Die „Silberglocke“ VI (Karl Borromäus  $dis' + 8$ ) wurde ebenfalls wieder aufgehängt und wie früher nur allein geläutet.

Kurtz hatte wegen der starken Brandschäden an den Glockenstuben die 5 größeren Glocken an tiefgekröpften Jochen aufgehängt, um die Horizontalkräfte der läutenden Glocken auf das Bauwerk zu verringern. Diese Art der Aufhängung hat aber der Klangwirkung des Geläutes trotz guter Klangqualität der 3 Ergänzungsglocken starken Abbruch getan, so daß es musikalisch enttäuschte. Es wirkte müde, starr, glanz- und leblos, und die Schlagtöne der Glocken, besonders der  $h^{\circ}$ , zogen nicht einmal mehr durch. Nach und nach rissen drei der mangelhaft konstruierten Stelzenjoche, bis schließlich sogar die  $h^{\circ}$ -Glocke während des Läutens durch Jochbruch aus dem Stuhl stürzte und im Fallen mit donnerartigem Getöse die steinerne Wendeltreppe zur Glockenstube zerschlug. Dabei nahm auch diese alte Glocke II so großen Schaden, daß sie nicht mehr zu verwenden war. Das war das Signal zu einer grundlegenden Neugestaltung des Geläutes.

*Jesusitenkirche Mannheim, St. Nikolaus kleinste Glocke, Ton  $g'$*



### III. Das heutige dritte Geläute

Zum 200jährigen Jubiläum der Benediktion der Jesuitenkirche gelang es 1956 mit erheblicher finanzieller Unterstützung des Vereins der „Freunde der Jesuitenkirche“, die auch sonst viel zum Wiederaufbau beigetragen haben, die neue, endgültige Lösung der Geläutefrage zu realisieren.

Da die auf uns überkommene atonale Gestalt des Barockgeläutes zweifellos nicht mehr seiner Urform entsprach — man denke nur an die Musik am Hofe Carl Theodors! — und auch die *geplante* Tonfolge nicht mehr zu rekonstruieren war<sup>8)</sup>, fühlte man sich in der Disponierung frei. Bei der von mir vorgeschlagenen Tonfolge  $g^{\circ} - b^{\circ} - c' - es' - f' - g'$  sollte die einzige aus dem barocken Hauptgeläute noch erhaltene Glocke IV, das  $dis' + 9 = es' + 9$  wieder als Glocke 4 eingegliedert werden. Als Tonika fällt ihr in dieser Es-Dur-Reihe besonderes Gewicht zu. Unglücklicherweise war, wie oben schon erwähnt, ihr Schlagton aber durch die erhöhte Prime  $e' - 3$  sehr „verschleiert“. Um ihn zu stützen, so daß er sich im Plenum klar behaupten konnte, entschloß man sich zu einer ganz behutsamen Tonkorrektur: man senkte die Prime auf  $es' + 10$ , wobei allerdings auch der Schlagton um  $\frac{2}{16}$  Halbton auf  $es' + 7$  absank. Hierdurch wurde der Schlagton-eindruck der Glocke viel klarer, ohne daß sie jedoch in ihrem spezifischen Klangcharakter verfälscht wurde. Nach ihrer Tonhöhe mußte dann der Gießer das ganze Geläute entsprechend über Normaltonhöhe stellen, und zwar so, daß die Kleinterzen möglichst in naturreiner Stimmung gehalten sind und die Oktavenspanne  $g^{\circ} - g'$ , wie das Ohr es verlangt, leicht überdehnt ist.

Das Projekt wurde am 27. 1. 1956 von der Kirchenbehörde genehmigt. Den Auftrag zum Guß erhielt Glockengießer Friedrich Wilhelm Schilling in Heidelberg.<sup>9)</sup>

Zum Guß wurde das Metall der unbrauchbar gewordenen Glocke II Elisabeth und der beiden Kurtz-Glocken  $fis'$  und  $gis'$  in Zahlung gegeben.

Die klanglich sehr schöne  $cis'$  aus dem Geläute von 1948 kam in die kath. Kirche in Neckarelz-Diedesheim.

Die von dem damaligen Pfarrer Prälat K. Nikolaus ausgewählten Inschriften der 6 Glocken stellen einen geschlossenen Zyklus dar. Sie sind dem „Gesang der Jünglinge im Feuerofen“ (Daniel 3,57 folg.) entnommen und in lateinischer Sprache abgefaßt. Inschriften und den Symbolschmuck, ganz in der Formensprache unserer Zeit gehalten, hat der aus Ludwigshafen stammende Künstler R. P. Litzenburger aus Wachsplatten selber ausgeschnitten und in der Gießerei auf die falsche Glocke aufgesetzt.

Die Prüfung der 5 neuen Glocken in der Gießerei erfolgte am 11. und 12. Juni, die Läuteprobe am 24. August 1956.

Auf Veranlassung des derzeit amtierenden Stadtpfarrers K. Münch wurde das Geläute im Jahr 1975 durch zwei kleinere Glocken  $b'$  und  $c''$  ergänzt. Sie wurden in der Glockengießerei Heidelberg, der Nachfolgefirma des 1971 verstorbenen Gießers Schilling, in Schillingschen Rippen gegossen. Außer lateinischen Inschriften erhielten sie keine weitere Zier.

So stellt sich also heute das dritte Geläute der Jesuitenkirche in folgender Endform dar (die Inschriften gebe ich in Übersetzung):

1. St. Michael (Festglocke)

$g^{\circ} + 4$ , 202 cm Ø, 4935 kg (1956)

Inschrift: Preiset den Herrn ihr Engel des Herrn; preiset den Herrn ihr Himmel.

Und unten am Schlagring der Vermerk: Carl Theodor, Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches, Erzschatzmeister und Pfalzgraf bei Rhein, ließ mich 1753 von Johann Michael Steiger in Mannheim gießen. Zersprungen und umgegossen im Jahre 1910 und im Zweiten Weltkrieg beim Brand der Kirche 1943 zerstört, wurde ich zusammen mit vier kleineren Glocken zum Doppeljubiläum der Kirche nach deren äußerer Wiederherstellung im Jahre 1956 neu gegossen von Friedrich Wilhelm Schilling in Heidelberg, dank

Stiftung der Förderer des Wiederaufbaues der Jesuitenkirche unter dem Präsidium von Dr. Florian Waldeck + Alles zur größeren Ehre Gottes.

2. St. Ignatius (Sonntagsglocke)

b° + 7, 167 cm Ø, 2772 kg (1956)

Inschrift: Preiset den Herrn ihr Priester des Herrn; preiset den Herrn ihr Diener des Herrn.

3. St. Josef (Totenglocke)

c' + 5, 148 cm Ø, 1921 kg (1956)

Inschrift: Preiset den Herrn, Geist und Seele der Gerechten; preiset den Herrn ihr Frommen und demütig Gesinnten.

Und ferner die Widmung: Gegossen zu frommem Gedächtnis an H. H. Apostolischen Protonotar Joseph Bauer, Ehrenbürger der Stadt Mannheim, der von 1895 bis 1951 an dieser Kirche segensreich als Pfar-

rer wirkte im Jahre 1956 von F. W. Schilling in Heidelberg.

4. St. Francisca

es' + 7, 127 cm Ø, ca. 1400 kg (1754)

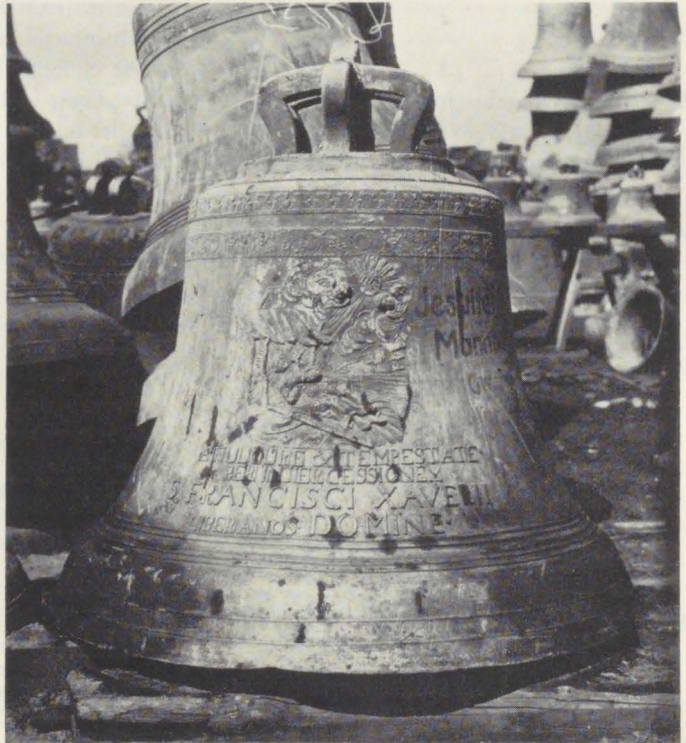
Inschrift und Zier: auf der Flanke Relief: Hl. Franz Xaver in der Hütte sterbend, getroffen von Strahlen des Monogramms Jesu im Strahlenkreuz zwischen Engelsköpfchen in Wolken, aus denen ein Blitz herabfährt.

Darunter: Vor Blitz und Ungewitter bewahre uns, o Herr, auf die Fürsprache des hl. Franz Xaver.

Auf der anderen Seite: IV S. Francisca, Monogramm Jesu im Strahlenkreuz (wie es auf allen der Steiger-Glocken war) und Wappen des Kurfürsten.

Am Schlagring I. M. Steiger goß mich 1754 in Mannheim.

Mannheimer Glocke  
im Glockenlager Hamburg





Mannheimer Jesuitenkirche  
Glocke II Elisabeth aus dem 1. barocken Geläute  
nach dem Brand der Kirche, 162 cm Ø

5. St. Maria (Angelusglocke)  
f' + 7, 109 cm Ø, 857 kg (1956)  
Inscription: Preiset den Herrn ihr Menschenkinder; preise den Herrn, Volk Israel
6. St. Nikolaus (Patron der Rheinschiffer)  
g' + 8, 101 cm Ø, 700 kg (1956)  
Inscription: Preiset den Herrn, ihr Quellen; preiset den Herrn, ihr Meere und Flüsse.
7. St. Carl Borromäus  
b' + 8, 89 cm Ø, 511 kg (1975)  
Inscription: Der Geist des Herrn ruht auf ihm: der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit und es erfüllte ihn der Geist der Furcht des Herrn. Is. 11,2
8. St. Elisabeth  
c'' + 8, 79 cm Ø, 362 kg (1975)  
Inscription: Jesus spricht: Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht immer. Joh. 12,8

Auf den Glocken 7 und 8 außerdem der Vermerk: Im Heiligen Jahr 1975 für die Kirche St. Ignatius und St. Franciskus Xaverius, Mannheim.

9. Die alte VI Car-Borromäus-Glocke (1755) mit dem Schlagton es'' + 8, 64,5 cm Ø, ca. 150 kg, wurde bei der Montage der Glocken 7 und 8 vom Turm abgenommen und wird jetzt im Archiv der Kirche (in der ehemaligen Kreuzkapelle) aufbewahrt.

Die 8 Glocken hängen alle an geraden Stahljochen, und zwar die 2 großen im Südturm und die 6 kleineren im Nordturm. Mit einem Gesamtgewicht von rd. 13 460 kg ist das Geläute nicht nur eines der größten im Nordteil der Erzdiözese Freiburg, sondern darüber hinaus eines der klangschönsten Geläute Badens, würdig der „bedeutendsten Barockkirche Südwestdeutschlands“.

Am besten mag man auf dem Schillerplatz, dort wo ehemals das Nationaltheater stand, seinen majestätisch und gleichzeitig lieblich dahinströmenden Melodien lauschen, wenn es einen hohen Festtag oder einen feierlichen Gottesdienst einläutet. Vielleicht wird mancher der älteren Hörer dabei sogar feststellen, daß hier einmal das Neue das verlorene Alte in den Schatten stellt.

---

*Anmerkungen:*

- 1) Die feierliche Konsekration der Kirche fand erst am 18. 5. 1760 statt.
- 2) Nach Heinrich Bauer „Baugeschichtliche Skizze der Mannheimer Jesuitenkirche“, Neues Mannheimer Volksblatt 1893, S. 8–9, 2. Auflage, Druck und Verlag Gremm und Lorenz, habe der Kurfürst für den Guß des Geläutes eine Stiftung im Wert von 40 000 fl. gemacht.
- 3) Hier liegt zweifellos ein Schreibfehler vor; diese heute noch vorhandene Glocke hat den Schlagton dis'' + 8 = es'' + 8.
- 4) + 10 bedeutet 1/16 Halbton über, – 6 1/16 Halbton unter Normaltonhöhe stehend usw.

- 5) Im Original habe ich das Geläute nie gehört.  
6) Näheres über Inschriften und Verzierungen wird der Deutsche Glockenatlas, Band Baden, bringen, der bisher nur im Manuskript vorliegt, sowie der 1982 ebenfalls im Deutschen Kunstverlag erscheinende Band: „Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg, Stadtkreis Mannheim“.  
7) Deshalb wäre das genau auf der Mitte zwischen a° und b° liegende Barockgeläute wohl richtiger als b°-Geläute zu bezeichnen.  
8) Nicht von der Hand zu weisen ist der Verdacht, daß das Geläute vielleicht von Anfang an nicht ganz so aus dem Guß kam, wie es geplant war.  
9) F. W. Schilling, Sohn eines der beiden Inhaber

der Apoldaer Gießerei gleichen Namens, welche 1939 das g' für die Jesuitenkirche lieferte, hatte 1949 in Heidelberg seine eigene Gießerei gegründet. Bis zu seinem Tod 1971 goß er über 7500 Glocken, darunter viele bedeutende Großgeläute.

#### *Quellen:*

Akten der Oberen Pfarrei Mannheim, eigene Glockenakten.  
Unterstützung bei meinen Nachforschungen verdanke ich vor allem dem Archivar der Oberen Pfarrei, Herrn H. Lindner, Mannheim, sowie Frau Dr. Thurm, München, und Herrn Dr. Huth, Karlsruhe, den Verfassern der unter 6) genannten Inventarisierungen.



*Ansicht der Jesuitenkirche*



# Oberbürgermeister Otto Julius Beck

Unter ihm wurde Mannheim zur Großstadt  
und zum wirtschaftlichen Schwerpunkt Badens

*Engelbert Strobel, Karlsruhe*

Wenn Mannheim vor dem Ersten Weltkrieg sich zur wirtschaftlichen Metropole Badens entwickelte und auch der Zahl der Einwohner nach die damalige Residenz und Beamtenstadt Karlsruhe weit überflügelte, verdankt es dies vorwiegend der Tätigkeit Otto Becks. Auch in kultureller Beziehung machte die Stadt Mannheim bedeutende Fortschritte, wofür das 300jährige Stadtjubiläum im Jahre 1907 symbolhaften Charakter hatte. Otto Julius Beck war ein Mann, der sich mit vollem gesundheitlichen Einsatz der einmal übernommenen Aufgabe zu widmen pflegte. Wie uns der Mannheimer Historiker Friedrich Walter in mehreren Veröffentlichungen anschaulich schilderte, gab sich der als Redner begabte Oberbürgermeister im gesellschaftlichen Umgang liebenswürdig und jovial, konnte aber, wenn er eine Sache als richtig und durchführbar erkannt hatte, auch manchmal schroff und unerbittlich sein. Daß trotz dieser Einschränkungen der 1891 zum Oberbürgermeister gewählte Verwaltungsjurist sich allgemeine Anerkennung erwerben konnte, beweist sinnfällig seine am 11. Juni 1900 erfolgte einstimmige Wiederwahl. Ein Herzleiden setzte dann allerdings dem uner müdlichen Mann im Frühjahr 1908 ein vorzeitiges Ende.

Welche Erwartungen die damalige Mannheimer Öffentlichkeit mit der Leistungsfähigkeit ihres Oberbürgermeisters verbanden, kennzeichnet treffend ein in der Stadt umgehender Spruch: „Unser Beck wird es schon machen.“ Im Gefühl, daß seine gesundheitlichen Kräfte nur noch mit Mühe den obliegenden Aufgaben gewachsen waren, be-

kannte Beck im Jubiläumsjahr 1907: „Wer der Gemeinde dient, hat einen schlimmen Herrn.“

Berücksichtigt man den Geburtsort, so war Otto Julius Beck kein Pfälzer, sondern mehr ein Franke. Als Sohn des Hauptlehrers Johann Georg Beck und dessen Ehefrau Elisabeth geb. Braun erblickte er am 19. Mai 1846 in Krautheim an der Jagst das Licht der Welt. Neben ihm gehörten noch 6 Geschwister zur Familie. Nach anfänglichem Besuch des Gymnasiums Tauberbischofsheim schloß der junge Beck seine Schulausbildung im Sommer 1865 mit dem Abitur am Konstanzer Gymnasium ab.

Da sein Vater inzwischen nach Malsch im Amt Wiesloch versetzt worden war, absolvierte Beck sein Jurastudium an der Universität Heidelberg. Ein zogenes Freilos befreite ihn vom Militärdienst. Nachdem er zu Beginn des Jahres 1871 seine erste juristische Dienstprüfung mit der Note „gut befähigt“ bestanden hatte, legte er am 6. März des gleichen Jahres beim Amtsgericht Bretten den erforderlichen Diensteid ab.

An der genannten Behörde zunächst als Aktuar beschäftigt, beordnete man Beck am 20. September 1871 als Gehilfen zur Staatsanwaltschaft Mannheim. So hatte er Gelegenheit, die Stadt seines späteren Wirkens in mehrmonatigem Aufenthalt eingehender kennenzulernen.

Im Juni 1872 in der gleichen Eigenschaft eines Gehilfen zum Bezirksamt Lörrach versetzt, amtierte Beck dort einige Wochen als Dienstverweser des beurlaubten Oberamtmannes Schupp. Als man ihn im November



Oberbürgermeister Otto Julius Beck  
Bildnachweis Stadtarchiv Mannheim

dieses Jahres auf seinen Antrag wegen „nervösen Kopfwehs“ und zur Vorbereitung auf das zweite Examen seiner Verpflichtungen entthob, bescheinigte der Leiter des Lörracher Bezirksamtes, Becks Dienstführung als „sehr gut und tadellos“.

Die zweite juristische Prüfung im Mai 1873, die ebenfalls als „gut befähigt“ benotet wurde, legte er als Drittbester der Kandidaten ab. Aufgrund des guten Abschneidens beeilte sich die vorgesetzte Dienstbehörde, den jetzt als Referendar bezeichneten Beck Anfang Juni 1873 als Gehilfen an das Bezirksamt Überlingen zu versetzen. Trotz des Einspruches des Verwaltungshofs gewährte ihm dabei das Innenministerium einen teilweisen Ersatz der Umzugskosten in Höhe von 23 Gulden und 45 Kreuzern.

Während seiner Überlinger Tätigkeit fand er im Herbst 1873 auch einige Wochen Ver-

wendung im Sekretariat des obengenannten Ministeriums, wofür ihm eine zusätzliche „Remuneration“ (Vergütung) von 50 Gulden zuerkannt wurde. Mehrere Monate im Jahre 1874 versah er in Überlingen sämtliche Dienstobliegenheiten des zweiten Beamten mit Ausnahme des Ersatzwesens.

Bei der Umstellung seines Gehalts auf die neue Markwährung berechnete man am 5. Januar 1875 seine 800 Gulden betragenden Bezüge auf 1371 Mark und 43 Pfennige, die jedoch dann mit Rückwirkung vom 1. November 1874 auf 1400 Mark erhöht wurden.

Als man ihn am 26. Mai 1875 zum Amtmann in Baden-Baden beförderte, stockte die Regierung sein Gehalt um 400 Mark auf. Die Dienstbezüge steigerten sich danach allerdings fast alljährlich. Weniger Glück hatte er mit seinem Gesuch vom 7. Mai 1878, als er sich um die Stelle des verstorbenen Oberamtsrichters Pfaff in Rastatt bewarb.

Doch da er wenige Tage später am 10. Mai 1878 zum Vorstand des Bezirksamtes Bonndorf ernannt wurde und dort am 24. Juni 1878 seinen Dienst aufnahm, sah er die finanziellen Voraussetzungen für eine Vermählung gegeben, zumal sich im Laufe dieses Jahres sein Dienstgehalt erhöhte. So heiratete er am 6. März 1879 — aus gewissen Prestigegründen in der Kurstadt Baden-Baden — Amalie, Tochter des verstorbenen kaiserlich-russischen Akademikers J. P. Rauloff (von Friedrich Walter im 6. Band der Bad. Biographien von Raoulff geschrieben) aus St. Petersburg. Der Ehe entsprossen 2 Söhne und 2 Töchter. Noch in Bonndorf wurde Otto Julius Beck am 29. April 1879 zum Oberamtmann befördert.

Das zuständige Ministerium berief Beck am 7. Oktober 1880 auf den freigewordenen Vorstandsposten beim Bezirksamt Wolfach, wo er dann am 9. November 1880 mit den Amtsgeschäften begann. Als Ende 1882 ein Hochwasser seinen Amtsbezirk gefährdete, erhielt er am 19. Februar 1883 wegen „pflichttreuer und hingebender Tätigkeit“

eine lobende Anerkennung seiner Vorgesetzten.

In Wolfach sagten ihm die Wohnverhältnisse seines Dienstgebäudes allerdings wenig zu. So stellte er am 25. September 1884 einen Antrag, ihn an das Bezirksamt Emmendingen zu versetzen. Als Begründung seines Gesuchs schrieb er dabei: „Nachdem ich bereits 2½ Jahre in dem so entlegenen Bezirke Bonndorf und vier Jahre in Wolfach zugebracht habe, drängt mich namentlich der Umstand zur gehorsamsten Bitte um Versetzung, daß der Aufenthalt in meiner jetzigen Dienstwohnung — namentlich im Winter — jedes gemütliche Familienleben verbittert, ja unmöglich macht. Ich habe mit meiner Frau während der vier langen Winter wegen der vielen Mißstände in der Wohnung, die sich nie zu einem angenehmen Heim gestalten läßt, die trübsten Stunden verlebt.

Die fortwährenden Erkrankungen der Kinder, meiner Frau und der Dienstboten in Folge des steten und intensiven Rauches in den Zimmern und in der Küche, ferner die ganz außerordentliche Entlegenheit der Zimmer und des Aborts, der hohen steilen Stiegen usw. ließen in keinem Winter eine Ruhepause auch nur von einigen Wochen aufkommen.

Unser Hausarzt hat wiederholt erklärt, daß er gegen die chronischen Augenentzündungen meiner Frau und der Dienstboten keine Abhilfe in dieser Wohnung schaffen könne.“ Da aber die Regierung in Karlsruhe schon über die Versetzung des damaligen Waldkircher Oberamtmannes Ludwig von Theobald nach Emmendingen entschieden hatte, entschloß sie sich Beck als dessen Nachfolger am 5. November 1884 in die Elztalstadt Waldkirch zu berufen. Hier nahm dann Beck schon am 27. November dieses Jahres seine amtlichen Verpflichtungen wahr.

Über seine Waldkircher Tätigkeit können wir teilweise seine damaligen Jahresberichte an seine vorgesetzte Dienststelle heranziehen. So ist u. a. hierin zu lesen: „In Waldkirch ist nur ein tüchtiger Polizeidiener; die

beiden übrigen sind vollständig invalid, altersschwach und verdienen kaum mehr den Namen; sie können nur noch zu Botendiensten benützt werden.“

Auch die dort seit 1866 bestehende Feuerwehr fand seine Kritik. Über sie schrieb er: „Bedauerlich ist der Umstand, daß die hiesige Feuerwehr eines festen Stammes an hiesigen Bürgersöhnen entbehrt, die immer weniger diesem gemeinnützigen Institute sich zuwenden; offenbar eine Nachwirkung des geringen seitens der Gemeindeverwaltung gegenüber der Feuerwehr betätigten Interesses. Die meisten Mitglieder der hiesigen Feuerwehr rekrutieren sich aus der fluktuierenden Tagelöhner- und Fabrikarbeiterbevölkerung, wodurch die Leistungsfähigkeit und das Ansehen der Feuerwehr herabgedrückt wird.“

Aus der damaligen Waldkircher Gemeindepolitik meldete er: „Im Dezember 1885 wurde ein vermutlich in der Geck'schen Druckerei in Offenburg, jedoch anonym und ohne Angabe des Druckers und Verlegers gedrucktes Pamphlet, das in sehr gehässiger Weise die bevorstehende Gemeinderatswahl in hiesiger Stadt besprach, durch die Post als Stadtbrief unter Courrente (laufende Liste) an eine große Anzahl von Personen dahier verwendet. Ich unterließ nach reiflichem Erwägen die Beschlagnahme, weil hierdurch die an sich mit geringem Aufsehen verbundene Angelegenheit über Gebühr aufgebauscht worden wäre und eine Bedrohung der kaum begonnenen Aussöhnung zwischen den Parteien nahe lag. Die polizeilichen Nachforschungen nach dem Verfasser und Verbreiter hatten keinen Erfolg.“

Auch über die Arbeit und soziale Lage der Edelsteinschleifer, früher ein bis zum ausgehenden Mittelalter zurückreichendes Hauptgewerbe der Waldkircher, äußerte sich Beck: „Insbesondere wird nach Mitteilung des Fabrikinspektors darüber Klage geführt, daß namentlich bei Accordarbeiten seitens ihrer Arbeitgeber nicht bestimmte Preise vereinbart würden, welche bis zu anderweitiger ge-

genseitiger Vereinbarung Gültigkeit haben, sondern daß der Arbeitgeber sie seinerseits erst nach Herstellung der betreffenden Arbeiten allein feststelle.“ In seinem Bericht fährt Beck dann weiter fort, daß die Arbeiter so auch bei „angestrengtester Tätigkeit“ kaum mehr als den gewöhnlichen Tageslohn verdienen würden. In dem gleichen Schreiben übt Beck auch Kritik an den Arbeitsbedingungen, wenn er berichtet: „Dazu kommt, daß das Arbeiten in den Steinschleifereien nicht nur überhaupt sehr gesundheitsgefährlich — u. a. auch das Schleifen und Polieren auf Bleischeiben — ist, sondern es sind besonders die an den großen Schleifsteinen Beschäftigten meist einer ganz erheblichen Verkürzung ihrer Lebensdauer dadurch ausgesetzt, daß sie sich schon in mittleren Lebensjahren die Lungenschwindsucht zuziehen als Folge der Notwendigkeit, das Schleifen auf der Brust liegend vorzunehmen und bei den bestehenden Lohnverhältnissen in dieser Art 12 Stunden täglich zu arbeiten.“ Auch gegenüber anderen Behörden verstand es Beck durchaus, seinen Willen durchzusetzen. Als im Jahre 1886 unterhalb der Bahnstation Waldkirch Felsgeröll auf die Eisenbahnlinie stürzte, gelang es ihm — nach anfänglichem Widerstand der Beteiligten — die Bahnbauinspektion auf Kosten der Domänendirektion zur Behebung des Schadens zu veranlassen.

Oberamtmann Beck kam mit dem seinerzeitigen Waldkircher Bürgermeister Xaver Weiß, der vor seiner Pensionierung gleichfalls Oberamtmann gewesen war, nur schlecht zurecht. Weiß sei — wie sich Beck in einem Bericht ausdrückte — „jedem gemeinnützigen Streben abhold“. Dieser Bürgermeister war schließlich 1887 wegen verschiedener Differenzen mit seinem Gemeinderat — so vor allem in schulischen Fragen — nicht mehr bereit, trotz seiner Wiederwahl den Posten beizubehalten. Beck schilderte diesen Vorgang seinen Vorgesetzten wie folgt: „In Waldkirch wurde bei der ersten Wahl der bisherige Bürgermeister Weiß auf Grund ei-

ner seitens der ultramontanen Partei energisch betriebenen Agitation und beim Mangel an einem geeigneten Gegenkandidaten wiedergewählt. Bei der zweiten Wahl — die durch die Weigerung von Weiß nötig geworden war — kam wegen der Stimmenzersplitterung eine gültige Wahl nicht zu Stande. Bei der dritten Wahl wurde der bisherige Gemeinderat Kaufmann Johann Seufert gewählt; hauptsächlich durch energisches Eintreten der ultramontanen Partei bei derselben.“ Wenn allerdings Beck bei dem Letzteren feststellte, daß er sich schnell in den Dienst eingearbeitet habe und zu keinerlei Beanstandungen Anlaß bestehe, so mußte gerade dieser Bürgermeister 1898 wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten den Dienst quittieren.

Wegen eines an und für sich geringfügigen Anlasses glaubte Beck im Jahre 1888, eine Beleidigungsklage gegen den aus Etenheim stammenden katholischen Pfarrer Wilhelm Störk in Bleibach, der vor allem als Förderer der Wallfahrtskapelle auf dem Hörnleberg bekannt wurde, erheben zu müssen. In Bleibach war es nämlich üblich, alljährlich von Kindern und jungen Leuten Krippenspiele aufführen zu lassen. Nun hatte 1887 der Oberschulrat verboten, zu diesen Spielen schulpflichtige Kinder heranzuziehen. Beck hatte aber ausnahmsweise im Jahre 1888 die Aufführung erlaubt, wenn hierzu nur schulentlassene 15- bis 19jährige Jungen genommen würden. Auf dem Heimweg von einer solchen Veranstaltung warfen nun drei Burschen Steine nach einem als Trunkenbold bekannten Mann von Bleibach. Jedenfalls wurden die Betroffenen im Amtshause in Waldkirch deshalb vernommen. Der Geistliche soll nun — wohl aus Furcht vor einem neuen Aufführungsverbot — die jungen Leute zu unrichtigen Angaben verleitet haben. Daraus entstand ein Streit, der in der obenerwähnten Beleidigungsklage Becks gipfelte. Doch in einer Sitzung der zweiten Ferienkammer des Landgerichts Freiburg vom 20. Juli 1888 wurde Störk freigesprochen.

Da es auch in der Presse wegen dieser Angelegenheit einigen Wirbel gegeben hatte, dürfte es Otto Beck nur recht gewesen sein, daß man ihn am 27. Oktober 1889 an das Bezirksamt Rastatt versetzte, wo er am 23. November des gleichen Jahres seine Arbeit aufnahm. In Rastatt unterstützte Beck hauptsächlich die Bestrebungen, einen Teil der Festungsanlagen, die sich dem Verkehr und der Wirtschaft als einengendes Hindernis erwiesen, niederzulegen. Die Umsicht, die er hierbei bewies, legten der Regierung schon den Gedanken nahe, ihn an eines der Ministerien nach Karlsruhe zu berufen.

Auch in Mannheim war man inzwischen auf den befähigten Verwaltungsjuristen aufmerksam geworden. Der Obmann des damaligen Bürgerausschusses Philipp Diffené setzte sich deshalb nachdrücklich für die Wahl Becks ein, nachdem Oberbürgermeister Eduard Moll seinen Rücktritt erklärt hatte. So wurde dann Otto Julius Beck am 16. Oktober 1891 zum Oberbürgermeister der Stadt an Rhein und Neckar gewählt.

Erfreut über seine Wahl schrieb Beck noch am gleichen Tage — im Stile der damaligen Zeit — an seine Dienstvorgesetzten: „Nachdem ich heute als Oberbürgermeister der Stadt Mannheim erwählt wurde, erlaube ich mir um die hochgeneigte Genehmigung zur Übernahme dieses Amtes und um Verwilligung eines dreijährigen Urlaubs hierzu eherbietigst nachzusuchen. Zugleich füge ich ergebenst an, daß die Gemeindebehörde thunlichst raschen Dienstantritt wünscht.“

Als die beiden Jahre der Beurlaubung vorbei waren, bat Beck zwar zunächst um eine weitere Verlängerung des Urlaubs von staatlichen Dienstgeschäften auf zwei weitere Jahre am 13. November 1893. Er entschloß sich jedoch — nachdem die Versorgungsansprüche für seine Familienmitglieder geklärt waren — am 10. Dezember 1893 einen Antrag um Entlassung aus dem Staatsdienst zu stellen, der dann mit Wirkung vom 1. Januar 1894 genehmigt wurde.

In Mannheim nahm Beck bereits am 5. November 1891 seine Tätigkeit auf. Wenn seine Amtsvorgänger überwiegend die Hauptaufgabe im sparsamen Wirtschaften sahen, erkannte Beck bald, daß die weitere wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Stadt nur durch neue — wenn auch kostspielige — Investitionen gesichert werden konnte. Aus einer kinderreichen Familie entstammend, die nicht mit finanziellen Reichtümern gesegnet war, wandte er seine Fürsorge auch der Industriearbeiterschaft und den Minderbemittelten mit ihren Wohnungsproblemen zu.

Die Einwohnerzahl der Stadt stieg während der Amtszeit von Otto Beck von fast 80 000 auf 177 000 Seelen an, die Zahl der städtischen Beamten (ohne Arbeiter) von 200 auf etwa 1200. Der Mannheimer Historiker Friedrich Walter hat die Summe der aufgewandten Beträge, die von Beck und seiner städtischen Verwaltung für kommunale Zwecke damals ausgegeben wurden, auf 70 Millionen Mark geschätzt. Dafür verbesserten sich die Steuerkapitalien der Stadt von 414 auf 1011 Millionen Mark.

Um die Transportmöglichkeiten für Handel und Industrie zu steigern, ließ Otto Beck von 1893 bis 1907 auf städtische Kosten von schätzungsweise 9 Millionen Mark einen Industriefähren errichten. Hierbei wurde als Baugelände die bisher als Floßhafen dienende Altrheinschleife, das angrenzende Gebiet bei Käfertal, Waldhof und Sandhofen sowie die durch den Tullaschen Durchstich auf das rechte Rheinufer verlegte Friesenheimer Insel benützt. Großherzog Friedrich I. war jedenfalls von dem geplanten Bauunternehmen so sehr angetan, daß er vom 14. bis 18. Oktober 1893 die vorgesehenen Anlagen besichtigte.

Ebenfalls in der Amtszeit Becks entstand zwischen 1899 und 1903 der bekannte Mannheimer Rosengarten, der dann als Mittelpunkt für Versammlungen, Feste und Konzerte diente. Die Baukosten beliefen sich hier auf 3 Millionen Mark. Das sog. Kauf-

haus wurde 1899 erworben und durch Umbauten zum neuen Rathaus erweitert.

Um dem wachsenden Lokalverkehr gerecht zu werden, wurde im Jahre 1900 die Pferdebahn durch eine elektrische Straßenbahn ersetzt. Auch die Gründung der Oberrheinischen Eisenbahngesellschaft und weitere lokale Verbesserungen des Verkehrswesens erfreuten sich der Unterstützung durch den Oberbürgermeister. Das Gleiche galt für die Durchführung einer Kanalisation, die beispielsweise 1897 für die Stadtteile Lindenhof, Schwetzinger Vorstadt und Oststadt gebaut wurde.

Die Arbeitsbedingungen des berühmten Mannheimer Nationaltheaters wurden 1893 durch Einsetzung einer Theaterkommission anstelle des früheren Theaterkomitees verbessert. Daß sowohl das 100jährige Todesjahr Schillers 1905 und das Stadtjubiläum 1907 dem bekannten Kulturinstitut willkommene Gelegenheit boten, an die breitere Öffentlichkeit zu treten, verstand sich fast von selbst.

Wenn das Schul- und Bildungswesen unter Beck einen sichtbaren Aufschwung nahm, lag es nicht nur daran, daß man die benötigten Schulbauten errichten ließ, sondern auch in der Tatsache, daß im Sommer 1895 in Anton Sickinger einen bewährten Pädagogen für das Volksschulreferat (spätere Stadtschulamt) zu gewinnen. Beck selbst schaltete sich gelegentlich in das Geschehen ein, so z. B. als er 1899 eine Denkschrift über die Reform des kaufmännischen Bildungswesens dem Mannheimer Stadtrat einreichte. Auch die Ausbildung der Jugendlichen in den Realschulen erfuhr eine starke Förderung durch den Leiter der Stadtverwaltung.

Ein im Jahre 1902 vom badischen Staat genehmigtes Ortsstatut genehmigte die Schulpflicht für männliche Lehrlinge und Gehilfen bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Diese Bestimmung wurde dann später auch auf die Mädchen ausgedehnt.

Auf Anregung des bekannten Heidelberger Volkswirtschaftlers Eberhard Gothein und

mit aktiver Unterstützung durch Oberbürgermeister Beck gab der Mannheimer Bürgerausschuß am 23. Juli 1907 seine Zustimmung, zur Belegung des Ausbildungsstandes eine städtische Handelshochschule zu gründen. Mit Hilfe der Universität Heidelberg wurden zwar während des Winters 1907/08 verschiedentlich Kurse abgehalten, die offizielle Eröffnung der Hochschule sollte aber Beck durch seinen vorzeitigen Tod nicht mehr erleben. Während des sog. Dritten Reiches mit der Heidelberger Universität vereinigt, wurde diese Ausbildungsanstalt im Jahre 1946 als staatliche Wirtschaftshochschule wieder ins Leben gerufen.

Die Gründungen der städtischen Amtsbücherei 1895, des Stadtarchivs 1905 und der städtischen Kunsthalle 1907 und ähnliche Bestrebungen waren weitere Beweise des Interesses von Otto Beck am kulturellen Geschehen seiner Stadt.

Weniger Glück hatte man damals mit dem geplanten Plankendurchbruch. Zwar wurden Anfang Januar 1900 die dort befindlichen Akazien gefällt, doch wegen der hohen Forderungen der in Frage kommenden Hausbesitzer lehnten Beck und sein Stadtrat am 22. Oktober 1903 das Projekt ab, das dann erst 30 Jahre später verwirklicht werden konnte.

Während der Amtsperiode Becks kamen — teilweise mit seiner Förderung — mehrere Werke heraus, die sich mit der Geschichte und Baugeschichte Mannheims befaßten, die jedoch hier anzuführen im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen würde. Erwähnt seien nur zwei Werke, die mit dem 300jährigen Stadtjubiläum 1907 unmittelbar zusammenhängen. Als Vorbereitung auf die Feier erschien 1906 unter Mitarbeit des Unterrheinischen Bezirks des Badischen Architekten- und Ingenieurvereins der Band: „Mannheim und seine Bauten“. Die eigentliche 1907 herausgegebene Jubiläumsveröffentlichung „Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart“ wurde in den beiden ersten Bänden von dem schon mehrfach genannten Histori-

ker Friedrich Walter, der dritte Band vom Statistischen Amt der Stadt verfaßt.

Das Stadtjubiläum und zugleich der Höhepunkt der Tätigkeit Becks begann mit der kombinierten Gartenbau- und Kunstausstellung am 1. Mai 1907. Ein Rosenfest im Nibelungensaal und ein Attisches Tanzfest auf dem großen Wasserbecken unter Beteiligung der berühmten nordamerikanischen Tänzerin Isadora Duncan bildeten bemerkenswerte Ereignisse der anfänglichen Vorstellungen. Bei einer Festsitzung am 31. Mai 1907 wurde Oberbürgermeister Otto Julius Beck durch die Überreichung einer goldenen Jubiläumsmedaille und die Bezeichnung einer Straße der damaligen Oststadt nach seinem Namen geehrt. Auch die Universität Heidelberg verlieh Beck bei Gelegenheit des Jubiläums die Ehrendoktorwürde der philosophischen Fakultät.

Die 25 Wochen dauernde Jubiläumsausstellung endete am 20. Oktober 1907. Über vier- einhalb Millionen Gäste besuchten die von fast 2000 Ausstellern ausgerichtete Veranstaltung. Während ihrer Dauer fanden in Mannheim ungefähr rund 150 Kongresse der verschiedensten Art statt. Der Tod Großherzog Friedrichs I., der noch bei der Eröffnung der Feierlichkeiten ein Hoch auf den Oberbürgermeister Beck ausgebracht hatte, am 28. September 1907 trübte dann allerdings die letzten Wochen des Jubiläums.

Trotz des hohen Geldaufwandes konnte beim Stadtjubiläum insgesamt ein Defizit vermieden werden. Der im Überschwang der Begeisterung von der Allgemeinheit geforderte Jubiläumsfonds für das Jahr 2007

scheiterte dann allerdings an der Ablehnung durch den Mannheimer Bürgerausschuß.

Den Anstrengungen, die sich vor allem mit dem Stadtjubiläum verbanden, war das Herz des noch nicht 62jährigen Oberbürgermeisters auf die Dauer nicht mehr gewachsen. Wegen Unwohlseins schon 14 Tage an das Haus gefesselt und deshalb die dringendsten kommunalen Aufgaben am heimischen Schreibtisch erledigend, starb Otto Julius Beck am Abend des 30. März 1908.

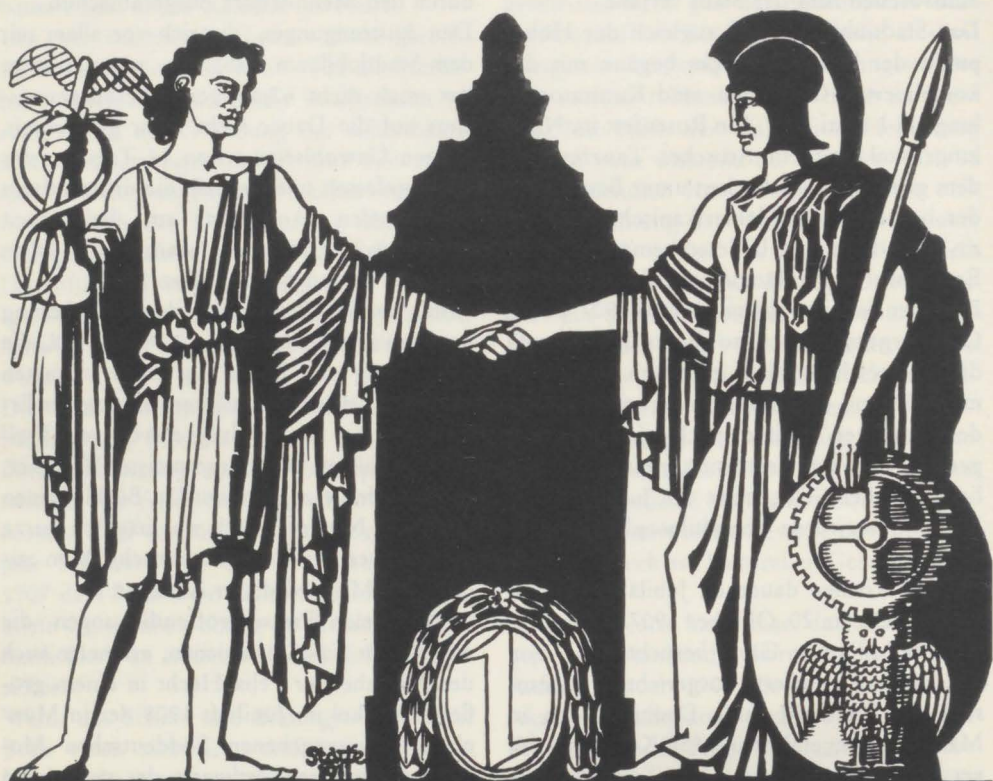
Unter großer Beteiligung der Bevölkerung fand am Donnerstag, dem 2. April 1908, die Beerdigung statt. Einen Tag später widmeten ihm in der elften öffentlichen Sitzung der Ersten Kammer des Landtags sowohl sein Freiburger Kollege Oberbürgermeister Winterer, als auch der Vizepräsident Dr. Bürklin einen ehrenden Nachruf. Beck war nämlich kurze Zeit, ehe er aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, Mitglied dieser Kammer.

Neben vielen Presseveröffentlichungen, die aus diesem Anlaß erschienen, erinnerte auch der Mannheimer Felix Hecht in einem größeren Artikel im Juniheft 1908 der in München herausgegebenen Süddeutschen Monatshefte an die Verdienste des verewigten Leiters der Stadtverwaltung Mannheim. Auf seinem Grab ließ später die Stadt Mannheim eine von Johannes Hoffart geschaffene Bronzestatue aufstellen.

Mannheim wurde insofern vom Pech verfolgt, daß auch Oberbürgermeister Paul Martin, der am 16. Mai 1908 als Nachfolger Becks gewählt worden war, bereits am 13. August 1913 in Bad Nauheim ebenfalls einem Herzschlag erlag.

*Die umseitige Plakatwiedergabe zeigt als Allegorie Merkur, Gott des Handels und Verkehrs, und Minerva, Göttin der Künste und Wissenschaften, vor den Mannheimer Wahrzeichen, Wasserturm und Wolfsangel.*

Bildnachweis: Mannheim in Plakaten 1900–1933, Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, Nr. 3 1979



# MANNHEIM

**Handels- u. Industriestadt a. Zusammenfluss  
des Neckars mit dem Rhein / 200000 Etnw.**

**Weltberühmte Hafenanlagen.**

**Regelmässige Bootfahrten dahin sowie zu  
dem 200 Hektar grossen Waldpark.**

**Kunsthalle / Rosengarten / Barockschloss.**

**Klassische Theater- u. Musikstadt.**

**Reich ausgebildetes Schul- insbes. Fach- u. Mittel-  
schulsystem / Handels-Hochschule.**

**Ausflugs-Zentrum f. Neckartal / Bergstrasse /  
Pfalz / Schwarzwald / Vogesen u. Rhein . Verkehrsverein**



# Die Festhalle ‚Rosengarten‘ in Mannheim

Zur Baugeschichte

*Gustav A. Ungerer, Heidelberg*

Es vergeht kaum ein Tag, an dem der ‚Rosengarten‘ nicht für Konzerte, Massenveranstaltungen, Ausstellungen und Versammlungen genutzt wird, dies seit fast 80 Jahren. Und stets ist der Besucher von neuem überrascht von der reich plastifizierten Fassade, den zwei Portalen, Schlünden gleich, steingewordene Märchenfiguren zwischen Idylle und Eros.<sup>1)</sup>

Das Traumhafte der äußeren Erscheinung stimmte in der Zeit des Jugendstils ganz mit der Funktion des Gebäudes überein: die Festhalle des Bürgertums der reichen badischen Wirtschaftsmetropole zu sein. Die Kunst ist heiter, das Leben ist ernst. Dieser fatale Satz wurde einer Epoche zur Maxime, die die Schönheit als Lebensgefühl pflegen wollte, und sie baute ihre Paläste, die wir nun zäh erhalten. Das Pendant, auf einer Vogelperspektive aus der gleichen Zeit zu sehen, die rauchenden Schlotte Ludwigshafens, des Lebens Ernst, Zeichen der Industrie, sind uns nicht ebenso sympathisch geblieben.

Nach dem 5. Badischen Sängerbundfest vor 90 Jahren in Mannheim wurden die Stimmen aus dem Bürgertum immer lauter nach einer der Stadt angemessenen Festhalle.<sup>2)</sup> Die Vorgeschichte bis zum ersten Spatenstich für den Neubau ist ein Lehrstück in Sachen Bürgerwillen gegen die Verwaltung. Endlich siegte die Beharrlichkeit. Wir überspringen die vielen Petitionen und Vorverhandlungen über den Standort und die Finanzierung.

## Der Wettbewerb und die Bauvergabe

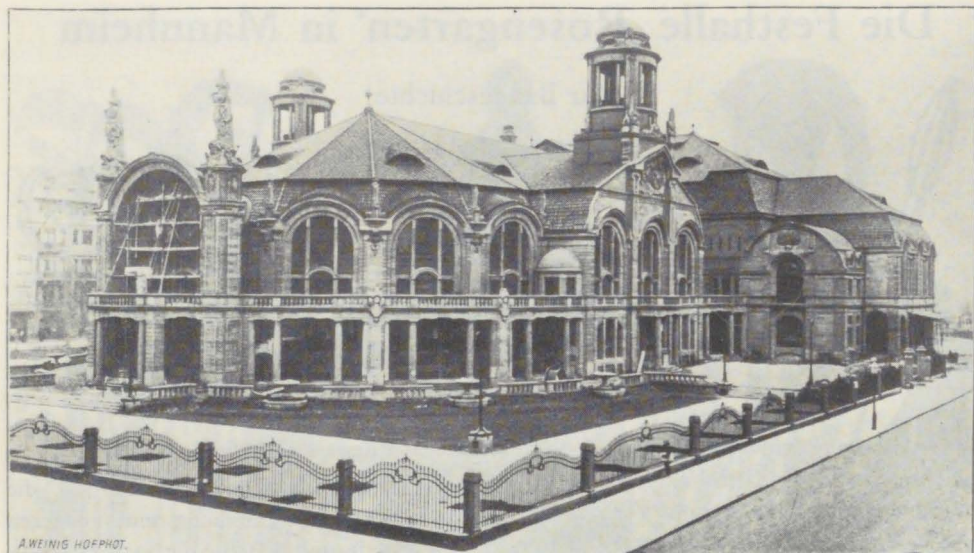
Der Bürgerausschuß verabschiedete 1897 die Vorlage zur Ausschreibung eines engeren Wettbewerbs und bestellte die Sachverständigen für die Jury. Illustre Namen der damaligen Architekturwelt waren vertreten: Prof. Schäfer, Karlsruhe, Prof. Thiersch, München und Prof. Wallot von Dresden.

Die Ausarbeitung sollte von drei Büros geliefert werden:

- Prof. Bruno Schmitz, Berlin,
- Baurat H. Seeling, Berlin,
- Architekt Bernhard Sehring, Berlin.

Die beiden Letztgenannten gaben ihren Auftrag wegen Überlastung zurück. Im November 1898 gingen über den Auftrag hinaus sechs Arbeiten ein. Von diesen kamen vier in die engere Wahl: Schmitz, Victor Lindner (Mannheim), W. Spannagel (München) und Wilhelm Brurein (Mannheim). Gekürt wurde die Planung von Schmitz, die beziehungsreich die Chiffre ‚Carl Theodor‘ trug.

Die Pläne wurden der Öffentlichkeit zugänglich gemacht durch eine zweiwöchige Ausstellung, während der eine Reihe zusätzlicher Anregungen diskutiert wurde, die der Stadtrat dann mit der Vergabe verknüpfte. So sollten alle Fassaden aus Haustein gearbeitet werden. Die Betonung lag auf einem ‚prachtvollen‘ Gebäude, das von allen Seiten aus monumental wirken sollte.



Ansicht der Festhalle. Fassade von Nordwesten kurz vor der Fertigstellung

Repro: J. L. Klinger

Die Stadtverwaltung nahm selbst die Bauträgerschaft an sich, Schmitz war nurmehr beauftragter Architekt. Der Rohbau sollte nach der Finanzplanung 1 598 600,— Mark kosten. Durch den Einbau zusätzlicher Funktionen und den Innenausbau betragen die Kosten schließlich 2 647 177,— Mark. Der für damalige Verhältnisse enorme Aufwand ergab sich unter anderem auch dadurch, daß eine Dependence des zu klein gewordenen Nationaltheaters geschaffen werden sollte.

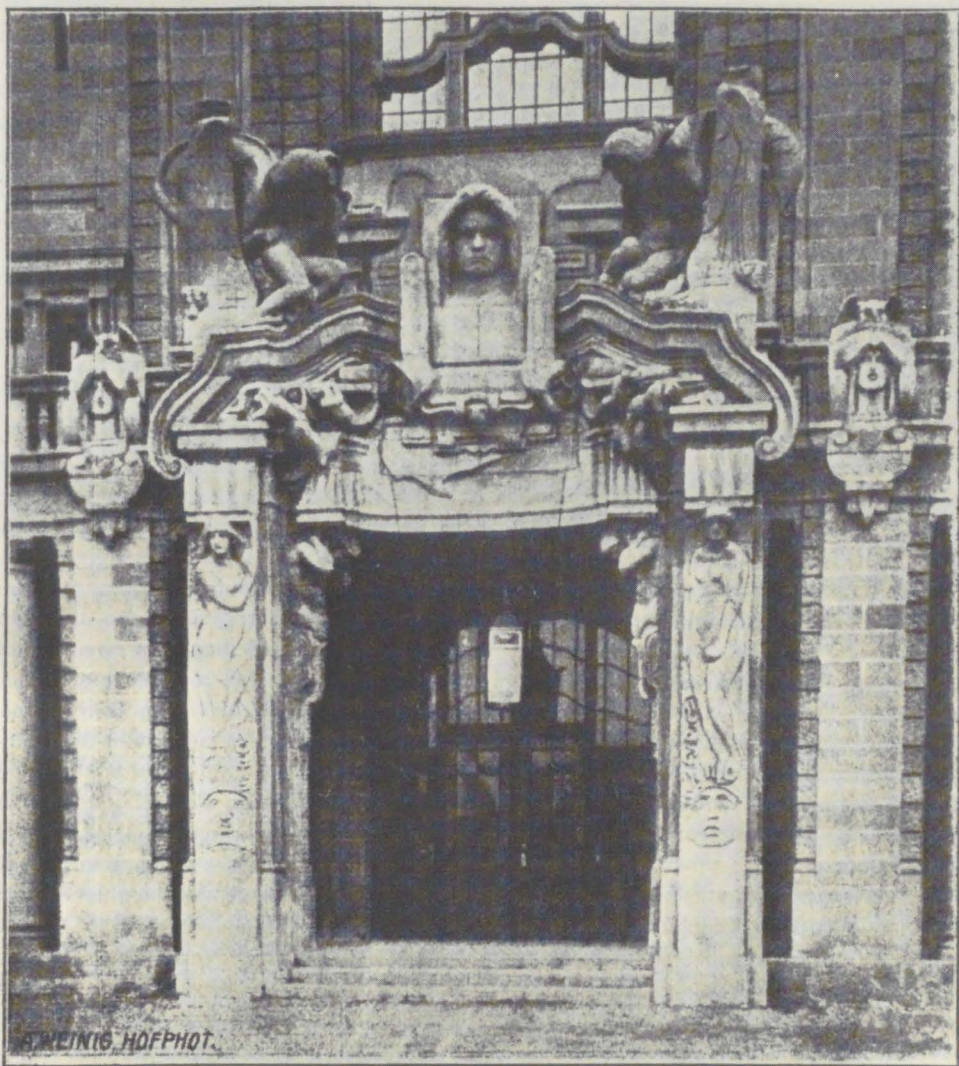
Unter reger Beteiligung der Mannheimer Bürger hatte sich ein Raumkonzept durchgesetzt, das Räume enthielt für:

- Festlichkeiten (Sänger-, Turner-, Schützen-, Militärfeste, Kongresse und Volksversammlungen),
- Ausstellungen und Bazare,
- Musikveranstaltungen größeren Stils, Militärkonzerte, Masken- und andere Bälle,
- Sinfonie- und ähnliche ‚vornehme‘ Konzerte,

- Theateraufführungen,
- Vereinsversammlungen, Familienfeste, Vorlesungen,
- ein Tagesrestaurant.

#### Der Architekt Bruno Schmitz (1858—1916)

1858 wurde Schmitz in Düsseldorf geboren, trat Mitte der 70er Jahre in die Kunstakademie ein, fühlte sich aber in der Bauklasse sehr eingeschränkt durch die trockene Art der Studieninhalte und wechselte zum Architekturbüro von Hermann Riffarth.<sup>3)</sup> Die noch ganz im Schinkel-Stil verhafteten Bauten Riffarths interessierten ihn nicht lange, er wandte sich als Aushilfe an angesehene Büros, wie Giese & Weidner, Kyllmann & Heyden und Raschdorff. Zugleich studierte er Kunst an der Akademie. In dieser Zeit gewann er den internationalen Wettbewerb um das Monument für Vittorio Emanuele II in Rom (1883). (Heute heißt das Denkmal im Volksmund spöttisch die Schreibmaschine.)



*Beethovenportal*

*Hier hatte sich Bruno Schmitz' Denkmalerfahrung niedergeschlagen*

Repro: J. L. Klinger

Hinzu kamen in rascher Folge Preise für die Pläne zum Künstlerhaus in Amsterdam und zum Landesmuseum in Linz. Ein Jahr lang leitete er die Ausführung in Linz (1884). Mit 26 Jahren hatte Schmitz schon eine Fülle von Wettbewerben gewonnen — der Denkmal-Schmitz —, Erfahrung in der Bauausführung und eine Reihe kleinerer Gebäude geplant. Er zog nach Leipzig und arbeitete im Büro des Raschdorff-Schülers August Hartel, der sich dem gotischen Historismus-Stil verschrieben hatte. Sein Wunsch, durch Hartel in die Sparte Kirchenbau Eingang zu finden, ließ sich nicht realisieren. In Leipzig löste er sich von den ‚akademischen‘ Schulen und Stilrichtungen und ließ sich in der Baumetropole Berlin 1885 nieder. Bis 1890 reiste er durch Holland, Belgien, Frankreich, Italien und Österreich. 1888 erhielt er den 1. Preis für ein Siegesdenkmal in Indianapolis. Der Preisverleihung folgte seine erste Reise in die Staaten.

Viel beachtet wurden seine Arbeiten am Kyffhäuser-Denkmal, 1890, zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal an der Porta Westfalica, 1896, am Deutschen Eck, 1897, und viele andere Projekte. Eine Verwandtschaft zu den Arbeiten von Richardson in USA ist wahrscheinlich.<sup>4)</sup>

Auf dem Friedrichplatz in Mannheim plante Schmitz mit dem Bildhauer Prof. Volz, Karlsruhe, das Denkmal für Großherzog Friedrich I. von Baden, er machte Vorschläge für die Arkadenhäuser, ein Reiss-Museum und den ‚Rosengarten‘.

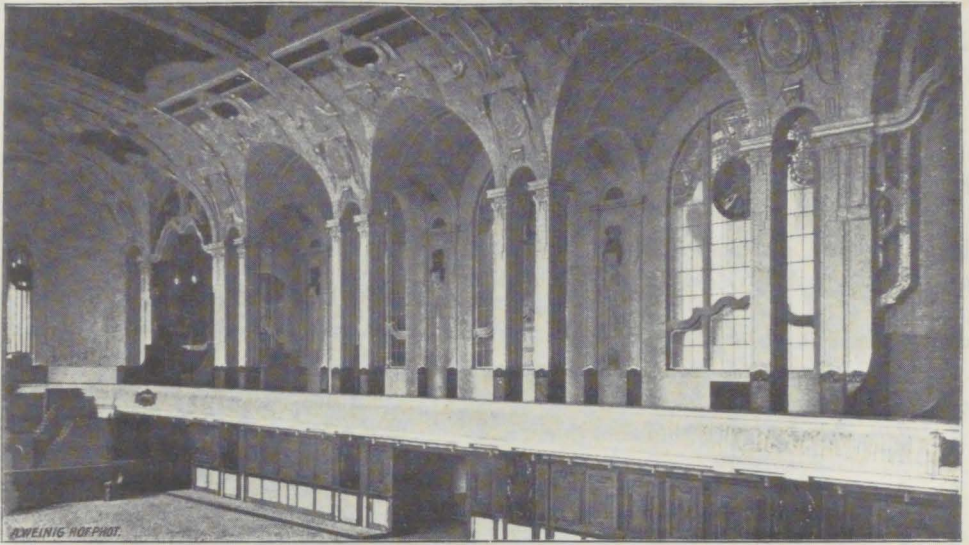
Dem Rosengarten-Bau verwandt ist z. B. das 1906 entstandene Weinhaus ‚Rheingold‘ in Berlin. Immer stärker beschäftigte sich Schmitz mit stadplanerischen Projekten. Auf den Vorschlägen für Mannheim aufbauend folgte der Stadt-Umbau für Charlottenburg, für Groß-Berlin und Düsseldorf. Alle diese Vorschläge zeigen schon titanenhafte Züge, die Realität scheint dem Zeichenstift hinderlich.

Dem ‚Rosengarten‘ ebenfalls sehr nahe steht die Planung für die Tonhalle in Zürich.

Es ist hier nicht der Ort, ein Werkverzeichnis von Bruno Schmitz vorzulegen, dennoch scheinen die genannten Bauten ein Dilemma anzudeuten.<sup>5)</sup> Schmitz als Architektur-Künstler des Jugendstils versuchte die Erlebniseinheit zu verwirklichen, die in zwei Welten sich bewegte: die reale Welt, die positivistisch lebte und handelte und das ‚ästhetische Nebenreich, in dem die Seele zu Hause war‘ (Hofstätter a.a.O. S. 38).

### Der Bau von 1903

Blickte man vom Wahrzeichen Mannheims — dem Wasserturm — nach den ‚Zirkel‘, den Bauten rundum, fiel dem Auge der ‚Rosengarten‘ als Baumasse nicht besonders auf. Der Architekt hatte einen Trick angewandt. Die nördliche Hälfte des Gebäudes lag gut einen Meter tiefer im Terrain. So wirkte der gewaltige Bau dezenter gegenüber den umliegenden Häusern. Denn immerhin erreichte der Komplex eine Länge von 144 m und eine Breite von 102 m, eine Firsthöhe von nahe 30 m, die Turmspitzen ragten über 35 m auf. Die Fläche von 4800 qm entsprach der eines mittleren Kaufhauses. Sie genügte damals, weil die diversen Funktionen ineinandergriffen. Dadurch, daß der Dachraum für die Säle mitgenutzt wurde, erschien der Bau innen größer als von außen gesehen. Dies war ein architektonisches Prinzip, das durch die neuen Verfahren der Beton-Konstruktion ermöglicht wurde, und kann ebenso bei den Hallenbädern jener Zeit beobachtet werden. Auf einem Basaltsockel steht das Gebäude ganz in Mainsandstein gearbeitet. Die zurücktretenden Wandfelder sind noch als in der ursprünglichen Planung vorgesehene Putzflächen zu erkennen. Stimmig zum rötlichen Sandstein hatte sich Schmitz eine Besonderheit für die Dachdeckung einfallen lassen. Die rundliegenden Unterziegel (Nonne) wurden rot getönt, die aufliegenden (Mönch) grün glasiert. Das ergab einen samtweichen, pastellfarbenen Rot-Grün-Ton.



Partie aus dem Konzertsaal  
Eine der reich inkrustierten Wände und der Decke des Konzertsaaes

Repro: J. L. Klinger

Die Südfront erhielt eine Terrasse, unter der die Vorhalle sich einfügt mit zwei reich geschmückten Portalen. Sowohl das Mozart- wie das Beethoventor zeigen die reiche Erfahrung des Denkmalspezialisten Schmitz. Beide Büsten sind halbreiefartig von einer Gruppe steinerner Chimären umgeben, die die ‚schmeichelnde‘ und die ‚packende‘ Musik symbolisieren. Unter den Gesimsen sind gewellte Profile angebracht, die gleich moderner Notation Tonsequenzen darstellen. Beethoven ist der Adler des Zeus beigegeben, der Psyche hilft, das Wasser des Lebens zu schöpfen.

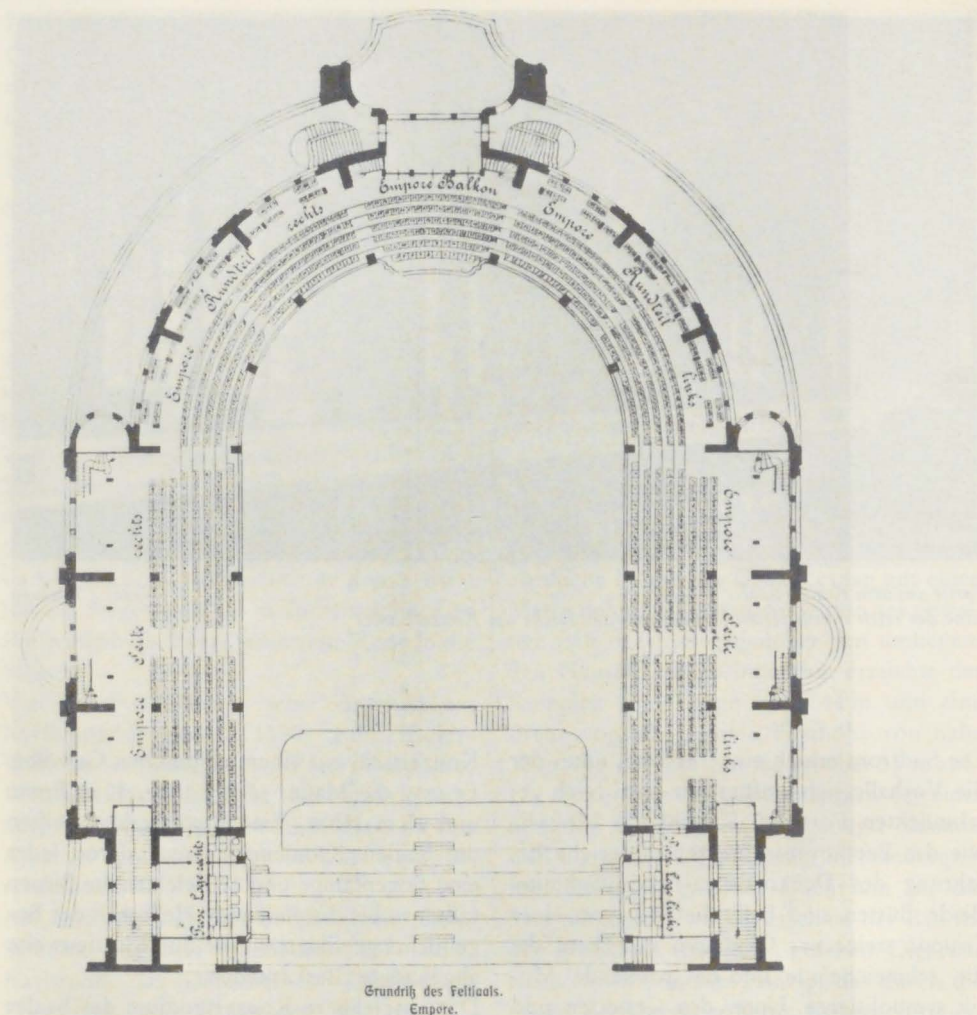
Die Eingangshalle mit üppiger Wanddekoration und Kassettendecke war dreischiffig, die Treppenträume nicht gerechnet. 40 Säulen von pantelischem Marmor mit Salacata-Einlagen trugen einen Raum, der 50 m lang, ca. 25 m breit und 5 m hoch war. Neuartig waren die rosettenförmigen Beleuchtungsanlagen aus Messingbronze an der Decke.

Über dem Eingangsbereich befand sich der

Konzertsaal mit einem elliptischen Gewölbe. Er trug die Maße: 45 m Länge, 30 m Breite und 15 m Höhe. Eine Besonderheit stellten die beiden Kronleuchter dar, deren jeder eine Bogenlampe und 130 elektrische Birnen faßte, wobei die gleißende Helligkeit des Bogenlichts gemildert wurde durch stufenweise abgehängte Glaskaskaden.

Das ausziehbare Konzertpodium des Saales faßte ca. 300 Sänger und 100 Orchestermusiker. An der entgegengesetzten Front war die Theaterbühne eingerichtet. Die Sitze der Zuhörer konnten mit einem Griff nach jener oder dieser Bühne hin gewendet werden. Über dem Orchesterpodium war die Orgel angebracht nach pneumatischem System, mit 3 Manualen und Pedal, 49 Registern, 2932 Pfeiffen, der Blasebalg wurde elektrisch betrieben. Dieser Saal bot maximal 1676 Gästen (inkl. 300 Stehplätze) Raum.

Hinter dem Sängerpodium wurde ein Versammlungssaal geplant, dessen Decke in einem Kettengewölbe gearbeitet war, seine



Grundriß des Festsaales. Die Empore des Festsaales

Repro: J. L. Klinger

Maße betragen 18,60 m auf 13,60 m. Kleinere Versammlungen, Bälle und Konzerte sollten hier stattfinden. Maximal 300 Sitzplätze konnte er bieten.

Hinter der Theaterfront lag das Foyer mit ca. 4 m × 10 m Grundfläche.

Die gewaltigen Dimensionen werden aber erst deutlich durch den Festsaal. Sein Geviert von 46 m schließt das Podium von ca. 2000 qm ein. 1570 Sitzplätze faßte er. 12 Pilaster und Säulen trugen die großen Flachbogentonnen. Auch hier war eine Orgel mit

Prospekt für klassische Konzerte eingefügt. Ein ausgeklügeltes System sorgte für Frischluft und Wärme, die Zufuhr war in Deckenfriesen untergebracht.

### Technikgeschichtliche Details

Von der produzierten Energie her gesehen handelt es sich beim ‚Rosengarten‘ um ein Teil-Block-Werk. Bei vollem Betrieb wurde aus dem öffentlichen Netz Elektrizität zusätzlich eingespeist. Die Bogenlampen außerhalb des Gebäudes und Glühlampen wurden mit 220 Volt – teilweise mit 120 Volt – betrieben. Insgesamt waren 60 Bogen- und 3000 Glühlampen in Aktion.

Für diesen Aufwand wurde eine Kraftstation gebaut, die pro Stunde 45 kW Gleichstrom lieferte, der umgeformt wurde. Für Licht und die Luftumtauscher waren 17 Motoren in Betrieb mit einer Leistung von 110 PS. Der Verbrauch bei normalem Betrieb betrug ca. 300 kW/Stunde. Die Heizung erfolgte als Dampflluftsysteem mit vier Niederdruckkesseln. Vier Ventilatoren von 2,5 m Durchmesser sorgten im Keller für die Umwälzung der Luft, wobei Ansaug- und Absaugvorgang umkehrbar eingebaut waren.

Allein der Festsaal benötigte 8 Bogenlampen und 1130 Glühlampen. Die Nacht sollte zum Tage gemacht werden, die Räume heller als die Sonne erstrahlen – durchaus ein zeitgemäßer Wunsch.

### Die musikalische Einweihung

Das Haus war gebaut. Es folgte ein musikalisches Szenarium über drei Tage hinweg (Ostern 1903, Sonntag d. 12. April bis Dienstag d. 14. April). Die Musiker-Namen, die dieses Fest gestalteten, wecken die Erinnerung an die talentiertesten Künstler jener Zeit. So waren u. a. angeboten:

Felix Mottel (Dirigent aus Karlsruhe),  
Emilie Herzog (Sopran aus Berlin),  
Bertha Morena (Sopran aus München),  
Jeanette Gumbacher-de-Jong (Sopran aus Berlin),

Ferruccio Busoni (Klavier aus Berlin),  
Carl Friedberg (Klavier aus Frankfurt a. M.),  
das Joachim-Quartett (J. Joachim, K. Halir,  
E. Wirth, R. Hausmann aus Berlin).

Aus den Orten der Kurpfalz wurde ein gemischter Chor von ca. 1000 Damen und Herren gebildet, deren Stimmgewalt dennoch das Haus widerstand, Armierung und Beton konnten diese Trompeten von Jericho nichts anhaben.

Die Programme der Aufführungen halten sich durchaus in konventionellem Rahmen. Alle aufgeführten Werke waren 1903 schon in den Kanon bürgerlichen Lebens eingebunden. (Beethoven, Schubert, Bach, Mozart, Haydn, Brahms, Wagner, Cornelius, Bruckner, Liszt.)

Einzig Hugo Wolfs Lieder wurden dem Publikum besonders anempfohlen. Sein Liedzyklus scheint dem damaligen Hörer noch nicht vertraut gewesen zu sein. Die glanzvollen Konzerte wurden aufgeteilt in ein Eröffnungskonzert unter der Leitung von W. Kähler, Hofkapellmeister in Mannheim – wobei die Orgel eingeweiht wurde von A. Hähnlein – und einen Kammermusikabend. Ostermontag-Nachmittag war ganz den Chören gewidmet, der 3. Tag einem weiteren Kammerkonzert.

Damit war das Gebäude seiner alltäglichen Nutzung überantwortet.

---

Für bauhistorische Hinweise danke ich meiner Frau E. K. Ungerer-Heuck, für die Reproduktionen der Fotos Frau I. L. Klinger. Mein Dank gilt auch Herrn Chr. Präger, der sich demnächst mit einer Arbeit über Bruno Schmitz vorstellen wird.

---

*Anmerkungen:*

<sup>1)</sup> Hans H. Hofstätter: Geschichte der europäischen Jugendstilmalerei, DuMont, Köln, 1965, S. 44 f.

<sup>2)</sup> Städtische Festhalle. Zur Weihe des Hauses. Musikfest Ostern 1903, Programmbuch. Mannheim, Bensheimer. Im Innentitel handschriftliche Signatur Felix Mottl. Der folgende Beitrag ist eine Zusammenfassung der Beiträge des Programmbuchs.

<sup>3)</sup> Über Bruno Schmitz: Deutsches Biografisches Jahrbuch. Stuttgart—Berlin—Leipzig 1925, Überleitungsband I, S. 259—262. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künste. Hrsg. H. Vollmer, Leipzig 1936, 33. Band S. 175. Zentralblatt der Bauverwaltung, 36, 1916, S. 257 f. Nachruf.

<sup>4)</sup> Henry Hobson Richardson 1838—1886, bei Henry-Russell Hitchcock, New York The Museum of Modern Art 1936.

<sup>5)</sup> Einige Bauten von Bruno Schmitz: Völkerschlachtdenkmal in Leipzig 1900—1913, Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Halle 1903, Bismarckdenkmal für Hamburg 1903, Palais Carl Stollwerk, Köln 1899—1900, Villa für Herm. Stollwerk, Köln 1903—1903, Deutsches Haus für die Weltausstellung in Saint Louis 1903—1904, Konzertpavillon im Kurpark zu Luzern 1908, Neue Synagoge in Berlin, Hôtel Imperial in Dresden 1885, Kantonale Bank St. Gallen 1885—1886, die Tonhalle in Zürich ist nach seinen Entwürfen verändert.

*„In Mannheim bin ich nur einmal gewesen, nur drei Tage. Aber ich habe in diesen drei Tagen mehr liebe Menschen gefunden, als oft in andern Städten in Wochen und Monaten . . .“*

Detlev von Liliencron

Alt-Rahlstadt bei Hamburg, den 17. August 1903



# Jsaak Jolly

Ein Vertreter des Mannheimer Geschlechts  
Präsident des badischen Justizministeriums

*Engelbert Strobel, Karlsruhe*

Nach dem Erlaß des Edikts von Nantes im Jahre 1685 begannen in Frankreich die Hugenotten in verstärktem Umfang ihre Heimat zu verlassen. Zu den Emigranten gehörte auch die Sippe der „Jollys“, die ursprünglich dem 80 Kilometer östlich von Paris liegenden Dorf St. Denis les Rebais en Brie entstammten und sich Ende des 17. Jahrhunderts in Mannheim niederließen.

Ein Vertreter des genannten Geschlechts, Jean Jolly, getauft 1744 in Mannheim, studierte in Heidelberg Philosophie und wurde 1764 Geistlicher der reformierten wallonischen Gemeinde in Frankenthal. Nach Mannheim zurückgekehrt, amtierte Jolly 1770—1778 als erster wallonischer Pfarrer in seiner Geburtsstadt.

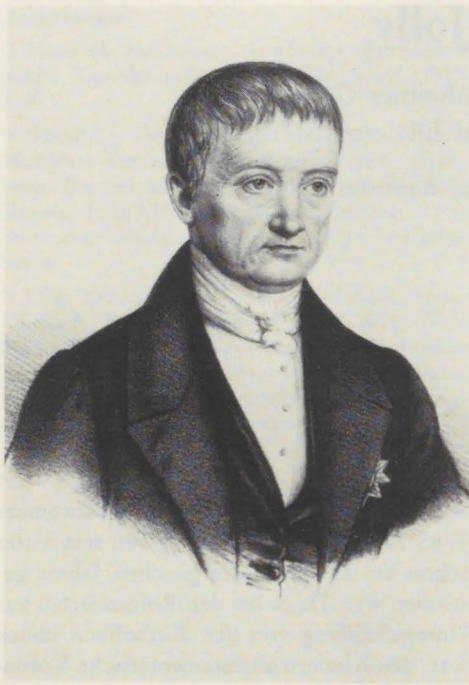
Da seine erste Ehefrau gestorben war, heiratete Jean Jolly 1773 die Mannheimerin Maria Philippine Calmé. Obwohl diese zweite Ehe nur knapp 12 Jahre dauerte, entsprangen der Verbindung 10 Kinder, von denen allerdings sieben in früher Jugend starben.

Von den drei Überlebenden wurde der 1780 geborene Bruder Ludwig später Bürgermeister bzw. Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, während die Schwester Charlotte Catherine, die 1782 das Licht der Welt erblickte, sich bereits 1797 mit dem Mannheimer Handelsmann Johann Daniel Keßler vermählte.

Als Jüngster wurde Jsaak am 12. November 1785 als Halbweise geboren, weil sein Vater schon am 29. März des gleichen Jahres gestorben war. Da es bei den Reformierten zur Unterscheidung von den Katholiken üblich war, den Kindern alttestamentarische Vornamen zu geben, benannte man den Jungen nach seinem Großvater Jsaak.

Dem Jüngling Jsaak Jolly, der in Mannheim eine höhere Schule besuchte, bestätigte am 10. April 1801 Professor Bürmann gute mathematische Kenntnisse. Dies war vorwiegend der Grund, warum Jolly zunächst 1803 in Heidelberg das Studium der Kameralwissenschaften aufnahm. Hierüber stellten ihm die Dozenten Semer, Suckow und Gatterer entsprechende Zeugnisse aus. Mit dem Jahreswechsel 1803/04 wandte er sich in Göttingen der Rechtswissenschaft zu, wie Testate der Professoren Sartorius, Meister und Martin bezeugten.

Als Professor Christoph Martin 1805 an die Universität Heidelberg berufen wurde, veranlaßte ihn dieser, wieder an diese Hochschule zurückzukehren. Hier legte Jolly im Jahre 1807 eine juristische Staatsprüfung ab, worauf er — auf Anraten seines Lehrers Martin — am 21. Dezember 1808 durch die badische Regierung zum Universitätssekretär in Heidelberg ernannt wurde.



*Jsaak Jolly (1785—1852)  
Präsident des Justizministeriums*

Da Jolly inzwischen am 5. September 1810 auch den Doktorhut erwarb, beförderten ihn seine Vorgesetzten unter Erhöhung seines Gehalts zum Universitätsamtmann. In dieser Funktion war er längere Zeit tätig, als er 1818 zusammen mit dem Stadtamtmann Wilhelm Hofmeister an das Hofgericht seiner Vaterstadt Mannheim versetzt wurde. Seine bisherige Heidelberger Arbeit wurde dabei dem Rechtspraktikanten Picot übertragen. Mit Rücksicht auf seine juristischen und mathematischen Fähigkeiten versetzte man Jsaak Jolly am 24. April 1819 zum Fiscalat beim Ministerium der Finanzen in Karlsruhe. Wegen der hier sich häufenden Reklamationen bildete die Regierung am 3. August 1820 eine dreiköpfige Kommission, der neben Jolly noch Staatsrat von Sensburg und der

Geheime Referendär Dühmig angehörten. Zur rechtlichen Klärung mancher Angelegenheiten wurde Jsaak Jolly Ende Januar 1821 verpflichtet, auch den entsprechenden Sitzungen der Oberrechnungskammer beizuwohnen.

Als im November 1821 eine zweite Sektion des Staatsministeriums unter Leitung des Ministers von Berkheim geschaffen wurde, gehörten den 13 Mitgliedern auch Jolly und Prälat Hebel an. Im gleichen Jahr überreichte man Jolly zum Studium den gedruckten Entwurf für das neue badische Kriminalgesetzbuch, an dessen Gestaltung er später mitwirkte.

Durch ein Reskript vom 17. Januar 1822 schuf man ein oberstes Justizdepartement, zu dem man am 2. November dieses Jahres auch Jsaak Jolly als Ministerialrat versetzte. Zugleich nahm er neben sieben weiteren Mitgliedern die Tätigkeit eines Regierungskommissärs bei den Verhandlungen im badischen Landtag wahr.

Da der arbeitsame Jolly neben der Beaufsichtigung von Bundestagsangelegenheiten, für die man eine eigene Geschäftsordnung erließ, auch am 25. Februar 1824 zum Mitglied der Gesetzgebungskommission ernannt wurde, entband man ihn auf Vorstellung des Staatsrates von Zyllnhardt am 12. Oktober 1824 von dieser Tätigkeit.

Jsaak Jolly, unterdessen am 29. Dezember 1825 zum Geheimen Referendär befördert, erhielt als Anerkennung für seine Arbeit bei der Regelung von Staatsschulden von Großherzog Ludwig eine Gratifikation von 200 Louisdors. Auch der hessische Großherzog belohnte ihn am 8. Mai 1827 mit der Überreichung einer Tabaksdose und weiteren 120 Louisdors, da er auch die Belange dieses Landes in den Auseinandersetzungen mit Bayern vertreten hatte.

Wegen seines mehrfach bewiesenen Verhandlungsgeschicks wurde Jolly am 7. Januar 1828 als Geheimer Legationsrat zum Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten versetzt.

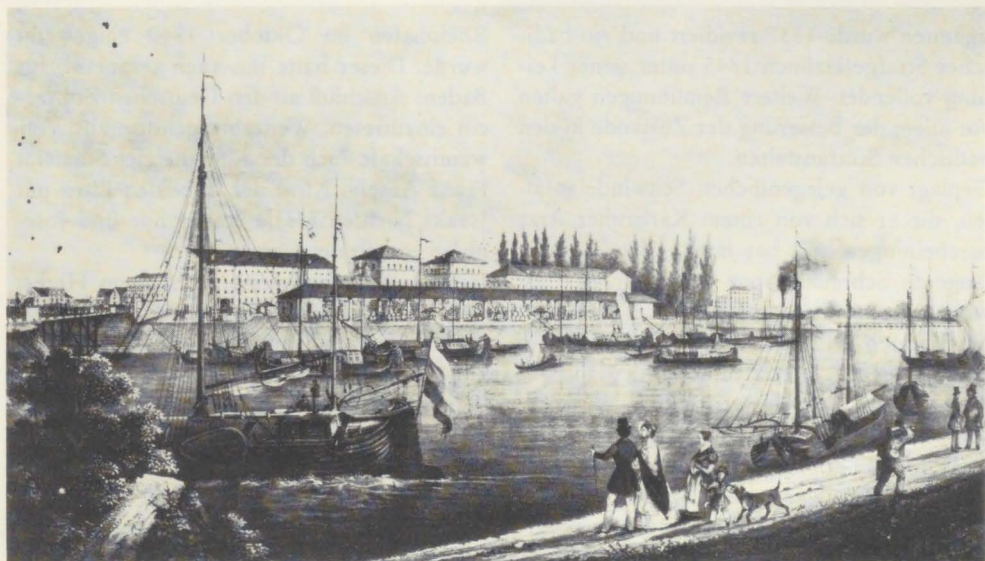
Hierbei übertrug man ihm am 6. August 1828 die Aufgabe, bei Verhinderung des Staatsministers an den Sitzungen des Ministeriums teilzunehmen. In Erweiterung dieser Zuständigkeiten erhielt Jolly — unterdessen zum Geheimen Rat befördert — am 10. April 1830 Sitz und Stimme im Staatsministerium. Da Isaak Jolly sich auch an der Ausarbeitung des Ehevertrags zwischen Markgraf Wilhelm Ludwig August und seiner württembergischen Verlobten beteiligte, bekam er am 14. November 1830 das Komthurkreuz des württembergischen Kronordens und außerdem eine Tabaksdose mit dem Chiffre des Königs. Der Markgraf hatte sich im Oktober 1830 in Stuttgart mit Elisabeth Alexandrine Constanze, Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, vermählt. Auch die badische Regierung sah sich zu einer Belohnung veranlaßt und ernannte am 8. Dezember 1830 Jolly unter Erhöhung seiner Bezüge zum Staatsrat.

Für seine Mitwirkung bei den Verhandlungen Badens zum Deutschen Zollverein ehrte ihn der preußische König Friedrich Wilhelm III. am 17. August 1835 mit der Verleihung des roten Adlerordens zweiter Klasse mit Stern. Hierdurch sah sich der Großherzog Ludwig II. von Hessen-Darmstadt bewogen, auch seinerseits am 8. Oktober des gleichen Jahres Jolly mit dem Kommandeurkreuz zweiter Klasse des Ludwigsordens auszuzeichnen.

Die höchste Stufe der Beamtenhierarchie erreichte Jsaak Jolly, als er als Nachfolger des pensionierten Daniel Gulat von Wellenburg am 29. Oktober 1835 zum Präsidenten des Justizministeriums ernannt wurde. Dabei nahm er zusätzlich auch die Arbeit eines Präsidenten der Gesetzgebungskommission wahr.

Die bewährte Regsamkeit von Jolly zeigte auch hier ihre Früchte. Die 1831 erlassene Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstrei-

*Freihafen von Mannheim, eröffnet 1840*





*Mannheim Anfang 19. Jahrhundert*

tigkeiten wurde 1837 revidiert und ein badisches Strafgesetzbuch 1845 unter seiner Leitung vollendet. Weitere Bemühungen galten vor allem der Besserung der Zustände in den badischen Strafanstalten.

Geplagt von gelegentlichen Schwindelanfällen, die er sich von einem Karlsruher Arzt bescheinigen ließ, bat Jsaak Jolly in einem längeren Schreiben vom 11. März 1847 sowohl den Großherzog Leopold als auch den Markgrafen Wilhelm um eine Versetzung in den Ruhestand. Dieser Bitte wurde dann mit Anfang April 1847 entsprochen.

Mit seiner Geburtsstadt Mannheim blieb Isaak Jolly in doppelter Hinsicht eng verbunden. Einmal war sein Bruder Ludwig 1836–1849 Leiter der dortigen Stadtverwaltung, unter dessen Amtstätigkeit der neue

Rheinhafen im Oktober 1840 eingeweiht wurde. Dieser hatte ihn auch veranlaßt, für Badens Anschluß an den Deutschen Zollverein einzutreten. Weiterhin gehörte zur Verwandtschaft auch der Mannheimer Staatsrat Franz Anselm Kirn, der in beiden Ehen mit Jsaaks Nichten Maria Kunigunde und Josephine verheiratet war.

Isaak Jolly selbst vermählte sich im Herbst 1824 mit Charlotte Loschge, der Tochter eines Erlanger Geheimrats. Dieser Verbindung entsproß — da seine Frau bereits 1832 starb — die einzige 1826 geborene Tochter Marie, die 1849 den Artillerieoffizier Karl Friedrich Daniel Bender heiratete.

Jolly sollte sich allerdings nicht mehr viele Jahre seines Ruhestandes erfreuen. Eine zunehmende Gehirnerweichung beendete

schon am 18. Oktober 1852 in Karlsruhe sein Leben. Sein Schwiegersohn Bender versteigerte durch den Karlsruher Notar Friedrich Katz am 20. und 21. Dezember 1852 die juristische Bibliothek des Verstorbenen, nachdem er zuvor in mehreren badischen Tageszeitungen — darunter auch im Mannheimer Journal — dies ankündigen ließ.

Ludwig Jolly, der ältere Bruder des Verewigten, dessen öffentliche Tätigkeit durch die Ereignisse des Jahres 1849 beendet wurde, starb am 8. Dezember 1853 in Mannheim. An ihn erinnert noch heute eine Straßenbenennung in der sogenannten Mannheimer Neckarstadt. Dessen Söhne Philipp (1809—1884) als späterer Münchener Physi-

ker und Julius (1823—1892) als badischer Staatsminister fanden in neuerer Zeit Aufnahme in die Neue Deutsche Biographie (Bd. 10, Jg. 1974).

---

Benützte Akten im Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe:  
76/3930—3933 und 206/1298.

*Literatur:*

F. v. Weech, Jsaak Jolly in Bad. Biographien I (1875) S. 425—426  
Florian Waldeck, Alte Mannheimer Familien I (Mannheim 1920)  
Frieda Knebel, geb. Jolly, Liste der Nachkommen des Jean Joly (Berlin 1937).

*umseitig:*

*Stückgutumschlag eines Mannheimer Handelsschiffes in ausländischem Hafen*



# Polen in Mannheim

## Die Geschichte einer Minderheit in der Rhein-Neckar-Metropole von 1900 bis zur Gegenwart

*Wolfgang Kromer und Stanislaus Stepien*

### 1. Mannheims Bevölkerung — ein Gemisch aus vielen Ländern

Die Bevölkerung jeder großen Stadt ist, manchmal mehr, manchmal weniger, ein buntes Gemisch von Menschen aus vielen Ländern. Das gilt im allgemeinen für die Gegenwart sicher mehr als für die Vergangenheit, und Mannheim bildet hier keine Ausnahme. So waren Ende 1980 von den 308 209 Einwohnern dieser Großstadt immerhin 42 881 Ausländer, das sind fast 14% der Bevölkerung.<sup>1)</sup> Sie wanderten aus vielen Ländern zu, vor allem aus der Türkei, aus Italien und Jugoslawien, aber auch aus Griechenland und Spanien.<sup>2)</sup> Dieser seit dem Jahre 1967 (von einigen kurzen Unterbrechungen abgesehen) steigende Anteil der ausländischen Bevölkerung<sup>3)</sup> läßt uns aber leicht übersehen, daß Mannheim schon in früheren Zeiten auf fremde Arbeitskräfte angewiesen war, im besonderen Maße seit seinem Aufstieg zur Großstadt Ende des 19. Jahrhunderts.

Im Kaiserreich, als nur wenige Städte und Industriegebiete „eine größere Anziehungskraft in die Ferne“ ausüben konnten<sup>4)</sup>, blieb der Anteil der Ausländer noch relativ bescheiden. Zwar veränderten die großen Zuwanderungen am Ende des 19. Jahrhunderts, die Mannheim allein in den wenigen Jahren zwischen 1896 und 1900 einen Wanderungsgewinn von 23 404 Personen brachten<sup>5)</sup>, und die bis 1900 insgesamt rund 85 000 Emigranten an den Rhein führten<sup>6)</sup>, die Bevölkerungszusammensetzung der ehemaligen

kurpfälzischen Residenzstadt beträchtlich. Auch die Zahl der Ausländer stieg vor allem zwischen 1890 und 1900 in starkem Maße, von 14,8 auf 27,2 pro 1000 Ortsanwesende.<sup>7)</sup> Vergleicht man aber diesen Wert von 1900 mit dem von 1980 (139 Ausländer pro 1000 Einwohner), fallen die Differenzen kraß ins Auge.

Trotzdem: Schon damals traten einzelne Ausländergruppen in ihrer relativen Stärke deutlich hervor, und schon damals konzentrierten sie sich in bestimmten Wohngebieten. Hierbei spielten die zugewanderten Polen eine nicht unwesentliche Rolle.

Im Kaiserreich war ihre Ansiedlung noch mehr oder weniger freiwillig gewesen. Die zweite Zuwanderungsperiode, die nun Tausende von Polen an den Rhein brachte, prägte dagegen der Zwang. Es war die Zeit des Nationalsozialismus, in der mehr als 6 Millionen Zwangsarbeiter aus besetzten Ländern in Landwirtschaft und Rüstungsindustrie eingesetzt wurden. Die Polen stellten unter diesen „Fremdarbeitern“, wie man sie nannte, die wichtigste Gruppe, auch in Mannheim. Ohne ihre Arbeitskraft wäre die immer mehr auf den Krieg ausgerichtete Wirtschaft dieser Stadt bald zusammengebrochen.

Diese vorerst zwei Hauptphasen polnischer Zuwanderung, zweifellos weit mehr als bloße Marginalien der neueren Geschichte Mannheims, haben in der Gegenwart wenig Spuren hinterlassen (über eine mögliche dritte Hauptphase läßt sich noch kaum etwas sagen). Befaßt man sich heute mit den in



*Mädchenheim der Jutespinnerei, um 1906*

Stadtarchiv Mannheim, Bildsammlung  
Aus der Sammlung Kirsch, Mannheim-Sandhofen

Mannheim lebenden Ausländern, wird man wohl kaum an die polnischen Zuwanderer aus der Zeit vor 1945 denken. Aber es gibt sie noch. Niemand weiß genau, wieviel es sind. Schätzungen schwanken zwischen 800 und 4000.<sup>8)</sup> Nach der Bevölkerungsstatistik waren insgesamt 1806 Polen am 30. September 1973 in Mannheim gemeldet (das sind 4,1% aller Ausländer), und sie stellten damit die sechstgrößte Ausländergruppe.<sup>9)</sup> Die meisten von ihnen brachte mittelbar oder unmittelbar der Zweite Weltkrieg nach Mannheim. Viele von ihnen sind nach rechtlichen Kategorien weder Polen noch Deutsche. Die Statistik nennt sie „heimatlose Ausländer“. 975 der 1093 Männer, 279 der 406 Frauen und 304 der 307 Kinder (= Personen unter 16 Jahren), insgesamt also 1558 von 1806 Polen, gehören zu dieser Gruppe.<sup>10)</sup> Mit ihrer Geschichte und der Geschichte ihrer Vorfahren werden sich die folgenden Ausführungen weiter beschäftigen.

## 2. Die erste Zuwanderungswelle der Polen vor dem Ersten Weltkrieg

Die besondere Tragik der polnischen Geschichte schon vor dem Ersten Weltkrieg macht es methodisch schwierig, die polnischen Zuwanderer nach Mannheim präzise zu erfassen, da ein selbständiger Staat Polen in der Statistik nicht erscheint. Erst die während der Kriegsjahre beginnende Neugründung Polens, die am 3. November 1918 mit der Proklamation der polnischen Republik endete, hob einen langwährenden Zustand der nationalen Unterdrückung, der mit der ersten Teilung Polens von 1772 begonnen hatte, für kurze Zeit auf. So gehörten bis 1918 ehemals polnische Gebiete sowohl zu Preußen wie zu Österreich-Ungarn, während „Kongreßpolen“ zur russischen Provinz herabsank.

Dies bedeutet aber für die Mannheimer Wanderungsstatistik, daß polnische Zuwanderer sowohl hinter den Binnenwanderern



aus den deutschen Ostprovinzen, aber auch hinter den Einwanderern aus der Donaumonarchie und dem Zarenreich verborgen sein können. Zuverlässige Informationen liegen aber nur darüber vor, daß die sog. russischen Zuwanderer größtenteils polnischer Abstammung gewesen sind.<sup>11)</sup> Die Gesamtzahl der ersten Wanderungsgruppe — 288 Personen nach dem Stand von 1900 — ist zwar auf den ersten Blick unbedeutend. Dies ändert sich aber, wenn man die Relativzahlen voranstellt. Nun kommen rund 7,5% aller Ausländer aus Russisch-Polen<sup>12)</sup>, und sie stellen nach den Zuwanderern aus Österreich, der Schweiz und Italien die viertstärkste Ausländergruppe.<sup>13)</sup> Nach groben Schätzungen soll dann die Gesamtzahl der polnischen Zuwanderer bis 1918 auf etwa 2000 Personen angewachsen sein.<sup>14)</sup>

Diese Emigranten konzentrierten sich primär in Sandhofen, das verwaltungsmäßig erst seit 1912 zu Mannheim gehörte. Besonders als Fabrikarbeiter und Tagelöhner suchten sie dort ihr Auskommen.<sup>15)</sup> So fuhren sie Tag für Tag mit der Fähre über den Altrhein zur Friesenheimer Insel, um für „billiges Geld . . . im Taglohn (zu) schaffen“.<sup>16)</sup> Vor allem aber fanden sie in der Spinnerei und Weberei der heute nicht mehr existierenden „Süddeutschen Juteindustrie Aktien-Gesellschaft“ auf dem Waldhof Arbeit und Wohnung. Dieser 1897 gegründete Betrieb beschäftigte nach der Jahrhundertwende neben 20 kaufmännischen und technischen Angestellten immerhin rund 1200 Arbeiter und Arbeiterinnen.<sup>17)</sup> Er bildete mit der Zellstoff-Fabrik Waldhof und der Papyrus-Aktiengesellschaft einen industriellen Komplex, der den einst landwirtschaftlich geprägten Norden Mannheims vollkommen umgestaltete. Das einstige Ökonomiegut Waldhof und das kleine Bauerndorf Sandhofen entwickelten sich zu Industriesiedlungen, die immer mehr Menschen anzogen und immer größere Flächen für sich beanspruchten. An den alten Ortskern von Sandhofen reihten sich bald die großen Wohnkolonien der Juteindustrie

(etwa 1300 Einwohner), der Papyrus-AG (fast 300 Einwohner) und der Zellstoff-Fabrik Waldhof (etwa 200 Einwohner), die meist von Ausländern bewohnt wurden.<sup>18)</sup> Hierzu gehörte auch ein großes Mädchenheim, in dem zahlreiche polnische Mädchen aus der Jutefabrik eine Bleibe fanden (siehe Abbildung 1).

Ein „Gewirr von Sprachen und Trachten“ hat Theodor Humpert vor dem Ersten Weltkrieg in diesen Siedlungen beobachtet, und neben Deutschen, Österreichern, Ungarn, Italienern, Schweizern und Amerikanern sind ihm auch „Russen“ aufgefallen.<sup>19)</sup> Über den Alltag dieser als „Russen“ bezeichneten Polen wissen wir heute nicht mehr allzu viel. Sicherlich gab es einige Vereine. Neben kirchlichen Organisationen (siehe Abschnitt „Kirche“) ist hier vor allem der Verein „Zgoda“ (Eintracht) zu nennen. Er wurde bereits 1903 gegründet und war der erste polnische Verein in Sandhofen. In seiner Blütezeit zählte er etwa 150 Mitglieder, wurde aber 1922 aufgelöst, als man in Bochum den „Bund der Polen“ als Dachverband aller Polen in Deutschland gründete. Sein Mannheimer Zweig ist 1939 ebenso verboten worden wie der 1907 gegründete Turnverein „Sokol“ (Falke). Ihm gehörten maximal 45 Mitglieder an, darunter 19 Aktive. Schließlich sei die 1918 von polnischen Arbeitern ins Leben gerufene Blaskapelle nicht vergessen, in der auch Tschechen und Deutsche eine Rolle spielten. Diese Vereine förderten nicht nur den landsmannschaftlichen Zusammenhalt, ihre Aktivitäten prägten auch die Freizeit. Darüber hinaus konnte man sonntags auf dem Rheindamm bei Sandhofen spazieren gehen, um Bekanntschaften zu schließen. Hier lag das sog. Heiratsparadies für die polnischen Männer aus der Juteindustrie.

Doch sind dies nicht mehr als einige Skizzen aus dem Alltag der polnischen Zuwanderer. Augenzeugen gibt es kaum noch; die allermeisten leben nicht mehr oder sind verschwunden.<sup>20)</sup> Nur hier und da taucht ein

einzelnes Schicksal in schriftlichen Quellen auf.

In den Akten des Polizeipräsidiums beispielsweise finden sich noch Einbürgerungsanträge und damit manche Hinweise auf das Leben des einen oder anderen polnischen Emigranten.<sup>21)</sup> Auch das Mannheimer Adreßbuch verzeichnet die Namen vieler polnischer Fabrikarbeiter und Tagelöhner, die sich in Sandhofen niederließen. Einige von ihnen wohnten in der dortigen Garnstraße und damit unweit des Spinnereibetriebes der Süddeutschen Juteindustrie. Aber es finden sich keine ausgesprochenen Konzentrationen, ganz im Gegensatz zu den italienischen Zuwanderern.<sup>22)</sup>

Die eigentliche Konzentrierung der Polen folgte erst später, und diese war dann ganz und gar unfreiwillig, und es gab kaum eine Chance, ihr zu entinnen. Damit sind wir beim traurigsten Kapitel in der Geschichte der Polen in Mannheim, sind in der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

### 3. Polnische Arbeitskräfte im Rhein-Neckar-Raum während des Zweiten Weltkriegs

Besonders nach dem Beginn des Rußlandfeldzuges häuften sich die Einberufungsbeehle zur deutschen Wehrmacht derart, daß es in den einzelnen Industriebetrieben zu Engpässen an Arbeitskräften kam. Einen gewissen Ausgleich leisteten zwar Kriegsgefangene aus allen Teilen Europas, ohne freilich den laufend ansteigenden wehrwirtschaftlichen Anforderungen zu genügen. Den nahezu fruchtlosen Werbekampagnen der Arbeitsämter im besetzten Osteuropa folgten schließlich regelrechte „Menschenjagden“, besonders im sog. Generalgouvernement.<sup>23)</sup> In der Praxis bedeutete dies, daß beispielsweise eine ganze Schule, d. h. die zum Unterricht anwesenden Schüler samt Lehrer, zum Arbeitseinsatz ins „Altreich“ abtransportiert wurde.<sup>24)</sup> „Menschenjagd“ kann aber auch das Verhaften der zum Sonntags-

gottesdienst anwesenden arbeitsfähigen Männer in einem polnischen Dorf heißen.<sup>25)</sup> Für den Rhein-Neckar-Raum läßt sich zur Situation ausländischer Arbeitskräfte, Kriegsgefangenen, KZ-Insassen und Zwangsarbeiter nur zu bestimmten Zeiten ein einheitliches Bild zeichnen, da Unterlagen und Daten aus jener Zeit oft aus gutem Grund fehlen oder vernichtet wurden. Aus einem Brief des Ernährungs- und Wirtschaftsamt Mannheim vom 13. März 1944 läßt sich betr. der Verpflegung von Kriegsgefangenen folgendes entnehmen:<sup>26)</sup>

1 905	franz. Kriegsgefangene	} Geltungsbereich der Ostarbeitervorschriften
1 378	ital. Kriegsgefangene	
210	poln. Kriegsgefangene	
1 402	poln. Zwangsarbeiter	
225	russ. Zwangsarbeiter	
1 060	KZ-Insassen, Ma-Sandhofen	
6 180	Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und KZ-Insassen	
7 520	andere Ausländer	
13 700	Ausländer insgesamt	
141 685	einheimische Wohnbevölkerung (Stand: 6. März 1944)	
8,8 %	Ausländeranteil	

Aus den wenigen genannten Schlüsselwerten ist unschwer zu erkennen, welche Bedeutung Ausländern in der deutschen Rüstungswirtschaft zugekommen ist. Hinzu kommt — und das macht für die einzelnen Betriebe besonders den sogenannten „Ostarbeiter“ interessant — die durch die Ostarbeitervorschriften bedingte rechtliche Schlechterstellung derselben.<sup>27)</sup> Für die Mannheimer Industriebetriebe kann nach einem Berechnungsmodus von Stork (1971)<sup>28)</sup> ein Realgewinn von 120 000,— RM pro Woche geltend gemacht werden, d. h. dieser Betrag wäre nicht erwirtschaftet worden, hätte man statt der „Ostarbeiter“ einheimische Arbeitskräfte einsetzen

müssen. In Anbetracht dieser Größenordnungen verwundert es kaum, wenn sich die einzelnen Betriebe in großem Umfang um „Ostarbeiter“ bemühten. Nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand waren praktisch in jeder größeren Mannheimer Firma „Ostarbeiter“ beschäftigt. Schwerpunktmäßig gilt dies besonders für: BBC (324), Daimler Benz (261), Bopp & Reuther (214), Heinrich Lanz AG (546), MWM (121), Strelbelwerk (142) und die Rheinauer Fabriken (421). Landwirtschaftliche Betriebe im Stadtgebiet Mannheim beschäftigten im gleichen Zeitraum 195 „Ostarbeiter“. Eine gewisse Sonderstellung kommt bei der Betrachtung von Zwangsarbeitern in Mannheim den 1428 Polen der sogenannten „Soforthilfe“ in der K5-Schule zu. Deren Funktion war es, nach Fliegerangriffen Bombenschäden rasch zu beseitigen, und: wenn in den Wirtschaftsbetrieben der Stadt Not am Mann war, dort auszuhelfen.<sup>29)</sup> Aus Interviews mit gegenwärtig noch lebenden Personen, die seinerzeit in der „Soforthilfe“ gearbeitet hatten, wissen wir, daß diese Arbeit im Vergleich zu anderen nicht unattraktiv war.<sup>30)</sup> Praktisch waren die Mitglieder der „Soforthilfe“ im ganzen Stadtgebiet eingesetzt und somit Informationsquellen für andere Zwangsarbeiter. So muß sich unter den Zwangsarbeitern rasch die Kunde über ein „Arbeitslager“ in Ma-Sandhofen verbreitet haben.<sup>31)</sup>

Bei der Betrachtung der Situation von Kriegsgefangenen und Ostarbeitern in der Region Mannheim kann nicht an der Existenz der KL-Außenstelle Natzweiler in Ma-Sandhofen vorbeigegangen werden. Der aus dem Bewußtsein der Einheimischen weitgehend verdrängte Bestand eines Konzentrationslagers in Mannheim hatte auf dem Höhepunkt seines Daseins immerhin 1060 Insassen, die bei Daimler-Benz (Luzenberg) beschäftigt waren und sich aus Widerstandskämpfern des Warschauer Aufstandes zusammensetzten (nicht etwa Juden!).<sup>32)</sup> Die Bewachung unterstand dem I. Wachsturmbann des KL-Natzweiler, 3. Kompanie SS

Hauptsturmführer Waldmann.<sup>33)</sup> Zeitweilig — und diese Angabe geht aus einer Arbeit von Schmitt<sup>34)</sup> hervor — sollen auch Luftwafengehörige mit der Bewachung der KZ-Insassen betraut gewesen sein. Neben allem mit Worten kaum beschreibbaren Tragik, die dem sogenannten „Schutzhäftling“ zuteil wurde, mögen zwei Vorkommnisse besonders herausgestellt sein:

Am 4. Januar 1945 kommt es unter einem Baum bei der Friedrichschule zu einer mehr oder weniger öffentlichen Hinrichtung eines gewissen Marian Krainskis wegen angeblicher Sabotage. Nach Schmitt war die Bevölkerung besonders erregt, weil dieser Vorgang selbst Kindern nicht verschlossen blieb.<sup>35)</sup> In diesem Zusammenhang ist folgen-

### Zum Dokument

Zeugnis über eine verkürzte Handwerker Ausbildung beim „Labor Service“ in Mannheim-Käfertal in englischer und polnischer Sprache aus dem Jahre 1946  
Sammlung Stepien, Mannheim

Polska Szkoła Kierowców i Mechaników Samochodowych przy 3<sup>o</sup> Armii Amerykańskiej  
3rd Army Polish Driving and Auto-Mechanics School  
Mannheim-Käfertal

## ŚWIADECTWO

ukończenia kursu kierowców samochodowych

Certificate

Termination of Driver Training Course

ukończony dwumiesięczny kurs kierowców samochodowych teoretycznie następuje stopniem z porównywalnych przedmiotów:  
has successfully completed a two month driver training course with the following results in the different subjects:

TEORIA: Budowa silnika Theoretical: Engine construction	bardzo dobry	very good
Budowa podwozia Chassis construction	dobry	good
Instalacja elektryczna Electrical equipment	dobry	good
Budowa i obsługi trucków 1/4 ton, 1/2 ton, 2 1/2 ton 1 1/2 ton, 1 1/2 ton, and 2 1/2 ton truck construction and operation	dostateczny	sufficient
Ustawianie niemieckiej i konserwacja Trouble shooting and vehicle maintenance	dobry	good
Przepisy ruchu drogowego Road rules and traffic operation for drivers	dobry	good
Język angielski w zakresie potrzeb kierowcy English for Polish drivers	dobry	good
JAZDA PRAKTYCZNA Practical vehicle operation	dostateczny	sufficient
WYNIK OGÓLNY: Overall result:	dostateczny	sufficient

Uzyskał pozwolenie na prowadzenie: Samochodów ciężarowych i autobusów  
He has passed the motor vehicle operation permit for passenger vehicles and trucks

Mannheim, dnia 2 listopada - November 1946.

Kierownik działu teoretycznego Szkoły:  
Chief Instructor - Theory Dept.

*W. K. K.*

Kierownik działu praktycznego Szkoły:  
Chief Instructor - Practical Work Dept.

*A. K.*

Dowódca kompanii szkolnej,  
Training Company Commander

*Amich*

Polski Oficer Kierowców  
Polish Driver Officer

*Amich*

Amerykański Dowódca Oddziału

*Jack H. Borek*

Major, C.A.C.  
Commanding

der Sachverhalt von Bedeutung: Im Lager selbst soll es zahlreiche Todesfälle gegeben haben, deren Ursachen höchst zweifelhaft sind. Fest steht, daß auf dem Mannheimer Hauptfriedhof mindestens 21 Gräber un- zweideutig mit Ma-Sandhofen in Verbin- dung zu bringen sind.<sup>36)</sup>

Bezüglich der Todesfälle weiß man heute be- sonders durch die Untersuchungen von Vor- länder<sup>37)</sup>, daß viele Häftlinge nicht in Mann- heim, sondern in oder auf dem Transport nach Vaihingen (Enz) verstorben sind. Am 23. Dezember 1944 wird von einem Trans- port von offenbar an Fleckfieber erkrankten (200) Häftlingen nach Vaihingen (Enz) be- richtet, die — so Vorländer — weiter nach Bergen-Belsen verschleppt wurden. Dort ver- liert sich ihre Spur.<sup>38)</sup> Über die Auflösung des Lagers gibt es keine genauen Angaben; durch amerikanische Truppen wurde es nicht befreit, sondern vor der Einnahme der Stadt am 29. März 1945 evakuiert. Was Evakuie- rung vor dem Hintergrund des nahenden Zusammenbruchs bedeuten konnte, ist aus Berichten anderer Baden-Württembergischer KL-Außenlager hinreichend bekannt.

Gegen Kriegsende machte der damalige Oberbürgermeister Renninger auf die große Gefahr einer wachsenden Ausländerzahl auf- merksam. Tatsächlich gab es — so Salm — eine Art Widerstandsbewegung unter den Zwangsarbeitern.<sup>39)</sup> Ein gewisser Grigoriew soll dabei eine tragende Rolle gespielt haben. Allerdings dürfte diese Widerstandszelle einen anderen Sinn gehabt haben, als sich nach Kriegsende an der Zivilbevölkerung zu rä- chen. Insgesamt gesehen gibt es keinen Hin- weis, daß es unmittelbar nach Kriegsende Ausschreitungen gegen die Zivilbevölkerung gab. Selbst Schrader spricht in seinen Erinne- rungen nur von der großen Gefahr, die von den Zwangsarbeitern ausgegangen sei.<sup>40)</sup> An- dererseits wird durch ehemalige Zwangsar- beiter selbst berichtet, sie seien bei der Über- gabe der Stadt gar nicht in Mannheim gewe-

sen, sondern wären Tage vorher in den Odenwald in Marsch gesetzt worden.<sup>41)</sup>

Ein beredtes Zeugnis vom Vorhandensein polnischer Zwangsarbeiter während des II. Weltkrieges in Mannheim ist gegenwärtig noch auf dem Hauptfriedhof der Stadt ein- zusehen. Insgesamt lassen sich 149 Tote aus der Zwangsarbeiterära nachweisen, deren Gräber heute als Kriegsgräber geführt wer- den. Bezüglich der Todesdaten findet man in etwa 50% der Fälle Übereinstimmungen mit den schweren Bombenangriffen auf Mann- heim. Bedenklich stimmt aber auch die son- stig hohe Mortalitätsrate unter den Zwangs- arbeitern ganz allgemein. Bei den Zwangsar- beitern handelte es sich um durchweg jün- gere, d. h. arbeitsfähige Jahrgänge.

Im Überblick treten Polen in Mannheim während des II. Weltkrieges fast ausschließ- lich unter der Rubrik „Zwangsarbeiter“ der Rüstungswirtschaft in Erscheinung. Gemes- sen an der Gesamtzahl der sogenannten „Ostarbeiter“ bilden sie im Jahr 1944 ein- deutig eine Mehrheit, besonders wenn man die KZ-Insassen in Ma-Sandhofen hinzu- rechnet. Im Sinne dessen, was in NS-Vorstel- lungen Mensch ist und was nicht, bilden jene tragischen Existenzen das Schlußlicht, d. h. ihnen war die Qualität „Mensch“ abgespro- chen worden. Immerhin gab es für Zwangs- arbeiter eine codifizierte Regelung, die selbst bei strikter Anwendung nicht unbedingt exi- stenzbedrohlich war.<sup>42)</sup> Für KZ-Insassen war der Sachverhalt, „Schutzhäftling“ zu sein — dies gilt sicher für das Jahr 1944 —, auf jeden Fall existenzbedrohend.

Leider ist die persönliche Tragödie dieser Menschen in keinem der recht spärlichen Be- richte nachzulesen. Fragt man die gegenwärtig noch ansässigen ehemaligen Zwangsar- beiter nach jener Zeit, so haben sie immer noch Angst, darüber zu berichten; fragt man die Einheimischen danach, gewinnt man den Eindruck, sie sind in ihrer Ruhe gestört.

#### 4. Nach der Befreiung

Für den ausländischen Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und Verschleppten bedeutete das Kriegsende nicht unbedingt Befreiung von allem Üblen, sondern sehr oft persönliche Desorientierung.<sup>43)</sup> Entgegen der damals gängigen Meinung, das „Displaced Persons Problem“ würde sich binnen Jahresfrist lösen lassen, war eine starke Minderheit ehemaliger Ostverschleppter an einer Rückführung in die Heimat nicht interessiert. Die Ursachen sind — bezogen auf die einzelnen Volksgruppen — keineswegs einheitlich zu werten. Mit einiger Sicherheit zeichnen jedoch politische Veränderungen in Osteuropa für das Ausharren ehemaliger Verschleppter im „Westen“ verantwortlich.

Bereits 1943 wurde auf der Konferenz von Atlantic City der Menschen gedacht, die nach einem Sieg über Hitlerdeutschland von den Alliierten befreit würden. Die UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) wurde mit der Rückführung von etwa 9 Mill. Verschleppter beauftragt. Als die UNRRA am 31. Dezember 1946 aufgelöst wurde, konnte diese Organisation auf die Rückführung von nahezu 8 Mill. Menschen zurückblicken.<sup>44)</sup> Aufgrund der immer noch zahlreich vorhandenen Displaced Persons in Deutschland nahm — gewissermaßen als Nachfolgeorganisation der UNRRA — zuerst die PCIRO (Preparatory Committee) am 15. 12. 46 und dann am 10. 9. 48 die IRO (International Refugee Organization) ihren Dienst auf.<sup>45)</sup> Aufgabe dieser Organisation war es — anders als bei der UNRRA —, Flüchtlinge zu betreuen und, wenn möglich, ein Auswanderungsland für ehemalige Verschleppte zu finden.<sup>46)</sup> Am 30. Juni 1950 betreute die IRO in Deutschland immer noch 232 557 DP's, die meist weder repatriierbar noch „auswanderungsfähig“ waren.<sup>46)</sup>

Die Schwierigkeiten der Eingliederung und Ansiedelung dieses Personenkreises müssen u. a. im Kontext mit dem deutschen Flüchtlingsproblem gesehen werden. Primär be-

schäftigte sich die nur spärlich vorhandene Administration natürlich mit der Eingliederung vertriebener Reichs- und Volksdeutscher. Dieser Tatbestand begünstigte die Bereitschaft der DP's, sich in Nationalkomitees zu organisieren. In praxi bedeutete dies vor allem, anstehende Probleme in Selbstverwaltung zu lösen. Daß dieser Tatbestand aus heutiger Sicht gelegentlich wunderliche Blüten trieb, mögen einige Zahlen belegen: So waren in der britischen Zone nicht weniger als 41,7% der beschäftigten DP's damit befaßt, sich selbst zu verwalten.<sup>48)</sup> Andererseits, das ist auch verständlich, konnte ehemaligen Verschleppten so bald nach Kriegsende kein deutscher Arbeitgeber zugemutet werden. Was den DP's in jener Zeit also blieb, waren die zahlreichen Unterstützungsdienste bei den alliierten Militärbehörden, um diese „... für ihre eigentliche Aufgabe freizumachen“<sup>49)</sup>.

#### 5. „Labor Service“ — regionales Sammelbeken der Polen nach 1945

Die neuerliche Akkumulation von Menschen polnischer Nationalität steht im engen Zusammenhang mit dem Sitz der 7. US-Army in Heidelberg. Bedürfnisstrukturen militärischer Logistik verlangten sehr bald nach Kriegsende ein gut ausgebautes Netz von Stützpunkten, das im Krisenfall nur eines geringen Aktivierungspotentials bedurfte. Nach dem Stand der Erkenntnisse ist die frühe Existenz dieses Stützpunktsystems vor allem der Arbeit ehemaliger Verschleppter zu verdanken. Daß die Polen dabei eine herausragende Rolle spielten, erklärt sich durch die Zahlenverhältnisse.

Bereits um die Jahreswende 1945/46 gründeten sich erste LS-Kompanien im Raum Mannheim—Heidelberg. Der Mannheimer Hafen (Hafen I, II, III) und Mannheim-Käfertal sind dabei als Schwerpunkte zu bezeichnen.<sup>50)</sup> Begründer der Arbeits- und Bewachungskompanien waren der inzwischen verstorbene LS-Colonel Franciszek Sobolta

und ein heute in Großbritannien lebender gewisser Juliusz Filipkowski.<sup>51</sup>

### 5.1 Exkurs

Neben der Bedeutsamkeit der Beschäftigungsfrage der DPs muß auch das kulturelle Leben berücksichtigt werden, welches sich vollkommen losgelöst von der Einheimischenkultur abspielte. Organisatorischer Rahmen des kulturellen Lebens bildeten die jeweiligen Nationalkomitees.<sup>52</sup> Anders als beispielsweise im zeitgenössischen Schrifttum behauptet, war es nicht primärer Sinn dieser Aktivitäten, nationale Kulturgüter zu bewahren, sondern zunächst einmal durch entsprechende Bildungseinrichtungen eine neue Führungselite zu schaffen, und die war nach Lage der Dinge bitter notwendig. So gelang es — meist auf internationaler Grundlage — einen Schulbetrieb einzurichten. 1948 soll es in Bayern nicht weniger als 50 DP-Gymnasien gegeben haben.<sup>53</sup> In Pinneberg, München, Ravensburg, Eßlingen und Ludwigsburg war man sogar dazu übergegangen, Universitäten einzurichten. Den kommunikativen Überbau des kulturellen Lebens bildete nebst den verschiedenen Bildungseinrichtungen ein relativ gut ausgebautes Pressensetz. Die Auflagen erreichten 1954 immerhin die Millionengrenze.<sup>54</sup>

Besonders das kulturelle Leben der DPs konnte sich im Grunde nur so entwickeln, weil den deutschen Ländern in DP-Angelegenheiten nach 1945 alle Gesetzesbefugnisse entzogen waren. Mit gutem Grund! Erst am 10. April 1949 wurde das Besatzungsstatut insofern geändert, als daß deutschen Gesetzgebungsorganen — auch in DP-Angelegenheiten — erweiterte Befugnisse eingeräumt wurden. Allerdings durfte kein Rechtssatz Anwendung finden, der den internationalen Flüchtling schlechter stellte als den Einheimischen.<sup>55</sup> Gegenwärtig beschäftigt alliierte Organe die Rechtspflege bezüglich ehemaliger DPs nicht mehr; sie sind bis auf wenige Ausnahmen in das deutsche Rechtssystem integriert.

## 5. Weiterführung

Organisationszentrum der Polen in Mannheim war das sogenannte Kosciuszkocamp in Mannheim-Käfertal. Zunächst galt es, die Vielzahl der Menschen, denen eine Emigration nach Übersee versagt blieb, auf ihre zukünftigen Aufgaben im „Labor Service“ vorzubereiten, d. h. nebst allgemeiner Bildung auch fachliche Qualifikation zu vermitteln.

### Situation im Schulbereich 1954<sup>56</sup>)

Kursart	Personen	(%)	Kurszahl
Elementarkurse	455	49,2	18
Allgemeinbildung	357	38,6	9
Analphabeten	55	6,0	9
Gymnasialkurs	57	6,2	4
	924	100	40

Während die allgemeinbildenden Kurse durch langjährige Lageraufenthalte hervorgerufene Defizite abbauten, qualifizierten praxisorientierte Kurse vor allem hinsichtlich einer Arbeitsaufnahme im „Labor Service“. Aus dem Schrifttum ist zu entnehmen, daß dieses Bildungssystem bis Mitte der fünfziger Jahre seitens der DPs in Anspruch genommen war.<sup>57</sup>)

Inhaltlich stellen sich die Kurse beruflicher Bildung als eine — im traditionellen Sinne — verkürzte Handwerker Ausbildung vor. Zeugnisse (Certificates) weisen nebst fachlichem Training auch auf die Rubrik „englische Sprache“ hin, also eine unerläßliche Kenntnis im „Labor Service“. Ausgebildet wurde je nach Kursart zwischen drei und sechs Monaten.

Bezüglich der Heranbildung von Fachkräften war in Mannheim-Käfertal etwa bis ins Jahr 1954 ein Gymnasialkurs eingerichtet (Center 6952). Das Abitur konnte in Mann-

heim allerdings nicht abgelegt werden. Unterstützt wurde der Schulbetrieb vor allem durch den raschen Aufbau dezentraler Bibliotheken, d. h. jede LS-Kompanie hatte ihre Bücherei. Im Jahr 1954 konnte immerhin auf einen Gesamtbestand von 19 639 Exemplaren verwiesen werden.<sup>58)</sup>

Ein anderes schulisches Engagement wendete sich an die Nachkommen der in Mannheim verbliebenen Polen. Ein gewisser Pawel Jasiek war nahezu unermüdlich daran, Kindern aus „gemischten Ehen“ Kenntnisse der polnischen Sprache zu vermitteln. Für die Jahre 1955–1957 werden in Mannheim noch 100 Interessenten an polnischem Sprachunterricht angegeben.<sup>59)</sup> Mit zunehmendem Abstand zu den Nachkriegswirren ging auch das Interesse an der polnischen Sprache verloren. Im Jahr 1974 fanden die letzten Polnischkurse im Saal der polnischen Kultusgemeinde in D6 statt. Begründbar ist dieses Phänomen vor allem damit, daß sich die Nachkommen aus DP-Familien mehr und mehr der Einheimischengesellschaft zuwandten und zu den kulturellen Bezugspunkten der Eltern den Kontakt verloren. Die Tradition der Polnischkurse in Mannheim ist aber dadurch nicht abgerissen. In jüngster Zeit bietet der polnische Verein ZGODA wieder Unterricht in der polnischen Sprache an. Der Teilnehmerkreis dürfte sich hinsichtlich der Struktur der Lerner aber verändert haben.

Eng verknüpft mit Kursen, Schule und Ausbildung ist die Frage der Alimentierung von Einrichtung und Teilnehmer. Bereits im Jahr 1946 wurde der sogenannte Guard Welfare Fund geschaffen, der im wesentlichen mit der Sammlung, Verwaltung und Verteilung von Spendengeldern betraut war. Eine Bilanz zum 31. Dezember 1979 ergab eine Spendensumme von insgesamt 3 933 100,— DM. Leider blieb auch der GWF 1948 von den Auswirkungen der Währungsreform nicht verschont, weil ein beträchtlicher Anteil seines Spendenvermögens in Reichsmark angelegt war (10,— RM  $\cong$  1,— DM).<sup>60)</sup> Betrachtet man die Spendenverteilung, so lassen sich

zwei Schwerpunkte lokalisieren: Zum einen wurden polnischstämmige Studenten und exiluniversitäre Einrichtungen massiv unterstützt, zum andern war auf das Erscheinen einer Zeitung größten Wert gelegt worden. Als dritter Komplex tritt noch die Rubrik „Soziales“ hervor. Dies ist damit zu erklären, daß beispielsweise die Rentenansprüche invalider LS-Angestellter bis in die sechziger Jahre hinein minimal waren. Als hervorragendes Beispiel zur Vergabe von Mitteln darf neben dem Komplex „Soziales“ die Unterstützung des Bildungswesens gelten. Wie schon an anderer Stelle bemerkt, lag den Auslandspolen sehr an der Schaffung einer neuen Elite, die besonders im Kreis studierwilliger Nachkommen vermutet wurde. Stellvertretend möge hier das Beispiel eines polnischstämmigen Maschinenbaustudenten angeführt sein, der von 1969 bis 1974 eine technische Universität besuchte: Zur Förderung durch das sogenannte Honnefer Modell (ca. 360,— DM) bezuschufte der GWF den Studenten mit zusätzlich 80,— DM pro Monat. An der Gesamtförderleistung von 440,— DM war also der GWF mit 19% beteiligt. Diese Förderleistung ist unter dem Gesichtspunkt rückläufiger Einnahmen — besonders nach 1970 — bemerkenswert.

Aus heutiger Sicht läßt sich der Mitteleinsatz im Ertragssinne nur schwer qualifizieren. Sicher scheint, daß sich eine Minderheit von Polen und polnischstämmigen Nachfahren mittels des GWF persönlich qualifizieren konnte. Ob dies aber gleichzeitig ein Zugewinn für die polnische Kultusgemeinde in Mannheim war, kann nicht beantwortet werden.

Der inzwischen verstorbene Prälat Juliusz Janusz — er galt als spiritus rector der polnischen Kultusgemeinde — war im Jahr 1974 sichtlich erregt, als er von einem der Verfasser auf Mittelvergaben zugunsten polnischstämmiger Jugendlicher angesprochen wurde. Sinngemäß: „... bis ins Jahr 1969 wurden für Jugendliche polnischer Herkunft etwa ein Betrag von 40 000,— DM aufge-

wendet, ohne daß sich auch nur eine Jugendgruppe gegründet hätte.“ Die Gelder wurden im wesentlichen für Reisen nach Italien und Frankreich ausgegeben, u. a. mit dem Ziel, unter polnischstämmigen Jugendlichen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu schaffen. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit unter Jugendlichen polnischer Herkunft darf in der Tat als unterentwickelt gelten. Während sich beispielsweise die Eltern ihrer marginalen Stellung unter den Einheimischen bewußt waren, erschien die Integrationskraft der Einheimischengesellschaft offenbar so groß, daß sich die Zugehörigkeitsfrage für den DP-Nachkommen kaum stellte. Angebote der polnischen Kultusgemeinde wurden so gesehen vor allem unter dem Aspekt „Freizeitvergnügen“ wahrgenommen; der tiefere Sinn seitens der Organisatoren wurde kaum verstanden.<sup>61)</sup> Dieser Sachverhalt trifft im Grunde auch für die in Mannheim ansässigen polnischen Vereine zu. Alle organisierten Gruppen sind hinsichtlich ihrer Mitglieder gegenwärtig stark überaltert. Es stellt sich somit die Frage, ob diese Gruppierungen je für DP-Nachkommen offen waren.

## 6. Organisationsformen der polnischen Minorität im Rhein-Neckar-Raum

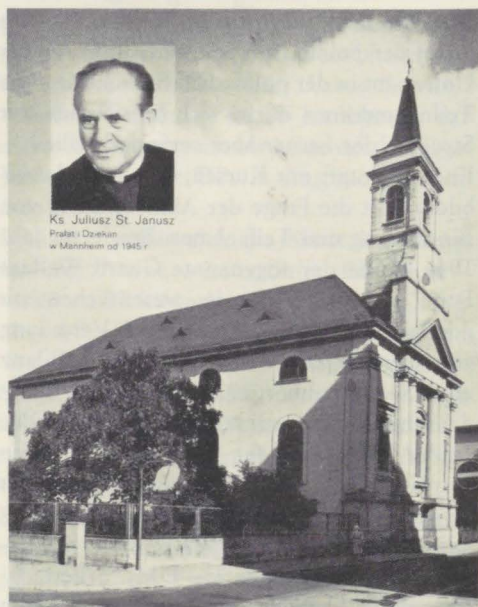
Bald nach Kriegsende entwickelt sich das private Vereinswesen außerhalb des LS nur zögernd. Um so mehr schloß man sich im Rahmen der jeweiligen Volksgruppe zur Interessenswahrung zusammen, d. h. es wurden Nationalkomitees gegründet. Man bedenke in diesem Zusammenhang, daß die politische Problematik „Osteuropa“ keineswegs als gelöst galt. Nicht selten bildete sich das Konfliktspektrum der jeweiligen Herkunftsnationen in den Minoritätengruppen des Auslands ab. Im „Schonraum“ Lager führten besonders konfliktbefrachtete Themen — und Politik galt als solch eines — zu kaum kontrollierbaren Aktivitäten.<sup>62)</sup> Speziell für Polen war das auseinanderdriftende

Interesse dadurch bedingt, weil einerseits in London nach wie vor die polnische Exilregierung installiert war, andererseits waren in Polen längst die Würfel zugunsten des sogenannten „Lubliner Komitees“ gefallen. Im Vakuum weitgehender politischer Desorientierung bildete eine „dritte nationale Kraft“ — die katholische Kirche — eine gewisse Klammerfunktion, d. h. über politische Gegensätze hinweg traf man sich zum gemeinsamen Gottesdienst.<sup>63)</sup>

### 6.1 Exkurs: Polnische Kirche im Rhein-Neckar-Raum

Polens Geschichte und Kultur ist bis in die Gegenwart hinein untrennbar mit der katholischen Kirche verbunden. Sie war jene Klammer, die eine in vielen Perioden staatenlose Nation zusammenhielt und ihre Identität bewahrte. Es kann deshalb kaum verwundern, daß auch Mannheims Polen in

*Die Bürgerspitalkirche in Mannheim*  
Bildsammlung Stepien, Mannheim





der Religion die Kraft suchten, die ihnen in der Fremde Halt geben konnte. Zwar besaßen sie als Minderheit vor dem Ende des II. Weltkriegs keine eigene Kultusgemeinde, aber es fand sich doch in Landolin Kiefer (1867–1936), dem Pfarrer der St. Franziskuskirche in Mannheim-Waldhof, ein Mann, der die Polen sogar in ihrer Muttersprache betreuen konnte.<sup>64)</sup> Erst die Zeit nach dem II. Weltkrieg brachte den Polen eine eigene Kirchengemeinde, die im September 1975 mit großem Prunk ihr dreißigjähriges Jubiläum feiern konnte.<sup>65)</sup>

Ebenfalls 1945 begann auch Prälat Juliusz Janusz als LS-Geistlicher mit seiner Tätigkeit, d. h. mit der seelsorgerischen Betreuung der Polen im Rhein-Neckar-Raum. Darüber hinaus ist Mannheim seit dem ersten April 1979 offizieller Sitz der „Polnischen Katholischen Mission“, als deren Leiter Kanonikus Kazimierz Latawiec fungiert. Diese Seelsorgestelle betreut alle polnischen Katholiken im nördlichen Teil des Erzbistums Freiburg i. Breisgau.<sup>66)</sup>

Die vielfältigen Aktivitäten der Mannheimer Polengemeinde können hier nur skizzenhaft angedeutet werden. Religiöses Zentrum der polnischen Kultusgemeinde ist die katholische Bürgerspitalkirche im Quadrat E 6 neben dem Rathaus, ein kleiner schlichter klassizistischer Bau aus den Jahren 1786 bis 1788, der im II. Weltkrieg ausbrannte und in der alten Form wiedererstand. Daneben spielt auch Mannheims bedeutendster Kirchenbau, die barocke Jesuitenkirche, eine wichtige Rolle, steht doch hier der Altar des heiligen Stanislaus Kosta, der Polens Schutzpatron ist. In der Spitalkirche hingegen befindet sich eine Kopie des religiösen Nationalheiligtums Polens, die berühmte „Schwarze Madonna von Częstochowa“, die jedes Jahr zum Prozessionsziel der Mannheimer Polen wird. Dies ist zweifellos der Höhepunkt in den kirchlichen Aktivitäten, zu dem man auch schon den in Rom residierenden Delegaten des polnischen Primas für die Seelsorge im Ausland bittet.<sup>67)</sup> Der

stets mit der Hymne „Boze cos Polsce“ endende feierliche Akt sieht auch die polnischen Kirchenchöre im Einsatz. Der seit 1951 wieder existierende Pfarrchor „Echo“ wurde bereits 1910 ins Leben gerufen.<sup>68)</sup> Bis zu seiner vorübergehenden Auflösung bei Ausbruch des II. Weltkrieges umfaßte er 30 bis 35 Mitglieder; sein erster Leiter war ein Tscheche gewesen.<sup>69)</sup> Unter den kirchlichen Organisationen spielte vor dem Krieg auch der sogenannte Rosenkranzverein eine wichtige Rolle. Man weiß heute nur noch, daß er von Niederbronner Schwestern geleitet wurde, religiöse Gebräuche pflegte und sich aus polnischen Mädchen aus der Jutefabrik und der Papyrusindustrie zusammensetzte. Die Mädchen sollen im Mädchenheim der Juteindustrie in Sandhofen gewohnt haben. Eine Besonderheit unter den kirchlichen Aktivitäten der Polen in Deutschland stellte das Kinderheim „Marianum“ in der pfälzischen Siedlung Carlsberg dar.<sup>70)</sup> Es entstand aus einer Initiative von 18 polnischen Priestern aus Deutschland und Frankreich und sollte vor allem für jene Kinder bestimmt sein, die aus Verbindungen zwischen Einheimischen und heimatlosen Ausländern — also Polen — hervorgingen. Diese Kinder sind als „Sozialwaisen“ einzustufen, d. h. ihre Väter oder Mütter sind teilweise verschwunden oder gänzlich unbekannt. Sie fanden in Carlsberg bis zum 18. Lebensjahr eine Heimstatt, wo sie auch in der polnischen Sprache unterrichtet wurden. Der eigentliche Schulunterricht fand aber an der deutschen Volksschule in Carlsberg statt. Ein Teil der Kinder konnte wegen guter Leistungen die Realschule besuchen, ein anderer Teil wegen vorhandener Sozialisationsdefizite leider nur die Sonderschule.

Dieses Waisenhaus — ein ehemaliger Bauernhof — wurde 1954 durch den als Rechtsperson fungierenden deutschen Caritasverband mit polnischen und amerikanischen Spendengeldern für 22 000,— DM gekauft und nach entsprechenden Um- und Neubauten 1956 eröffnet.<sup>71)</sup> Für die Betreuer — ein Hausgeist-

licher und polnische Schwestern aus den USA vom Orden des St. Felix à Cantalicio — entstand 1957/58 unter der Mitwirkung des „Labor Service“ eine neue Unterkunft mit Kapelle sowie ein Wirtschaftsgebäude mit Garagen, Viehställen, einer Werkstatt und weiteren Räumen für das Personal. Mit dem 1960/61 ausgeführten Erweiterungsbau, der einschließlich Einrichtung rund 215 000,— DM kostete, konnte das Aufnahmevermögen verdoppelt werden. Man brauchte nicht nur Platz für die ständig in Carlsberg wohnenden Waisenkinder, sondern auch Raum für die wachsende Zahl polnischstämmiger Jugendlichen, die in Carlsberg ihre Ferien verbrachten. Zwar halfen bei der Finanzierung wiederum die polnische Kirchengemeinde Mannheim und die Amerikaner, die neben Baumaschinen auch Arbeitskräfte zur Verfügung stellten — eben Einheiten des „Labor Service“ —, trotzdem blieb eine Finanzlücke von 40 000,— DM erhalten. Hinzu kam der laufende Unterhalt des Kinderheims. Auch hier war man auf den stetigen Zufluß von Spenden angewiesen<sup>72)</sup>, da die Zuwendungen der Jugendämter bei weitem nicht ausreichten. Was noch hinzukam: Die Ursprungsbauten, besonders die Baracken, verfielen zusehends. Aber auch die eigentliche Zielsetzung des Waisenhauses schien im Laufe der Zeit in Frage gestellt. Von den zuletzt in Carlsberg untergebrachten Kindern — 23 Kinder nach dem Stand vom Juni 1978 — waren nur noch fünf aus Verbindungen mit Polen hervorgegangen. All diese Schwierigkeiten zusammen bedingten die Schließung des Waisenhauses im Oktober 1981.

## 6. Weiterführung

Ganz allgemein sorgten unter den Polen in den deutschen Westzonen zum einen unglückliche politische Konstellationen in der Heimat und zum anderen ein unbefriedigendes Lagerleben im Westen für eine Auswanderungssehnsucht (nach Übersee) in nie ge-

kanntem Ausmaß. Alleine in der überschaubaren Region Mannheim wanderten zwischen 1948 und 1952 9434 Polen nach Übersee aus.<sup>73)</sup> Der reale Wert dürfte allerdings noch höher liegen, da beispielsweise nicht alle Polen von der IRO erfaßt waren bzw. nicht alle im LSO gearbeitet hatten.<sup>74)</sup> Neu zum absolut negativen Wanderungssaldo kamen meist Polen aus der britischen Zone, da dort LS-ähnliche Organisationen bereits 1950 in ihrer alten Form aufgelöst wurden. Viele der aus Norddeutschland zugewanderten Polen hatten aber Zwangsarbeit und langjährigen Lageraufenthalt nie kennengelernt, da sie meist der sogenannten Andersgruppe oder dem Korps des Generals Maczek angehörten.<sup>75)</sup> Sie hatten das Trauma des Rechtlosen nie erlebt und kamen infolgedessen mit einem anderen Selbstverständnis in die Gruppe ehemaliger Lagerinsassen hinein.

Schließlich ist bei Betrachtungen des auslandspolnischen Vereinswesens im lokalen Bereich noch die Gruppe der alten Polen aus Sandhofen beachtenswert. Obwohl die Jutearbeiter aus Sandhofen nach heutigem Verständnis als teilassimiliert galten — sie hatten in nicht geringem Maße unter deutschen Fahnen Wehrdienst geleistet —, muß man sie zur Gesamtgruppe der Polen hinzurechnen, da sie bald nach Kriegsende mit den Polen des „Kosciuszkocamps“ in Käfertal auf der Vereinsebene kooperierten.<sup>76)</sup>

Insgesamt gesehen spaltet sich die Gruppe der Auslandspolen auf regionaler Ebene in mehrere Fraktionen auf, die im Grunde das Spektrum der extremen Rechten bis hin zur Linken abdecken. Wo sich das Einzelindividuum plaziert, hängt in den meisten Fällen mit dem konkreten Beschäftigungsverhältnis oder mit der biographischen Herkunft zusammen. In Anbetracht des heraufziehenden „kalten Krieges“ ist begreiflich, welche Fraktion seitens der Westalliierten großzügige Unterstützung genoß.<sup>77)</sup>

## 6.2 Das polnische Vereinswesen

Bereits 1946 konnte an die Tradition polnischer Vereine in der Diaspora angeknüpft werden. Nach Angaben von Pawel Jasiak wurde der Verein „Bund der Polen in Deutschland“ am 5. Februar 1946 wieder ins Leben gerufen. Er existierte seit 1923 in Mannheim-Sandhofen und war während des II. Weltkrieges verboten.<sup>78)</sup> Eine gewisse Stabilität wurde diesem Verein dadurch vermittelt, daß die „alten“ Mannheimer Polen — also die aus Sandhofen — an einer Auswanderung nach Übersee nicht interessiert waren.

Das Entstehen anderer Vereine hängt mit der nach und nach voranschreitenden Auflösung der Nationalkomitees und mit der nachlassenden Auswanderung zusammen. Der Pole, der etwa 1953 noch in Mannheim war, ist nach allem, was heute bekannt ist, auch geblieben. Dieses Phänomen einer sich stabilisierenden landsmannschaftlichen Gruppe beflügelte in der Folgezeit die Vereinsbildung.<sup>79)</sup> Neben dem schon existenten Bund der Polen gründete sich 1953 in Mannheim der „Verband polnischer Flüchtlinge in Deutschland e. V.“ und ein Gesangsverein „Echo“ (1951). Daneben — aus gegenwärtiger Sicht sicher ein Kuriosum — entstand 1951 eine „Polnische Volkspartei Wirkungskreis Mannheim e. V.“, die momentan (1981) immerhin noch 23 Mitglieder haben soll.<sup>80)</sup>

Welche Ziele verfolgten nun die einzelnen Vereine? Trotz aller von internationaler Seite gewährten Hilfe war die Not unter den Polen in Westdeutschland groß. Vorhandene Vereine und nicht zuletzt die polnische Kirche konnten, wenn auch nur unzureichende materielle, so doch emotionale Unterstützung bieten. Folglich ist auch in den Satzungen der einzelnen Vereine immer der Passus: „... Hilfe an Landsleute“ enthalten. Man muß dies alles, will man dem auslandspolnischen Vereinswesen gerecht werden, unter dem Aspekt des Zeitgeschehens in Deutschland sehen. Die Deutschen hatten ihr eigenes

Flüchtlingsproblem und zudem kaum freie Ressourcen, die man Ausländern zur Verfügung stellen konnte. So gesehen leisteten die Vereine besonders in der Nachkriegszeit eine vorzügliche Arbeit.

Erhebungen von Harmsen (1953) weisen jeden 5. „heimatlosen Ausländer“ als erwerbsunfähig aus. Auf der regionalen Ebene zählt dieselbe Untersuchung 155 Personen, die im psychiatrischen Landeskrankenhaus Wiesloch wegen geistiger Störungen behandelt werden.<sup>81)</sup> Andere Berichte wollen besonders in den frühen fünfziger Jahren von einer hohen Selbstmordquote unter ehemaligen polnischen DPs wissen.<sup>82)</sup>

Das Bild des Dramas entwurzelter Menschen bleibt ohne den Hinweis auf zwei Phänomene sicher unvollständig: 1953 findet der große Auswandererstrom polnischer DPs seinen Abschluß; die IRO hat ihre Arbeit zu diesem Zeitpunkt eingestellt.<sup>83)</sup> Wer in Deutschland zurückblieb, war in den meisten Fällen nicht „auswanderungsfähig“. Unter Auswanderungsfähigkeit subsumierte sich zunächst einmal ein Personenkreis, der aufgrund seiner Ausbildung in den zukünftigen Wirtsnationen gebraucht wurde. Er durfte als DP nicht kriminell geworden sein, sollte nicht zu alt oder zu jung sein, sollte lesen und schreiben können und mit Einheimischen in keiner Ehe oder eheähnlichen Beziehungen leben. Kurzum: Die Gruppe der jetzt heimatlosen Ausländer wurde durch die entsprechende Auswanderungspolitik der USA, Kanadas und Australiens ihrer fähigsten Köpfe beraubt. Die als schwach geltende Interessensvertretung gegenüber einheimischer Administration läßt sich fraglos auf diesen Selektionsprozeß in der Auswanderungsphase zurückführen.

Das zweite Phänomen ist im Grunde mit den Hierarchieverhältnissen im „Labor Service“ assoziiert. Der Gegensatz zwischen sogenannten OFLAG- und STALAG-Leuten setzt sich im „Labor Service“, also bei der Arbeit, fort.<sup>84)</sup> Es gab immer eine scharfe Abgrenzung zwischen „LS-Oberen“ und dem

einfachen Beschäftigten. Nach allem, was bis heute bekanntgeworden ist, hat sich das LS-Führungspersonal gut in der Wirtsnation Bundesrepublik assimiliert. Träger marginaler Rollen sind hingegen die in den unteren Rängen beschäftigten Personen, es sei denn, sie haben ihren Arbeitsplatz im „Labor Service“ frühzeitig gekündigt und in der einheimischen Industrie Auskommen gefunden. Bedauerlich ist, daß die Kategorisierung von Landsleuten in nicht geringem Maß von der religiösen Spitze mitgetragen wurde. Erklären läßt sich dieser Tatbestand durch Tradition: Mindestens in der Gründerzeit war der „Labor Service“ eine quasi-militärische Truppe mit Offizieren und Mannschaften. Für ehemalige Soldaten der 1939 untergegangenen polnischen Armee war der Offizier aber eine außerordentliche Persönlichkeit, der Respekt zu zollen war. Dieses Denken setzte sich unter den Rahmenbedingungen, wie sie der „Labor Service“ bot, ganz natürlich fort.

Erstaunlicherweise findet man in der Vereinswelt der Auslandspolen gegenwärtig die eben besprochene hierarchische Ordnung nicht. Mögen „Eliten“ auch den Anstoß zur einen oder anderen Vereinsgründung gegeben haben, in den derzeitigen Vorständen sind sie absolut unterrepräsentiert.

Die letzte dramatisch zu nennende Bewegung im polnischen Vereinswesen der Region Rhein-Neckar fällt mit der Deutsch-Polnischen Verständigung etwa nach 1969 zusammen. Auf regionaler Ebene geschieht bis dato Unerwartetes. Es bilden sich Gruppen, die mit Volkspolen in gutem Einvernehmen stehen und von vorneherein eine Sogwirkung auf die polnische Minderheit ausüben.<sup>85)</sup> Erklären läßt sich dieses Phänomen mit dem Wunsch vieler Polen, ihre Heimat noch einmal zu sehen. Mitglieder des 1970 gegründeten Vereins ZGODA konnten ohne große Schwierigkeiten zu einem verbilligten Tagesumtauschsatz nach Polen einreisen. Man bedenke, daß es für die westdeutsche Minorität der Polen bis 1970 nur sehr schwer

möglich war, überhaupt in die VRP einzureisen. Wichtig ist bei der Betrachtung der Neubelebung des auslandspolnischen Vereinswesens auch, daß diese Gruppierungen auch den Kontakt zur einheimischen Vereinswelt suchten. Als gelungen darf in diesem Zusammenhang die Ausschwaizausstellung im DGB-Haus Mannheim 1978 angesehen werden.

Insgesamt lassen sich also zwei größere Strömungen im polnischen Vereinswesen in der Region Rhein-Neckar klassifizieren: Die eine findet ihren Ursprung in den Nationalkomitees der unmittelbaren Nachkriegszeit. Sie richtete sich in den Grundzügen gegen ein real existierendes Volkspolen (im politischen Sinne) und pflegte kaum Verbindung dorthin. Allerdings muß nach Lage der Dinge bestritten werden, daß diese Gruppierung an die Vorkriegstradition polnischer Vereine in Mannheim anknüpft. Dem Namen nach sicher, aber den Mehrheitsverhältnissen in den einzelnen Vereinen nach gab es keinen Zweifel, daß die „alten“ Mannheimer Polen dort nur Minderheiten waren. Zudem waren sie, anders als die sich lautstark artikulierenden DP's, an Zurückhaltung und Vorsicht gegenüber der ehemaligen NS-Verwaltung gewöhnt.

Etwas anders stellt sich die Situation der relativ neuen Vereine dar. Es handelt sich dabei um Gruppierungen, die auf Bundesebene bereits sehr früh den Kontakt zu Volkspolen fanden, in Mannheim aber erst 1970 von sich reden machten.<sup>86)</sup> Die Mitglieder — es handelt sich dabei oft um Personen, die kaum mit dem LS zu tun hatten — haben sich im Grunde mit nicht umkehrbaren Entwicklungen in ihrer Heimat abgefunden, und dies erleichtert die Bindung.

Vielleicht sollte an dieser Stelle noch ein Wort über die regional vorhandene polnisch-katholische Kirche gesagt werden. Die religiöse Kultusgemeinde präferierte zu allen Zeiten ganz eindeutig die erste der vorgestellten Gruppierungen, und dies hat bei einem Personenkreis, der religiösen Gebräuchen ohne-

hin nahesteht, sein nicht unterschätzbares Gewicht.

## 7. Epilog

Zieht man ein kurzes Resümee, fragt man, was aus den nach Mannheim gekommenen Polen geworden ist, wird sich keine einfache Antwort finden lassen. Sicherlich: Viele haben ihr Herkommen abgestreift, haben sich mit Einheimischen verbunden, sind den Weg der Assimilierung gegangen. An ihre Geschichte erinnert häufig nur noch der Familienname, und die Kinder dieser ehemaligen Polen beherrschen nicht einmal mehr in Resten ihre einstige Muttersprache. Andere wiederum hängen noch an ihrer Herkunft und fördern ihren Zusammenhalt in der Kirche und den polnischen Vereinen. Sie fühlen als Polen, sind aber doch in die Verhältnisse ihrer neuen Heimat weitgehend integriert. Anders hingegen die dritte Gruppe: Hierzu gehören vor allem die ledigen Mitglieder des „Labor Service“, die zum Teil noch in Kasernen leben. Der häufige und dann in der polnischen Sprache geführte Kontakt allein mit ihresgleichen hat nicht nur dazu geführt, daß selbst heute noch Deutsch und Englisch nur unvollkommen beherrscht werden.<sup>87)</sup> Die Folge ist auch eine weitgehende Isolierung. In die polnische Heimat kann oder will man nicht zurückkehren, in die „neue“ Umwelt kann oder will man sich nicht integrieren. Das Schicksal der vierten Gruppe schließlich hat noch kaum Konturen gewonnen: Jene Tausende von Polen, die während der polnischen Krise der Gegenwart in die Bundesrepublik strömen. Viele kommen zwar als Touristen, um durch Arbeit Devisen zu verdienen. Im Jahre 1980 waren es rund 283 000, 1981 dürften es vielleicht 400 000 geworden sein.<sup>88)</sup> Aber es ist möglich, daß viele nicht mehr in ihre Heimat zurückwollen oder -können, vor allem nach Ausrufung des Kriegsrechts im Dezember 1981. Es ist wahrscheinlich, daß dann die schon in der Bundesrepublik ansässigen ehemaligen Lands-

leute zur Anlaufstelle werden. Ist dies der Fall, dann wird auch Mannheim wieder zum Wanderungsziel der Polen.

---

### Anmerkungen

1) Zusammengestellt und berechnet nach Daten in: Statistische Berichte. Hrsg. vom Amt für Stadtentwicklung und Statistik der Stadt Mannheim. Jahreskurzbericht 1980.

2) Quelle: Ausländer in Mannheim. Eine Auswahl statistischer Daten. Hrsg. von der Stadt Mannheim. Nr. 2/1978, S. 21/22.

3) Das Bevölkerungsgeschehen 1978 in Mannheim, S. 2. Beilage zu: Statistische Berichte. Hrsg. vom Statistischen Amt der Stadt Mannheim. Monatsbericht Oktober 1978.

4) Brückner, N.: Die Entwicklung der großstädtischen Bevölkerung im Gebiete des Deutschen Reichs, in: Allgemeines Statistisches Archiv 1/1890, S. 620.

5) Quelle: Lee, J. J.: Aspects of Urbanization and Economic Development in Germany 1815–1914, in: Towns in Societies, ed. by Philip Abrams and E. A. Wrigley, Cambridge/London/New York/Melbourne 1978, Tab. 1 auf S. 286.

6) Quelle: Schott, Sigmund: Die Gebürtigkeit der Mannheimer Bevölkerung, Mannheim 1905, S. 2 (= Beiträge zur Statistik der Stadt Mannheim, Nr. 14, Erste Abteilung).

7) Quelle: Ebenda, S. 5.

8) Der niedrige Wert findet sich bei: Bülow, Angelika von: Im Zentrum der Gemeinde steht die katholische Kirche, in: Mannheimer Morgen v. 13. Mai 1981, S. 21. Den hohen Wert nennt: Görlich, Joachim Georg: Klein-Warschau in Mannheim, in: Deutscher Ostdienst, Bonn, Nr. 2 vom 19. Januar 1978, S. 4; ebenfalls abgedruckt in: Deutsche Tagespost, Würzburg, v. 24. 1. 1978.

9) Quelle: Mannheim. Statistisches Jahrbuch 1970–1973. Hrsg. vom Statistischen Amt der Stadt Mannheim, Mannheim (1974), S. 142.

10) Quelle: Ebenda.

11) Siehe: Mannheim seit der Gründung des Reiches 1871–1907. Im Auftrage des Stadtrates dargestellt vom Statistischen Amt, Mannheim 1907, S. 182 (= Mannheim in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. III). Vgl. ebenso Schott, a.a.O., S. 4.

12) Berechnet nach den Angaben bei Schott, a.a.O., S. 4.

13) Siehe ebenda, S. 4.

14) Protokoll eines Interviews mit Anton J., Mannheim-Sandhofen, vom 19. November 1981. Handschr., Mannheim 1981, S. 2.

- <sup>15)</sup> Ermittelt nach Angaben in: Mannheimer Adreß-Buch, 79. Jg. (1914), Abschnitt Sandhofen, S. 954 ff.
- <sup>16)</sup> Humpert, Theodor: Im Banne der Großstadt. Ein badisch-pfälzisches Heimatbuch. Bühl (Baden) 1918, S. 18.
- <sup>17)</sup> Quelle: Mannheim seit der Gründung des Reiches, a.a.O., S. 349.
- <sup>18)</sup> Nach Humpert, a.a.O., S. 20.
- <sup>19)</sup> Ebenda, S. 20.
- <sup>20)</sup> Eine Ausnahme ist der schon erwähnte Anton J. (geb. 1892) aus der Jutefabrik, dessen protokollierte Erinnerungen hier verwendet wurden.
- <sup>21)</sup> Siehe die Einbürgerungsakten des Polizeipräsidiums Mannheim im Mannheimer Stadtarchiv.
- <sup>22)</sup> Siehe Mannheimer Adreß-Buch, a.a.O., S. 954 ff.
- <sup>23)</sup> Siehe Broszat, Martin: Nationalsozialistische Polenpolitik, Stuttgart 1961, S. 107.
- <sup>24)</sup> Documenta Occupationis IX, Poznan 1975, S. 198.
- <sup>25)</sup> Protokoll eines Interviews mit Herrn Z. vom 29. Sept. 1981.
- <sup>26)</sup> Quelle: Brief des Ernährungs- und Wirtschaftsamt Mannheim vom 13. März 1944, Betr.: Verpflegung von Kriegsgefangenen. Stadtarchiv Mannheim.
- <sup>27)</sup> Saukel, Ostarbeitervorschriften „Merkblatt No. 1“, Berlin 1942, S. 103—133.
- <sup>28)</sup> Stork, Erwin: Die Bedeutung ausländischer Arbeitskräfte für die deutsche Wirtschaft während des II. Weltkriegs, Dipl.-Arbeit Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Prof. Dr. Kirchgässner, Universität Mannheim, 1971.
- <sup>29)</sup> Protokoll eines Interviews mit Herrn P. vom 21. Januar 1981.
- <sup>30)</sup> Ebenda.
- <sup>31)</sup> Gemeint ist die KZ-Außenstelle Mannheim-Sandhofen.
- <sup>32)</sup> Vorländer, Herwart: NS-Konzentrationslager im Dienste der totalen Kriegführung, untersucht an sieben württembergischen Außenkommandos des KL-Natzweiler, Stuttgart 1978.
- <sup>33)</sup> Hierzu wurde am 26. Sept. 1944 ein „Sonderbefehl Natzweiler“ erlassen. Siehe ebenda.
- <sup>34)</sup> Schmitt, Angelika: Die Geschichte des KL Mannheim-Sandhofen. Unveröffentlichte Zulassungsarbeit zur 1. Prüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, Ludwigsburg 1976.
- <sup>35)</sup> Siehe ebenda.
- <sup>36)</sup> Gemeint ist die Kriegsgräberanlage auf dem Mannheimer Hauptfriedhof.
- <sup>37)</sup> Vgl. Vorländer, a.a.O.
- <sup>38)</sup> Siehe ebenda.
- <sup>39)</sup> Salm, Fritz: Im Schatten des Henkers, Frankfurt 1979.
- <sup>40)</sup> Schrader, Friedrich: Erinnerungen an die Einnahme der Stadt Mannheim durch US-Truppen im Frühjahr 1945, Mannheim 1952, S. 9 (Photokopie, Stadtarchiv Mannheim).
- <sup>41)</sup> Interview mit Herrn P., a.a.O.
- <sup>42)</sup> Die Ostarbeitervorschriften beuteten den Gefangenen nur aus. An seiner physischen Vernichtung bestand zunächst kein Interesse.
- <sup>43)</sup> Protokoll eines Interviews mit Frau N. vom 21. Juni 1981. Frau N., an verantwortlicher Stelle tätig gewesen, weiß von einer hohen Suizidziffer unter DPs zu berichten. Ähnliche Hinweise in: Der Spiegel, Nr. 50/1980, S. 104 („Vergessene Russen“).
- <sup>44)</sup> Quelle: Das DP-Problem, Institut für Besatzungsfragen, Tübingen 1950, S. 113—201.
- <sup>45)</sup> Siehe ebenda.
- <sup>46)</sup> Hauptleistung der IRO war die Vermittlung von Wirtsnationen für DPs. Die UNRRA beschäftigte sich hingegen meist mit Repatriierungsfragen.
- <sup>47)</sup> Unter „Auswanderungsfähigkeit“ verstand man vor allem die Brauchbarkeit für die Wirtsnation.
- <sup>48)</sup> Das DP-Problem, a.a.O., S. 51.
- <sup>49)</sup> Festschrift zum 30. Jahrestag des Bestehens des „Labor Service“ Mannheim, Mannheim 1976.
- <sup>50)</sup> Interview mit Herrn P., a.a.O.
- <sup>51)</sup> Siehe Zaleski, Wojciech: Trudna Droga, in: Dziesięciolecie 1945—1950, Mannheim 1955, S. 13—19.
- <sup>52)</sup> Das DP-Problem, a.a.O., S. 51.
- <sup>53)</sup> Ebenda, S. 64.
- <sup>54)</sup> Siehe Tomeczek, Józef: Ostatnie Wiadomości, in: Dziesięciolecie, a.a.O., S. 294—301.
- <sup>55)</sup> Siehe Art. 2 des Militärregierungsgesetzes Nr. 1, ähnlich: Art. 2 des Kontrollrats-Gesetzes Nr. 1. Die Zuständigkeitsfrage ist am 1. 1. 1950 durch das Gesetz Nr. 13 geändert worden.
- <sup>56)</sup> Jasiek, Pawel: Działność oświatowa, in: Dziesięciolecie, a.a.O., S. 225—244.
- <sup>57)</sup> Siehe ebenda.
- <sup>58)</sup> Quelle: Polak w Niemczech, hrsg. vom Bund der Polen in Deutschland, Bochum 1972.
- <sup>59)</sup> Siehe ebenda.
- <sup>60)</sup> Siehe „Latest News“, Mannheim-Schönau, 16. Mai 1980, Ausgabe von „Ostanie Wiadomości“ in engl. Sprache zum 35. Jahrestag des „Labor Service“, Polish Guards and their Welfare Fund, p. 10.
- <sup>61)</sup> Gespräch von St. Stepien mit Prälat Juliusz Janusz im Jahre 1974.
- <sup>62)</sup> In der Frühphase ihrer Existenz sollen Nationalkomitees sogar einen Geheimdienst unterhalten haben.
- <sup>63)</sup> Hierzu stand in Mannheim die Bürgerspitalkirche zur Verfügung.

- <sup>64)</sup> Siehe Straub, Karl Anton: Mannheimer Kirchengeschichte, Mannheim (1957), S. 180 f.
- <sup>65)</sup> Hoher Besuch aus Rom und Polen, in: Mannheimer Morgen v. 12. Sept. 1975.
- <sup>66)</sup> Eigene Seelsorgestelle für polnische Katholiken, in: Mannheimer Morgen v. 7. April 1979.
- <sup>67)</sup> Bischöflicher Besuch für Polengemeinde, in: Mannheimer Morgen v. 13. Febr. 1965; Das Licht vom Altar erleuchtet den Weg, in: ebenda, v. 15. Febr. 1965.
- <sup>68)</sup> Interview mit Anton J. vom 19. Nov. 1981.
- <sup>69)</sup> Ebenda.
- <sup>70)</sup> Siehe hierzu: Görlich, Joachim Georg: Klein-Warschau in Mannheim, in: Deutscher Ostdienst, Bonn, Nr. 2 v. 19. 1. 1978, S. 4, ebenfalls abgedruckt in: Deutsche Tagespost, Würzburg, v. 24. 1. 1978; Stepień, Stanislaus: Kinderheim „Marianum“ in Carlsberg/Pfalz, masch.-schriftl. 1980; Interview mit der Kinderheimleitung in Carlsberg v. 21. Juni 1981; Interview mit Dr. Walter von der Caritas Mannheim v. 28. Januar 1982.
- <sup>71)</sup> Die genannten Geldbeträge sind immer Schätzungen.
- <sup>72)</sup> Verschiedene Spendenaufrufe werden in der „Sammlung Stepień“ aufbewahrt.
- <sup>73)</sup> Quelle: Przybyła, Alojzy: Emigracja, in: Dzieściolecie, a.a.O., S. 313.
- <sup>74)</sup> Nicht alle Polen in Westdeutschland wurden durch die IRO vertreten. Sie tauchen deshalb kaum in Statistiken auf.
- <sup>75)</sup> General-Major S. Maczek war Befehlshaber der 1. poln. Panzerdivision im Westen.
- <sup>76)</sup> Bericht von Sikora, Zdzisław-Witt, in: Polak w Niemczech, a.a.O., S. 9.
- <sup>77)</sup> Speziell sind damit die Sachzuwendungen der Amerikaner zu polnischen Festlichkeiten (Weihnachtsfeiern u. ä.) gemeint.
- <sup>78)</sup> Angaben nach privaten Aufzeichnungen von Paweł Jasiek, Ludwigshafen.
- <sup>79)</sup> Ebenda.
- <sup>80)</sup> Ebenda.
- <sup>81)</sup> Statistische Angaben aus: Harmsen, Hans: Die Integration heimatloser Ausländer und nichtdeutscher Flüchtlinge in Westdeutschland, Augsburg 1958 (im Anhang).
- <sup>82)</sup> Quelle: Interview mit Frau N., a.a.O.; Eintragungen in den Kirchenbüchern der polnischen Gemeinde.
- <sup>83)</sup> Siehe zum folgenden auch Anm. 47.
- <sup>84)</sup> OFLAG = Offizierslager, STALAG = Normales Kriegsgefangenenlager.
- <sup>85)</sup> Im Zentrum steht die auf regionaler Ebene gegründete Gruppe ZGODA. Ein Vorläufer war das sog. Olympische Komitee, das Geld für polnische Sportler im Westen sammelte und etwa 1968/69 gegründet wurde. Vorstand war Stephan Smierlewski.
- <sup>86)</sup> ZGODA wurde 1949 auf dem Gebiet der westlichen Besatzungszonen wiedergegründet (1952 in Hamburg als e. V. eingetragen). Angaben aus: Kucharski, Władysław: Związek Polaków Zgoda, Lublin 1976, S. 190.
- <sup>87)</sup> Bülow, Angelika von: Im Zentrum der Gemeinde steht die katholische Kirche, in: Mannheimer Morgen v. 13. Mai 1981, S. 21.
- <sup>88)</sup> Quelle: Polnische Touristen als Schwarzarbeiter in der Bundesrepublik, in: Der Spiegel, 35. Jg. (1981), Nr. 43, S. 60–71, insbes. S. 61.

## Mannheims Funktion als Brückenstadt

Grußwort zur Einweihung der Rheinbrücke Mannheim—Ludwigshafen am 19. November 1932

### DER OBERBÜRGERMEISTER DER STADT MANNHEIM.

Der Rhein hat Mannheim und Ludwigshafen groß gemacht. Er ist und bleibt auch für die ganze deutsche Wirtschaft eine der wichtigsten Lebensadern. Reich, Reichsbahn, Länder und Gemeinden haben gemeinsam den Verkehrsweg über die Brücke verbreitert und verbessert. Dem Verkehrsweg unter der Brücke seine frühere wirtschaftliche Bedeutung zurückzugeben, sei ihre nächste gemeinsame Aufgabe.

J. Heinemann



# Karl Christian Gottfried Nadler

Der badische Dichter in Pfälzer Mundart

*Helmut Bender, Freiburg*

Der „Wilpert-Gühring“ („Erstausgaben deutscher Dichtung . . . 1600—1960“, Stuttgart [Kröner] 1967) führt ihn mit auf, obgleich er eigentlich nur eine Publikation zu verzeichnen hat: „Fröhlich Palz, Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart. XII, 296 S. . . . Frankfurt a. M. (Brönnner) 1847“. Der „Kosch-Berger“ („Deutsches Literatur-Lexikon — Ausgabe in einem Band“, Bern und München [Francke] 1963) setzt als Zweitveröffentlichung noch das „Guckkastenlied vom großen Hecker“ von 1848 hinzu.

In Karl Gottfried Nadler hat die Pfalz ihren klassischen Mundartdichtung-Vertreter. „Er ist so urwüchsig wie Hebel, aber er wächst auf ganz anderem Boden . . . Wenn Hebel in der klassischen Überlieferung wurzelt, so ist Nadler im Zeitalter des Biedermeier groß geworden . . .“, faßt es Wilhelm E. Oeftering einmal zusammen (vgl. seine „Geschichte der Literatur in Baden . . . III. Teil. Bis zur Gegenwart“, Karlsruhe [Müller] 1939).

Am 19. August 1809 zu Heidelberg geboren, wurde er, früh verwaist, von Verwandten erzogen, er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und absolvierte im Anschluß daran ein Jurastudium. Schon während seiner Studienzeit versuchte er sich in Parodien und Satiren, sowohl in gebundener als ungebundener Sprache. Das Jahr 1830 verbrachte er in Berlin, danach wurde er als Aktuar beim Heidelberger Oberamt beschäftigt, 1834 ließ er sich daselbst als Advokat nieder. Seine zunehmend ausgedehnte Praxis hielt ihn nicht davon ab, u. a. für die „Fliegenden

Blätter“ zu arbeiten. Parallelen zu Ludwig Eichrodt (vgl. H. 2, 60. Jg. dieser Zeitschrift) und in gewisser Weise auch zu Samuel Friedrich Sauter (vgl. H. 2, 61. Jg.): das Biedermeierliche und schon das Vorbiedermeierliche ist demnach eine vorwiegend südwestdeutsche, wenn nicht badische Schöpfung. Zudem hat sich Eichrodt Nadlers wiederholt angenommen, er schrieb über sein Leben (u. a. in Friedrich von Weechs „Badischen Biographien“, Heidelberg [Bassermann] 1875) und veranstaltete 1879 bei Schauenburg in Lahr eine Ausgabe der Nadlerschen Gedichte. Dem Eichrodt'schen Lebensabriß über Nadler entnehmen wir auch, daß die Familie Nadler ursprünglich aus Nürnberg nach Heidelberg eingewandert war. Eichrodt verweist auf Nadlers Kunstsinn und auf seine intensive Religiosität. Neben klassischen Studien widmete er sich auch der Musik. In seinem Brotberuf war er als tüchtig anerkannt. Doch seine künstlerischen Hauptambitionen galten der Literatur, speziell der gereimten pfälzischen Mundartdichtung. Erste Gedichte veröffentlichte er zunächst in Lokalblättern. Die Eingängigkeit, Volkstümlichkeit und Beliebtheit seiner Verse ließ ihn dann die geradezu unsterblich gewordene größere Sammlung „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ inszenieren. In der nun heraufziehenden 48/49er Revolution wandte er sich — letztlich konservativ und regierungstreu — gegen Hecker und die Republikaner, über die er sich in seinen Versen mokierte. Zwei Soldaten des Revolutionsheeres hatten sogar einen Mordversuch gegen ihn angezettelt.

Der bereits seit Jahren schwer Erkrankte entging zwar einem solchen Attentat, doch bereits am 26. August 1849 erlag er einem Blutsturz. Auf dem Heidelberger Friedhof begrub man ihn und schrieb auf seinen Grabstein:

*Jst ein Grab Dir nach Wunsch, Du Pfälzer  
Dichter, geworden,  
Siehe, es ruht sich leicht hier, in dem sonnigen  
Berg;  
Schauhe hinauf zu den Höhen, sie sind voll  
Wein und Kastanien,  
Theile die Zweige nach vorn — das ist die  
fröhliche Pfalz!*

Auch heute noch macht es immer wieder Spaß, in Nadlers Gedichten zu blättern und zu lesen und einiges daraus zu zitieren. Wir beginnen mit der ersten Strophe der „Einladung“ aus dem ersten Teil „Pälzer Bauern“:

*Kummt, ich führ üch runner in mein Keller,  
Dbut die Ebr mehr an, versucht mein Wein!  
Kuschtert noch der Raib aus alle Fässer,  
Aaner werd geringer, aaner besser,  
Ungsund awwer, denk i, soll üch kaaner sein.*

Weitere Gedichtüberschriften dieses Teils u. a.: „’s badd Alles nix“ (= ’s hilft alles nichts), „Loß de Lade nor zu!“ (= Laß den Fensterladen nur zu), „E landwerthschaftlich Fescht“, „J muß Blei heut gieße“ — daraus wieder eine Kostprobe:

*Soll i beire [= heiraten] widder, soll i beire  
widder?  
Soll i, soll i, odder nit?  
Soll i Widdib bleiwe, soll i Widdib bleiwe?  
Soll i Wittfra bleiwe, odder nit?*

Persönliches spielt stets mit herein (Nadler war zweimal verheiratet), der Humor verläßt ihn nie. Was den Dialekt angeht, so handhabt diesen Nadler freilich recht großzügig, hie und da fließt auch Alemannisches und Schwäbisches mit ein. Aber sein Grundton ist das Pfälzerische, wobei Odenwälderisches und der Dialekt der Bewohner der Bergstraße miteinbezogen werden. Charakteristi-

sches soll es stets sein, und ist’s auch geworden: „Er liebt sie . . . weil es seine Landsleute sind, und erfüllt sie mit vollblütigem Leben aus altem Pfälzer Saft, wie es unübertrefflich echt in seiner beweglich witzigen Sprache quillt und sprudelt“ (Oeftering, vgl. o.). — „Leb wohl, mein Haamethland“ ist das letzte Gedicht der „Pälzer Bauern“ überschrieben, worin das Auswandererthema seinen Niederschlag fand:

*Noch blinne Rewe drowwe aus’m Wingart  
Nemm ich mer mit fro üwwers Meer,  
Un’s Vadders Flint, un unser aldi Biwiel;  
Sunscht bewwi ja aa gar nix vunnem mehr!*

„Herr Christoph Hackstrumpf, weiland Schuhmacher und Volksredner, Partikulier und Bürgergrenadierhauptmann, Rathsherr und Jnhaber einer goldenen Schnupftabakdose . . .“ schließt an: „Eine politische Jdylle in dreizehn Bildern.“ Darüber Eichrodt (vgl. o.): „Christof im Zweckrausch, der seinen Wälschkornsack als großen teutschen Hofrath umarmt, als den edeln Mann, der die schönen Motionen macht, und mit dem Hofrath die Kellerstaffel hinab kollert für Freiheit und deutsches Vaterland. — Alle sind sie vormärzliche Typen unvergeßlichen Angedenkens, wohl auch einigermaßen Caricaturen . . .“ —

*Jch habb’s geabnt,  
Jch bin zu ebbes Annrem noch gebore  
Als Bech zu rieche ewig uf dem Schtubl!  
Mein Herr war trüwer Moscht, jetz hots ver-  
gohre,  
Jetz ist es klor, — bis geschtern war’s noch  
Publ.*

*Wer in Baris,  
Wie ich, die Mesalliance französisch hot  
gsunge,  
Scherbt nit als Mensch un simpler Granadier;  
Wer dort sein Hut hot for die Freiheit  
gschwunge,  
Der werd was Bessers noch, als Schuschter hier!*

Besonders hübsch auch das letzte (13.) Bild „Gedanken am Grabe unseres zu frühe ver-

blichenen Herrn Bürgergrenadierhauptmanns und Rathsherrn Christoph Hackstrumpf“ (Bruchstück aus einer Beilage zum Wochenblättchen; hochdeutsch abgefaßt):

*Laß deine Zähren fließen, arme Stadt!  
Laß schwellen sie zu einem Thränenmeer,  
Zum Ocean, der keine Küsten hat:  
Denn, ach! ach! Vater Hackstrumpf ist nicht mehr!*

...

*Ein Grenadier trägt seinen Hauptmannshut,  
Die Dos' ein Andrer vor dem Sarge her,  
Der Dritte seinen Degen, scharf und gut. —  
Ach! ach! ach! Vater Hackstrumpf ist nicht mehr!*

Es folgen „Erzählungen“ (freilich auch in Versen), darunter viel Lokales und Anspielungen auf die Zeit und aus der Zeit. Wir zitieren daraus „Worscht gege Worscht“:

*Mein Glatzkobb mächt mer viel Verdruß,  
Hädd ich doch noch mein Hoor!  
Dann was ich jetzt als höre muß,  
Des dhut nit wohl fors Ohr.*

*Die Däg harww ich so halw im Brand  
[= Rausch]*

*E Schwowemädel gfohbt:  
Daß mar die Hase dort zu Land  
Schtatt abzuzieche, robbt.*

*,Jo werrle, sächt se, liewer Schatz,  
So mächt mars in meim Ort:  
J sieh 's jo wohl an Jhrer Glatz;  
Sie waret au scho doort!'*

...

Unter den „Vermischten Gedichten“ findet sich u. a. auch „Die hochdeutsche Nähdersmädle“, „in der balsalomonischen Abendluft, worin die Schnoken geigen, Grabgedanken spinnend und sich die Haarnodel leihend, ungewiß ob a und o im Haar oder in der Nadel stecken muß, so daß der muttersprachkundige Flurschütz, für beide Begriffe das o postulierend, die Schneegänse zurechtweisen darf“ (Eichrodt, vgl. o.):

*Hoornodel heißt's, ihr Gäns, Hoornodel heut,  
Hoornodel bis in alle Ewigkeit!  
For Leut wie mir is's doch e wobri Plog,  
Verbumfeit Eens so wüschst sein Mudderschproch.*

Solche Gedichte werden zu kleinen Szenen, was besonders für „Die Tante Schlemmelmann un ihr Umschland oder 's unnerbrochene Familieuncert“ behauptet werden darf: der Hauptheld, ein Dr. Stelzebach, nimmt es darin mit sämtlichen Klatschbasen des Städtchens auf. Wie der Dichter sich selbst ironisiert, beweist u. a. „E Dichtergeheimniß“:

*Wann's mich als kneipt im Bauch bei Nacht,  
Mach i e wilds Gedicht,  
Un weltschmerzvolle Lieder als,  
Wann mich mein Atzlaag schticht.  
Dann was mich plogt am ganze Leib  
Vum Kobb bis zu de Füß,  
Des schmeckt in Vers zurechtgemacht  
De Leut pikant un süß.*

...

Sprichwörtlich bekannt geworden auch „Die Deputation“:

*Die Bäuch, die Bäuch, die dicke Bäuch,  
Die Bäuch sin unsre Schade!  
's wär gscheidder werrlich, sag ich euch,  
Mir Bäcker hätte gar keen Bäuch,  
Keen Backe un keen Wade.*

In Ergänzung hierzu „Unsere Zunftartikel“, worin der Dichter sein obiges Gedicht selbst persifliert:

*Die Bäuch, die Bäuch, laut't dein Gedicht,  
Mir wolle aach eens singe!  
Die Bäuch, des is e aldi Gschicht,  
Die Dickbäuch trage mir aus Pflicht,  
Dann 's Gschäft dhut's mit sich bringe.  
Jn unsre Zunftardikel schteht:  
,Wen mir zum Bäcker mache,  
Muß schlofe könne früh un schpät,*

*Un esse wo er geht und schiebt,  
Daß die Kaldaume krache.*<sup>6</sup>

...  
Munter, wenngleich etwas langatmig gibt sich das episch angeordnete Gedicht „Der Antiquar oder Er glaabt's am End selwer“: das „Hau du yu du“ eines Hahnes wird vom reichen Engländer für einen Dressurakt gehalten!

„Schelmen und Lumpen“ ist der nächste Part der Sammlung überschrieben, vom pfälzischen Wein und vom Heidelberger Faß und vom „alde Zidderer“ ist darin u. a. die Rede:

*Als kleener Bu,  
J bin e Johr kaum uf der Schulbank gsesse,  
Haww ich vor langer Weil mein Gsangbuch  
gfresse;  
Do het en aldi Fraa mer prophezeit:  
,Der Bu werd bei der Kerch was mit der Zeit.'*

...  
*Jch habb vum Wein  
Mein Ziddre kricht, der Wein soll's aa ver-  
treiwe,  
Beim Wein, beim Wein will ich mein Lebtag  
bleiwë;  
Un eh ich in mein neues Amt tret ein, [Klingel-  
beutelstammeln]  
Schtärk ich de Sunndag erscht mich noch mit  
Wein.*

...  
In seinen wenigen hochdeutsch abgefaßten Gedichten verspottet Nadler seine republikanisch gesinnten Zeitgenossen. „Das Guckkasten-Lied vom großen Hecker“ ist eine Persiflage auf das 1848 erschienene und bald in aller Mund gelangte Heckerlied. Geradezu struwelpeterhaft muten uns seine Strophen an:

*Seht, da steht der große Hecker,  
Eine Feder auf dem Hut,  
Seht, da steht der Volkserwecker,  
Lechzend nach Tyrannenblut!  
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,  
Säbel trägt er und Pistolen . . .*

...  
*Pflästerer und Schieferdecker,  
Alles, niedrig und hoch,  
Alles jauchzte unserm Hecker,  
Als er aus zum Kampfe zog.  
Handwerksburschen, Literaten,  
Schneider, Bauern, Advokaten,  
Alles folgte rasch dem Zug,  
Als er seine Trommel schlug.*

*Rumbidibum, so hört' man's schlagen,  
Rumbidibum, Dumdumdumbum;  
Und bei Straf ließ Weißhaar sagen  
Rings im ganzen Land herum:  
,Thut euch schnell zusammenraffen,  
Gebt mir Mannschaft, Pferde, Waffen,  
Oder ich bring' Alles um;  
Rumbidibum Dumdumdumbum.'*

*Und die reizende Frau Struwwel (Struwe)  
Warb mit ihrem Flammenblick  
Tausend Mann in diesem Trouble  
Für die deutsche Republik;  
Gelder fand man in den Kassen,  
Die man sich that öffnen lassen;  
Wein bracht's man aus jedem Haus  
Für die Republik heraus.*

Nadler verfolgt den Heckerzug auf seine ironisierende Weise, um hernach das Fazit zu ziehen:

*Hecker ging jetzt in die Fremde  
Und empfand den tiefsten Schmerz;  
Denn in seinem Blousenhemde  
Schlägt ein großes deutsches Herz;  
Mußt er diesmal auch entspringen,  
Wird man dennoch von ihm singen:  
,Hecker ist ein großer Mann,  
Der für Freiheit sterben kann.'*

An und für sich wird man sich wundern, Nadler nicht im Lager der Republikaner anzutreffen. Einerseits müssen wir seinen angeborenen Konservatismus und zum andern seinen natürlichen Hang zur Satire dafür verantwortlich machen. Das Komische der Situation mußte für ihn, den helllichtigen Zeitgenossen, auf der Seite der Revoluzzer

zu finden sein. Auch auf die Gefahr hin, daß ihm dies zahlreiche Feinde, sogar unter seinen Berufskollegen, eingebracht hat. Die Karikatur reizte ihn — „Er betrachtet . . . seine Zeit und Umwelt voll innerer Bitterkeit . . .“, meint Oeftering (vgl. o.), freilich unserer Meinung nach etwas überspitzt formuliert. In zahlreichen Nadler-Ausgaben hat man die hochdeutschen Gedichte nicht mitaufgeführt. Wir aber wollten diese Aspekte in keinem Fall auslassen. Sie runden das Bild unseres Autors und stellen zudem unter Beweis, daß Nadler auch der eingängige Vers in hochdeutscher Sprache gelang. So ist es geradezu bedauerlich, daß von ihm in seiner leider so knappen Lebensspanne nicht mehr hochdeutsche Verse geschaffen werden konnten. Sonst wäre Nadler gewiß auch in manchen deutschen Literaturgeschichten und -darstellungen zu finden. Es bleibt bedauerlich, daß

man ihn in der Regel nur vom Lokalpoetischen oder aber vom Zeitgeschichtlichen aus gesehen hat. Selbst Witkop hat ihn in seinem profunden Band „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ (Leipzig und Berlin [Teubner] 1916) ganz unberücksichtigt gelassen. Ihn nicht zuletzt im Zusammenhang um unsere Bemühungen einer Sichtung der 48/49er Revolution wiederzuentdecken und ihm gerecht zu werden, ist der Sinn obiger Ausführungen und Zitierungen. Wie sagte er bescheiden von sich selbst und seinem Schaffen? „ . . . einige Züge des lebensfrischen, oft ausgelassenen Humors, des derben Witzes, der Neigung zu burlesken Neckereien dem Volke abzulauschen . . .“ — und darüber ist er zu einem subjektiven Dichter und auch zum Vorbild für zahlreiche Nachfolger (voran Franz von Kobell) geworden.

### *Aus'm Mannemer Fremdwerderlexikon*

*Pillwe, Kribbel, Neckarschleimer,  
 Jwewerzwercher Lumbebu,  
 Schdebbssel, Kaffer, Iwerrheiner  
 Anlakiertes Känguruh,  
 Häringsbändger, Affezibbel,  
 Bloomaul, Dackel, Lewwerschnut,  
 Uffgebukter Baureknibbel,  
 Mit'm Kalbskobb unnerm Hut,  
 Ladeschwengel, Teeke-Hobbser,  
 Auswadierter Bureknobb,  
 Affepintscher, Fußballdobber,  
 Gladdrasierter Butzwollkobb,  
 Droddwardreder, Schbritzer, scebber,  
 Ausranschierdes Kichelicht,  
 Abgebetzter Blankeklebber,  
 Deckblatt dor e Raizwergschicht.  
 Liegebaidel, Schbrichtverzabber,  
 Ungewäschnes Trampeldier,  
 Bruchkondider, Blattfußdrabber —  
 Alles gibt's in Mannem hier.*

Mannheim

Hanns Glückstein

# Buchbesprechungen

## Zwei Schriften über die Revolution 1848/49

Kein Zweifel, eine der interessantesten und in ihren Wirkungen weitreichendsten Epochen unserer badischen Geschichte, die Revolution 1848/49, steht heute immer noch oder immer mehr im Mittelpunkt des historischen Interesses. Dies beweisen die erscheinenden Publikationen bis hin zu den Schriften der Heimatvereine. Der Verlag Rombach legt zu jener Zeit zwei Bücher vor, die weite Beachtung verdienen. Zunächst ist zu nennen

### a) Gustav Struve „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden 1848/49“

Man muß dieses Buch aus mehrfachen Gründen begrüßen. Einmal ist die Quellenliteratur aus der Revolutionszeit 1848/49 antiquarisch nicht mehr aufzutreiben, zum andern ist der Verfasser G. Struve einer der Männer, welche alle drei Volkserhebungen maßgeblich beeinflusst und auch mitgemacht hat. Freilich, sein „Charakterbild schwankt in der Geschichte“, und deshalb ist das Vorwort von Wolfgang Kuhlmann von Bedeutung, das Struve gerecht zu werden versucht. Struve wird in der maßgeblichen Literatur oft negativ beschrieben. Er, der äußerlich sicher kein Held war, ein Rohkostler mit nicht ganz ausgegorenen sozialistischen Ideen, im Denken groß, im Handeln klein, kein Soldat und nicht zum Führer geeignet, ein schlechter Redner, aber ein hervorragender Schreiber, wird oft dem vitalen Kraftmenschen Hecker gegenübergestellt und schneidet dabei schlecht ab. Zu Unrecht. Kuhlmann weist auf die Bedeutung Struves als Politiker, Revolutionär, Sozialtheoretiker und politischer Schriftsteller hin. Der gegebene Lebenslauf stellt manches richtig. Mit Recht wird gesagt, daß die „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ nicht nur den Gang der Ereignisse darstellt, sondern gleichzeitig eine Rechtfertigungs- und Agitationschrift mit Selbstdarstellungs- und Bekenntnischarakter ist. Das ist bei dem engagierten Journalisten und leidenschaftlichen Politiker Struve nicht verwunderlich. Aber der genaue Jurist in ihm bemüht sich auch um einen objektiven Bericht, und seine Darstellung der Volkserhebungen wird trotz allem zu einer Geschichtsquelle ersten Ranges. Die Schrift steht ebenbürtig jenen Heckers, Sigels u. a. gegen-

über. Dem Verlag ist für diesen Nachdruck zu danken, er schließt zum Teil eine Lücke, die durch weitere Nachdrucke (Hecker, Sigel, Brentano, Mieroslawsky usw.) vollends geschlossen werden könnte.

### b) Otto Wermuth „Wir haben's gewagt! Die badisch-pfälzische Revolution 1849“

Dieses Buch ist keine geschichtliche Quelle und will es auch nicht sein. Was hier in 13 Kapiteln von der badisch-pfälzischen Revolution 1849 erzählt wird, ist eine gekonnte Mischung tatsächlich geschichtlicher Ereignisse jener erregenden Zeit, verquickt mit menschlichen Schicksalen. Gerade diese Verbindung von Geschichte mit den Auswirkungen auf die Menschen, welche diese Geschichte erleben und erleiden, machen das Buch zu einer Lektüre, die in einem hohen Maße gefangenimmt. Die Kunst des Erzählens und Schilderns geht mit der lebhaften Darstellung der geschichtlichen Ereignisse konform. Was hier Otto Wermuth gelungen ist, wird zum Verständnis der Revolution 1849 einer breiten Leserschicht beitragen, denn man muß nicht Historiker sein, um ihm folgen zu können. Gerade die Möglichkeit des Lesers, mit den prächtig dargestellten Typen der Revolutionäre die kriegerischen Ereignisse intensiv mitzerleben, die faßlich und interessant dargeboten werden, läßt jene große Zeit im besten Sinne lebendig und gegenwartsnah werden. Und das ist kein geringes Verdienst des Verfassers!

Gustav Struve: Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden 1848/1849. Veränderter Nachdruck der Ausgabe Bern 1849 mit einem Vorwort von Wolfgang Kuhlmann und 30 eingefügten zeitgenössischen Abbildungen, 339 Seiten, Freiburg, Rombach, 1980. 19,— DM.

Otto Wermuth: Die badisch-pfälzische Revolution 1849. 191 Seiten, Abbildungen, Freiburg, Rombach, 1981, 28,— DM.

L. Vögely

## Baden und seine Burgunder

Dieses Buch, im Rombach-Verlag erschienen, wurde herausgegeben vom Bad. Weinbauverband e. V. Freiburg. Der Verband sicherte sich dazu die Mitarbeit von zehn namhaften Weinbauexperten, die ihre Beiträge zur Verfügung stellten. Diese

Beiträge geben zusammen eine hervorragende Übersicht über alles Wissenswerte rund um den Burgunder. Der Leser erfährt die Lebensgeschichte der alten Rebfamilie, ihre Verbreitung in der geschichtlichen Entwicklung des badischen Weinbaus, die Burgundersorten unter Einfluß von Klima, Witterung und Lage, ihre Pflege in der Obhut der badischen Erhaltungszüchter. Die weinbaulichen Aspekte der Burgundersorten werden erörtert, und schließlich wird der Leser mit den Burgunderweinen und ihrem Geschmacksbild unter Einschuß von Weißherbst, Badisch Rotgold, Auxerrois und Schwarzriesling bekannt gemacht, auch die Rotweinbereitung im Wandel der Zeiten wird besprochen. Zum Schluß bringt die Schrift eine große Probe badischer Burgunderweine, die am 25. Juni 1981 im Kaisersaal des historischen Kaufhauses zu Freiburg vorgestellt wurden. Das läßt einem die Zunge feucht werden! Wer den Wein liebt, den Blauen Spätburgunder oder den Ruländer schätzt, den Weißen Burgunder nicht minder achtet und sich für die Burgunderreben in Baden in ihrer Gesamtheit interessiert, dem sei die Schrift wärmstens empfohlen.

Baden und seine Burgunder, herausgegeben vom Badischen Weinbauverband e.V., 186 S., Abbildungen, Freiburg, Rombach, 1981, Pb. 16,— DM.

L. Vögely

### Reichsfestung im Stadtgrundriß

Die Stadt Philippsburg hatte durch einen freien Mitarbeiter des Wehrgeschichtlichen Museums in Rastatt sich Unterlagen für die Herstellung eines Modells der ehemaligen „Reichsfestung Philippsburg etwa um 1734“ für das neue Festungs- und Waffengeschichtliche Museum der Stadt erstellen lassen. Was mag näher gelegen haben, als das Ergebnis der Rekonstruktion der ehemaligen Reichsfestung in Beziehung zum modernen Stadtgrundriß zu setzen, erkannte doch der Planfertiger alsbald, daß die überlieferten Pläne, insbesondere die Zeichnungen und Kupferstiche zwar im Prinzip richtig sein mögen, jedoch jene topographische Genauigkeit missen lassen, die für eine Beurteilung der taktischen und fortifikatorischen Gegebenheiten notwendig sind. Es gelang dem Verfasser, aus einer Reihe von Handrissen (Lageplänen) größeren Maßstabes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aus mit Katasterplänen vergleichbaren Lageplänen aus der Zeit der Schleifung der Festungsanlagen um 1810 und aus den Kartenwerken des Landesvermessungsamtes aus der Zeit vor dem 2. Weltkrieg die Lage der wesentlichen Verteidigungsanlagen der Reichsfestung zu fixieren und sie in einen modernen Stadtplan zu projizieren.

Der Verfasser hat zu diesem Lageplan (M. 1:5000, Druck des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe) eine kurze Baugeschichte der Festung in der Zeit von etwa 1615 bis 1810 mit den wesentlichen baulichen Veränderungen insbesondere durch Vauban, Walrave und Wutgenau dargestellt und in diesem Zusammenhang jene Unstimmigkeiten ausgeräumt und in einem besonderen Schema-Blatt sehr anschaulich dargestellt. Das Büchlein wird außerdem um einen Plan ergänzt, auf dem die wichtigsten fortifikationstechnischen Begriffe in einem schematischen Grundriß und einigen Schnitten erläutert werden; durch dieses Blatt kann das Lesen des Textes, der zwangsläufig mit vielen nur der Fachwelt geläufigen Begriffen belastet ist, erleichtert werden.

Zweifellos füllt dieses Heft eine wesentliche Lücke in der Festungsbauliteratur, die sich mit den ober-rheinischen Anlagen befaßt. Es wäre sehr begrüßenswert, wenn sich die Stadt Philippsburg zu jenem wohl recht kostspieligen Schritt entschließen könnte, diese kurze Baugeschichte durch das reichlich vorhandene Bild- und Planmaterial zu ergänzen und auch jene Details im Text behandeln zu lassen, die ihn allgemein verständlicher und anschaulicher machen könnten. Denn die Rekonstruktion der ehemaligen Reichsfestung Philippsburg um 1734 setzt die Reihe gleichartiger Untersuchungen für Freiburg (1975) und Rastatt (1977) fort.

H. L. Zollner

Dr. Rudolf Schott, Die Reichsfestung Philippsburg um 1734 und der Stadtgrundriß der Gegenwart, eine Rekonstruktion nach historischen Plänen. Stadt Philippsburg, Druck und Verlag, Philippsburg 1980, DIN A 4, 28 S., 1 Plan.

**Die Kelten in Baden-Württemberg.** Herausgegeben von Kurt Bittel, Wolfgang Kimmig u. Siegwalt Schiek. Stuttgart: Theiss Verlag 1981. 536 S., mit 438 Abb. (davon 30 farb.), Zeichnungen, Karten u. ä. Großformat, Leinen.

Den beiden Bänden „Die Römer in Baden-Württemberg“ sowie „Die Alamannen“, inzwischen als Standardwerke anerkannt, reiht sich der hier vorgelegte Keltenband an. Damit wird der geschichtliche Raum unseres Landes bis in die Hallstattkultur des 6. und 7. vorchristlichen Jahrhunderts durchmessen. In einem ersten allgemeinen Teil referiert der Mithrsg. Bittel über „Die Kelten und wir“ sowie über „Religion und Kult“; F. Fischer (Univ. Tübingen) berichtet über „Die Kelten und ihre Geschichte“ sowie deren „Staat, Gesellschaft und Siedlung“. Weitere allgemeine Beiträge schließen an, so Schiek über keltische Bestattungsbräuche. J. Biel (vom Landesdenkmalamt Stutt-

gart) über ihre „Tracht und Bewaffung“, W. Kimmig (ehemals Univ. Tübingen) über die keltische Kunst und über „Die frühen Kelten und das Mittelmeer“, schließlich H. Reim (Tübingen) über „Handwerk und Technik“ und D. Mansperger über Münzen und Münzenfunde. Im zweiten topographischen Teil werden „Ausgrabungen und Bodendenkmäler von Aalen bis Zwiefalten“ aufgeführt und exakt beschrieben. Literaturangaben, Kartenskizzen, Fundstücke finden sich jeweils reichlich beigegeben. Der neueste Forschungsstand bietet dem Fachhistoriker wie dem interessierten Laien (und ihre Zahl hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen) eine gleich aufschlußreiche Übersicht wie Detaillierung. Zahlreiche Mitarbeiter konnten hierzu gewonnen werden (vgl. Autorenliste). Im Anhang runden Zeittafel, Verzeichnisse der Schanzen und Museen sowie Literaturverzeichnis, Namen- und Sach- neben Ortsregister das reich vorgetragene Wissen über ein ehemals in unserm Raum angesiedeltes Volk, dessen Existenz schon auf Grund fernerer Ausgrabungen auf Jahrzehnte hinaus Archäologie und verwandte Wissenschaften beschäftigen dürfte. Das Ganze gibt sich so gleicherweise als Vorgesichts-, Ausgrabungs- und Sachbuch fundierten Wissens und dürfte auch über unseren Raum hinaus berechtigterweise starke Beachtung finden, nicht zuletzt deshalb, weil darin einerseits diesbezügliche Forschungsgeschichte und andererseits Verknüpfungen über das Regionale hinaus immer wieder gebührend mitberücksichtigt werden.

Dr. Helmut Bender

**Heinz Bischof/Maria Schaettgen: Anekdoten um Hansjakob.** 180 Seiten, Ganzleinen, Verlag Morstadt, Kehl 1981, DM 18,80.

Am 23. Juni 1981 gedachten die vielen Hansjakobfreunde des 65. Todestages von Heinrich Hansjakob. Grund genug für den Kehler Verlag Morstadt in seiner neuen Reihe „Edition Morstadt“ die „Anekdoten um Hansjakob“ neu aufzulegen. Bereits 1976 war die erste Auflage dieses amüsanten Buches erschienen. Mit ihm hatte der Kehler Verlag damals seine Verlagstätigkeit begonnen, die heute immer mehr expandiert. Die umfangreiche Anekdotensammlung um den großen Sohn Haslachs wurde von einer der besten Kennerinnen Hansjakobs, Maria Schaettgen, zusammengetragen, ihres Zeichens Verwalterin des Hansjakob-Archivs und Leiterin des Hansjakob-Museums in

Haslach. Bei der Neuauflage 1981 kam ein weiterer Hansjakob-Kenner als Herausgeber hinzu: Heinz Bischof, der Verfasser des vielgelesenen Bestsellers „Baden, wie es lacht“. Er hat die Anekdotensammlung durch bisher unbekannte Anekdoten um Hansjakob bereichert und mit seiner gewandten Feder das Buch mit dem spritzigen Essay „Heiterer Hansjakob“ eingeleitet. Wie schon in der ersten Auflage wurde die Anekdotensammlung durch die originellen Zeichnungen von Adolf Bredel, Waldkirch, versehen.

Aus der Veranlagung Hansjakobs, das Wesentliche rasch in sich aufzunehmen und zu durchschauen, kam das Bedürfnis, stets die Dinge beim Namen zu nennen und unverblümt seine Meinung zu sagen. Diese „direkte“ Art Hansjakobs, die ihn zu Lebzeiten höheren Ortes — bei kirchlichen und staatlichen Stellen — nicht gerade beliebt machte, der Volksseele jedoch entgegenkam, ist die eigentliche Ursache, weshalb um seine markante Gestalt eine Fülle von Anekdoten entstanden. Und gerade in der Verknappung des Anekdotischen spiegelt sich die ganze Originalität und Vitalität von Hansjakobs kantiger Persönlichkeit wider. In über siebzig Anekdoten wird der Haslacher Volksschriftsteller von allen Seiten beleuchtet, daß man seine helle Freude daran hat. Da erfahren wir, wie schon der junge Heiner als Schulbub vor nichts und niemanden Angst hatte, weshalb später Hansjakob alle Orden und Auszeichnungen ausschlug und in seinem langen Leben nur einen einzigen Orden annahm: den Stockacher Narrenorden!

Wir erfahren vor allem bisher unbekanntes Einzelheiten aus Hansjakobs letzten Lebensjahren; denn Maria Schaettgen weiß vieles aus eigenem Erleben zu berichten. Sie zählt nämlich zu den wenigen lebenden Menschen, die Hansjakob noch persönlich gekannt haben. Die Familie Schaettgen gehörte zu dem engeren Freundeskreis Hansjakobs. Maria Schaettgens elterliches Haus, der „Sonnenhof“ in Haslach, lag direkt neben dem „Freihof“, dem Alterssitz Hansjakobs.

Wie aus vielen Erzählungen Heinrich Hansjakobs, so strömt auch aus den Anekdoten um ihn ein köstlicher Humor, der bald als sprühender Witz, bald als launiger Sarkasmus erscheint. Die große Schar der Hansjakobfreunde wird die Anekdotensammlung um den Volksschriftsteller mit Schmunzeln lesen. Maria Schaettgen und Heinz Bischof schufen mit ihrem Anekdotenbuch nicht nur eine interessante und kurzweilige Lektüre, sondern auch einen wichtigen Beitrag zur Hansjakobforschung.

Manfred Hildenbrand



**Ingeborg Hecht:**  
**Die Welt der Herren von Zimmern**

Die Chronik der Herren von Zimmern ist eines der bedeutendsten Selbstzeugnisse des ritterlichen Standes. Sie entstand beim Übergang des Mittelalters zur Neuzeit, eine Zeit anbrechender Spannungen vielfältiger Art. Die Ritter kannten eine mittelbare Lebensnot nicht, sie waren vom Zwang befreit, sich das tägliche Brot in harter Arbeit zu erwerben. Sie hatten sich der althergebrachten ritterlichen Übungen zu befleißigen, sie mußten sich der Erledigung von Verwaltungsaufgaben widmen oder doch zumindest jene beaufsichtigen, die damit beauftragt wurden. Dies verlangte schon die Sorge um die Erhaltung und Vermehrung des Besitzes. Daneben aber verfügten sie über viel freie Zeit, die ausgefüllt werden mußte; die Herren waren keine Freunde von Langeweile. Deshalb enthält auch die Chronik eine große Fülle von Geschichten, Schwänken, Märchen usw. Das Leben aber besteht nicht nur aus Lachen. Es wird bedroht durch das Altwerden und den Tod. Das Dunkle kommt aber auch aus dem Geheimnisvollen-Zauberischen, aus ihm erwächst eine dauernde Bedrohung. „Es ist auch um die Zeit der Faustus zu oder doch nit weit von Staufen, dem stetlin im Breisgew, gestorben.“ Aber gegen jene dunklen Mächte gibt es Gegenzauber, und die Chronik führt eine große Anzahl von Geheimnissen in ihren Geschichten mit, Abwehrzauber, geheime Medizinen, Beschwörungen usw. So gibt die Zimmernsche Chronik insgesamt ein Bild des Lebensgefühles des Ritterstandes, das zwischen Lebensfreude und Lebensangst schwankt und deren letzte Bastion schließlich die überlieferte Tapferkeit des Standes ist.

Ingeborg Hecht hat aus der Chronik eine ansprechende Auswahl der umfangreichen Geschichte des schwäbischen Adelsgeschlechtes getroffen. Im Mittelpunkt stehen Graf Froben Christoph, der Chronist, dessen Vater und die Onkel. Das sind interessante Kapitel, Bilder jener Zeit, und die Auswahl erbringt das, was Frau Hecht erreichen wollte, nämlich Interesse zu wecken „für diese Welt der Ritter und Burgen, des Adelsstolzes und der Fehden, des Lebens im sechzehnten Jahrhundert bei Hochzeiten, Geburt und Tod, in Kriegs-, Friedens- und Pestzeiten — eben für diese sehr reale Welt der Herren von Zimmern“. Und selbstverständlich werden jene Dinge nicht vergessen, welche die Chronik zu einem ergötzlichen, menschlich fesselnden Dokument machen: Geschichten aus der Geschichte, von Gespenstern und Schätzen, von Pfaffen und Pfäfflein.

L. Vögely

Ingeborg Hecht „Die Welt der Herren von Zimmern“, 105 S., Abbildungen, Freiburg, Rombach, 1981, 15,— DM.

**Karl Johann Hirtler „Fahnen raus! Der Daubmann kommt!“**

Eine unglaubliche Geschichte, ein bis zur letzten Zeile fesselndes Buch! Kein Berufenerer als K. J. Hirtler hätte die Daubmann-Affäre, die „Enderger Köpenickiade“, besser darstellen können, denn er war unmittelbar Beteiligter, Schulkamerad des echten, gefallenen Daubmann und war einer der wenigen, die dem Schwindel nie getraut haben. Was war geschehen im Jahre 1932? „Ein Offenburger Schneiderlein, das viele Jahre seines Lebens im Knast verbracht hatte, seifte die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands, die Militaristen und Nationalisten, die Kriminalpolizei, die Untersuchungsbehörden, das Auswärtige Amt und die Reichsregierung in Berlin mit dem Phantasieschaum erfundener Abenteurer so tüchtig ein, daß es den eingeseiften Mitwirkenden und Mitläufern trotz Fauchen und Schnauben nie mehr gelungen ist, den Schaum aus ihren verfilzten Schnurrbärten fortzuputzen.“ (Hirtler) Der Phantasieschaum war der, daß der Offenburger Schneider Karl Ignaz Hummel, mit den Enderger Verhältnissen bestens vertraut, da er dort zwei Jahre zur Schule gegangen war, sich als der gefallene, als vermißt gemeldete Oskar Daubmann ausgab, nach 16 Jahren plötzlich einen Brief aus Neapel an die Eltern Daubmann schickte, daß er lebe und nur einen Paß brauche, um endlich heimzukommen. Eine unglaubliche Lawine rollte nach dieser wie eine Bombe einschlagenden Nachricht an. Nicht nur die Eltern anerkannten Hummel als ihren Sohn, auch die meisten Schulkameraden ließen sich täuschen. Ganz Endergen stand Kopf, die Empfänger überschlugen sich, um den letzten Kriegsgefangenen, der von den Franzosen, denen er 1916 schwer verwundet in die Hände fiel, der bei einem Fluchtversuch einen Posten erschlug, zu 20 Jahren Kerker verurteilt wurde und 16 Jahre in der Hitze Algeriens in Gefängnissen schmachtete, bis er endlich fliehen konnte, gebührend zu würdigen. Vielleicht wäre der an sich plumpe Schwindel zu anderen Zeiten eher aufgefliegen, aber das Jahr 1932 mit seinen wüsten politischen Auseinandersetzungen, das Herausziehen Hitlers in einer Republik ohne Republikaner, wie sie einmal genannt wurde, bestimmte den Gang der Ereignisse. Man brauchte für den Nationalstolz einen Helden, hier war einer. Nationalisten und Nationalsozialisten bemächtigten sich des Falles Daubmann, machten den Schwindler zu einem Märtyrer des verhaßten Kriegsgewinners Frankreich, dem man jetzt seine

moralische Verderbtheit in den unermeßlichen Leiden des Heimkehrers vorwerfen konnte. Der Fall war wie geschaffen für Goebbels. Die Soldatenverbände regten sich, forderten Aufklärung. Die Eskalation trieb zu einer Auseinandersetzung der Reichsregierung mit Frankreich, selbst Hindenburg erkundigte sich nach dem Ergehen „Daubmanns“. Wer nicht an dessen Identität glaubte, galt als Volksverräter, wurde mundtot geschrieben. Nach fünf Monaten war der Spuk dann doch zu Ende, und die Blamage war entsprechend. Ganz Europa lachte, auch Deutschland, aber nicht lange, denn als Hitler an die Macht kam, wurde die sehr peinliche Angelegenheit totgeschwiegen.

K. H. Hirtler kommt das Verdienst zu, daß er den Fall Daubmann in dieser großartigen Weise niedergeschrieben hat. Es ist ein Kapitel Heimatgeschichte, das ganz Europa beschäftigte und von dem nur wenige den genauen Hergang kannten. Es ist aber auch ein Kapitel, das zeigt, wie Menschen manipulierbar waren und es wohl zu allen Zeiten sind, denn was Hirtler schrieb gilt: „Das, was in Endingen einst geschah und was zu berichten wir uns anschicken, hätte gewiß auch in Allendingen geschehen können. Und wer wissen will, wo dieses Endingen liegt, der tippe unter geschlossenen Augen aufs Geratewohl in irgendeine Gegend der deutschen Landkarte: Dort liegt Endingen! Dort liegt Allendingen!“

Karl Johann Hirtler: Fahnen raus! Der Daubmann kommt! Die Endinger Köpenickiade. 264 Seiten, Abbildungen, Freiburg, Rombach 1981, 28,— DM.

L. Vögely

**Artur J. Hofmann. Hansjakob und der badische Kulturkampf.** Mit einer Einleitung von Waldemar Kampf. Im Auftrag der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. Waldemar Kampf. Freiburg 1981. 15 + 101 S., brosch.

Der Rez., der sich eben mit Arbeiten über die badischen Zentrumspolitiker Wacker und Schofer beschäftigt hat, weiß aus eigener kritischer Sicht, wie aufschlußreich Hansjakobs politisches Engagement, das über seiner schriftstellerischen Tätigkeit schon wegen der Einschätzung von Person und Gesamtwerk nicht der Vergessenheit anheim fallen sollte. „Politische Probleme im Werk“ Hansjakobs umreißt Kampf vorab aus Zitaten, dabei erweist er sich als profundere Kenner von dessen Werken sowie als geschickter Kommentator der Zeitprobleme. Es wird von ihm auch gesagt, daß das von Hofmann hier Vorgelegte „eine vollkommene Neufassung zweier Arbeiten“: einmal „Das politische Wirken des Schriftstellers Heinrich Hansjakob“ (1969) und zum andern „Die Anfänge

des politischen Katholizismus in Baden...“ (1971). Im ersten Hauptteil wird die Vorgeschichte und Geschichte des badischen Kulturkampfes unter besonderer Berücksichtigung des Schulaufsichtsgesetzes von 1864 sowie Hansjakobs erster Kontakt mit dem politischen Katholizismus behandelt; im zweiten Teil geht es vorab um Hansjakob als Landtagskandidat und -abgeordneter. In der „Schlußbetrachtung“ setzt sich der Verf. vor allem mit den Rijswijckschen Thesen kritisch auseinander: jener Dissertation (von 1948) zufolge hätte Hansjakob sowohl als Wissenschaftler (Lehrer und Historiker) und vor allem als Politiker versagt, d. h. er wäre an alledem gescheitert. Freilich räumt H. im folgenden ein, daß Hansjakob letztlich nicht der Typ des „zuwartenden, geduldigen, ausdauernden Politikers“, andererseits er durchaus seine diesbezüglichen Verdienste habe, zumal er in schwerer Zeit seine Person und sein Ansehen nach besten Kräften der katholischen Sache und auch dem staatspolitischen Aufbau zur Verfügung gestellt hätte. Erfreulich an dieser Neuerscheinung ist es, daß die heftigen Querelen zwischen Regierungsliberalismus und „Ultramontanismus“ weitgehend sine ira et studio dargestellt und daß der heute wieder vielgelesene Hansjakob einmal in seinen politischen und „demokratischen“ Tendenzen und Schriften gebührend vorgestellt wird. Die beigegebenen Anmerkungen sind präzise; Quellen- und Literaturangaben führen mühe-los und keinesfalls vereinseitigend weiter.

Dr. Helmut Bender

**Badische Malerei 1770—1920. Von Jos. Aug. Beringer.** Mit 174 Abb. Reprint der 2. Aufl. von 1922. Erw. um ein Vorwort und einen biographisch-bibliographischen Anhang von Rudolf Theilmann. Karlsruhe: C. F. Müller 1979. 285 S., Großoktav, geb.

Der „Beringer“ war seit Jahren ein gesuchtes Standardwerk über die badische Malerei (neben A. v. Schneiders „Badische Malerei im 19. Jh.“ im selben Verlag), ihn nun in einem Reprint wieder aufgelegt zu wissen, ist erfreulich, zumal er mit den Theilmannschen Zusätzen eine vorzügliche Erweiterung erfahren hat. 1913 war die Erstauflage des Bandes mit 186 Texts. und 140 Abb. erschienen, sie hatte im wesentlichen eine Darstellung der beiden Hälften des 19. Jahrhunderts zum Inhalt. Der 3. Teil, die „Neue Zeit“, wurde von Beringer erst für die Ausgabe von 1922 erarbeitet. Das setzt mit den Vedutenmalern und Romantikern ein, um dann vor allem die Karlsruher Kunstschule, aber auch die Historien-, Tier- und Blumenmaler, Stili-

sten und Figuristen und den Neudealismus zu behandeln. Die Erweiterung setzt die Darstellung von der Jahrhundertwende bis in die 20er Jahre fort. Darüber hinaus ist es ein großer Verdienst des Neuherausgebers, auf 54 S. 323 Kurzurteile mit reichlich Literaturangaben dem Beringerschen Oeuvre hintenangestellt zu haben. Das ursprüngliche Werk erfährt dadurch eine nicht nur brauchbare, sondern eklatante Bereicherung und wird auch zu einem handlichen Nachschlagewerk. Nach wie vor liest sich die Darstellung meist aktuell, das vorgetragene Wissen fasziniert in seiner Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit, das beigegebene Bildmaterial ist symptomatisch, wenngleich die Reproduktionen freilich nur dem technisch-herstellerischen Stand der Zeit entsprechen könnten. Doch dieses Dilemma kennen wir aus zahlreichen anderen kunstgeschichtlichen Werken. Hier geht es in erster Linie um Einordnung und Übersicht. — In diesem Zusammenhang möchte der Rez. noch eine Anregung dahinaus geben, ob es nicht möglich wäre, Beringers „Emil Lugo“ (von 1925) eines Tages auch wieder durch eine Neuaufgabe solcher Art zugänglich zu machen. Das wäre gewiß verdienstvoll.

Dr. Helmut Bender

**Barock in Baden-Württemberg.** Herausgegeben von Volker Himmelein, Klaus Mertens, Wilfried Setzler u. Peter Anstett. Redaktion: Hans Schleuning u. Gabriele Süsskind. Stuttgart: Theiss Verlag 1981. 256 S. mit 168 teils farb. Tafeln. Großformat, Leinen, in Schuber.

Rechtzeitig zum Barockjahr erschien dieser stattliche und repräsentative Text-Bild-Band. „Das Zeitalter des Barock“ in unserm Land beschreibt, mitunter über das bloße Kunstgeschichtliche hinausgehend, V. Himmelein vom Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart. Ein Beitrag über „Die Residenzen“ (von K. Mertens, ebenfalls Oberkonservator am Württ. Landesmuseum) schließt an, dazu die Bilderläuterungen der nachfolgenden Abbildungen, die in Qualität und Format keine Wünsche offenlassen. Über „Die Klöster“ berichtet W. Setzler (Kulturreferent und Hauptkonservator der Stadt Tübingen); entsprechend die Bilderläuterungen sowie das dazugehörige Bildmaterial. Schließlich folgt „Barock in Stadt und Land“ von P. Anstett (von der Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe), auch hier parallel zu den übrigen Teilen Textkommentierungen und Abbildungsteil. Gerade dieses letzte Bandviertel gibt sich besonders imponierend und aufschlußreich; die Auswahl des Gebrachten ist in sich abgerundet, wohl begründet und geschickt proportioniert. Für den Gebrauch und insbesondere das Nachschlagen prak-

tisch der Anhang mit einer Zeittafel, in der geschichtliche und kulturgeschichtliche Fakten synoptisch einander gegenübergestellt werden, sowie ein Namen- und Ortsregister. Der Wert des Ganzen liegt vorzugsweise im Kunsthistorischen, darüber hinaus dürfte es für unser Land von großem Gewinn sein, einmal die barocken Elemente in einem solchen Band versammelt und kommentiert und optisch eindrucksvoll dargestellt zu wissen. Als recht brauchbar erweisen sich auch die jeweils auf dem vordern und hintern Vorsatz angebrachten Umrisskarten mit den eingetragenen behandelten Orten.

Dr. Helmut Bender

**Konrad Krimm u. Herwig John, Herr Biedermeier in Baden.** Stuttgart: Theiss 1981. 216 S., mit 16 Farbtafeln, Ganzleinen.

Erstaunlich und fast schon ein wenig verwunderlich, daß dieses „kulturgeschichtliche Lesebuch“ in einem Stuttgarter Verlag erscheint! Doch seine Ausführung versöhnt, kommt doch eine solche Thematik sowohl den heutigen diesbezüglichen Interessen als auch dem spezifisch Badischen durchaus gelegen. In der „Einführung“ wird ausführlich genug auf die Herkunft des Begriffs bzw. auf sein Urbild Samuel Friedrich Sauter samt der Persiflage von dessen Biedermeier-Gedichten durch Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul hingewiesen. Nach einer mehr allgemein gehaltenen Betrachtung über das „Arkadien der Kleinbürger“ (frei nach Friedrich Engels) werden in den 10 folgenden Kapiteln gewissermaßen die damaligen Stände (Studenten, Künstler, Professoren, Ärzte, Lehrer, Fürsten, Kaufleute, Bankiers, Handwerker und was mehr) in geschickt ausgewählten Stücken vorgestellt. Kursiv gedruckte Kurzeinleitungen stehen zu Anfang eines jeden Kapitels bzw. Lesestückes. Dabei geht es den Herausgebern weniger um eine Definition des Biedermeier als vielmehr um zeitgenössische Dokumente, um Praktika, wenn man so will. Daraus ergeben sich auch die jeweils präzise aufgeführten Quellenangaben. Dem Kenner und Liebhaber gibt der Band so entscheidende mehr als er fürs erste verspricht (vgl. Einführung!); hübsch machen sich auch die beigegebenen Zizenhausener Terrakotten (aus dem Konstanzer Rosgartenmuseum): alles in allem eine Publikation, die sich jeder badenfreund gern in seine Bibliothek stellen wird.

Dr. Helmut Bender

**Der Schwarzwald. Beiträge zur Landeskunde.** Hrsg. von Ekkehard Liehl u. Wolf Dieter Sick. Buhl: Konkordia 1980 (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg Nr. 47). 576 S.,

mit zahlr. Abb., Karten usw. und einer eingelegten Satellitenaufnahme. Großoktav, Linsoneinband.

Daß der umfassende Band erst im Frühjahr 1981 — und nicht zuletzt anlässlich des 100jährigen Bestehens des Konkordia-Verlags — vorgestellt und der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, verwundert an Betracht der nahezu 2 Dutzend Beiträge und der jahre-, wenn nicht jahrzehntelangen Vorbereitungszeit keinesfalls. Zwar gibt es in jüngster Zeit eine stattliche Reihe von Schwarzwaldbildbänden u. ä., doch eine derartig breit aufgefächerte und wissenschaftlich gründliche Monographie (die freilich nicht von einem einzigen Verf. geschrieben werden konnte!) gab es bisher noch nicht (seit Neumann und Jensen, beide um die Jahrhundertwende, der erstere mehr wissenschaftlich, der letztere mehr belletristisch). Die Beiträge sind in gewisser Weise chronologisch geordnet: es beginnt mit der Eiszeit (Liehl u. G. Rahm), behandelt in aufschlußreichen Untersuchungen und Statistiken „Das Klima im Schwarzwald“ (H. Trenkle u. H. v. Rudloff), berichtet über „Wald, Wasser und Gewässer“ (E. Kirwald), um sodann „Geschichtlich bedingte Züge in der heutigen Vegetation des Schwarzwaldes“ (O. Wilmanns) und „Die Entwicklung der Wälder . . . durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte und ihre heutige Bedeutung“ (H. Brückner) aufzuzeigen. Dies leitet zum historischen Teil über: B. Otnad skizziert die Territorialgeschichte und W. Müller die Kirchen- und Pfarregeschichte. In leider nur gedrängter Form referiert K. S. Bader „Zur Tal-, Dorf- und Stadtverfassung“ und B. Boesch „Zu den Ortsnamen“. Nicht minder aufschlußreich G. W. Baur über die Mundarten (mit gut gewählten Beispielen) und L. Röhrich über „Singen und Sagen im Schwarzwald“ (was sich besonders hübsch und amüsant liest). Es folgen H. Schillis grundsätzlicher Beitrag über die Hausformen des Schwarzwaldes und P. Assions Referat über „Schwarzwälder Haus-, Handwerks- und Handelskunst“. Über die wirtschaftliche Entwicklung seit dem ausgehenden 18. Jahrh. handelt H. Ott, während K. Müller über die Schwarzwald-Agrarlandschaft berichtet und B. Mohr die Schwarzwald-Industrie unter den Aspekten regionaler, aber auch struktureller Möglichkeiten beleuchtet. Das Für und Wider des Fremdenverkehrs weiß R. Ullmann zu schildern, während H. Brückner den „Erholungsraum“ und G. Fuchs den Natur- und Landschaftsschutz zum Ausgangs- und Mittelpunkt wählt. Über „Die Zukunft des Schwarzwaldes als Problem der Landes- und Regionalplanung“ referiert W. Homburger, der Mitherausgeber Sick gibt schließlich einen landeskundlichen Gesamtüberblick. Namen- und Sachregister schließen nebst ei-

nem geographischen Register an; „Zur Person der Autoren“ beendet den Band.

Der Rez. — von Haus aus Historiker, aber auch Germanist — hat sich im Zusammenhang mit der Durchsicht des Bandes auch Gedanken darüber gemacht, weshalb das eigentliche kulturelle Leben in dieser Schwarzwald-Enzyklopädie nicht auch mithereingenommen werden konnte. Zwar findet sich Volkskundliches, Etymologisches und Mundartliches, doch hätte ein Einbeziehen solcher für die eigentliche Landeskunde letztlich peripherer Gebiete den Rahmen des Ganzen wohl gesprengt.

Die wenigsten Leser und Käufer werden den Band in einem Zug bewältigen können. Vielmehr wird man zunächst die einen jeweils besonders interessierenden Beiträge zur Kenntnis nehmen. Das stattliche Spezialwissen der hier versammelten Autoren garantiert in jedem Fall entsprechende Bereicherungen und Einsichten. Kein aufgeschlossener Schwarzwaldfreund wird an diesem Band vorbeigehen können. Er wird ihn als Lesebuch und als Nachschlagewerk stets gern benutzen, zumal es auch reichhaltiges Anschauungsmaterial (in Form von Graphiken, Statistiken und weiterführenden Literaturangaben) aufweist. Nicht zuletzt sind es seine Handlichkeit und seine relative Preiswürdigkeit (die Beiträger verzichteten auf jedes Honorar, und der Verlag hat äußerst knapp kalkuliert und dennoch solide ausgestattet), die dies auch ermöglichen, das Hervorkehren des Lehrbuchcharakters hat so durchaus seine Berechtigung.

Dr. Helmut Bender

**Hermann, Brommer, Freiburg i. Br. — St. Martin.** München u. Zürich: Schnell & Steiner 1981 (Kunstführer Nr. 1257). 32 S., mit teils farb. Abb., brosch.

Der Verf., mit einer stattlichen Anzahl von Kunstführern innerhalb dieser Reihe längst ausgewiesen und bewährt, hat es verstanden, auf freilich knappem Raum eine vorab baugesichtliche, aber auch übersichtlich abgefaßte Beschreibung der neben dem Münster ältesten Freiburger Kirche („Untere Pfarrei“) zu geben. In der geschichtlichen Einleitung versteht er es, die wesentlichen Daten und Fakten zusammenzustellen, erfreulich, daß dem langjährigen Stadtpfarrer Hansjakob ein Absatz und ein Porträt gewährt werden konnte. Gutes Bildmaterial (auch historisches und Grundrisse) erläutern das Gesagte. U. a. findet sich auch eine farbige Reproduktion des Martinsfreskos, das „durch die Empfehlung von Dr. Hermann Kopf“

erst seit einigen Jahren in der Kirche wieder einen würdigen Platz einnimmt. Die Literaturangaben führen historisch und kunstgeschichtlich Interessierte aufschlußreich weiter. Dr. Helmut Bender

### **Chr. L. Fecht: Der Fußwanderer**

Der Verlag Rombach legt mit diesem Buch einen Nachdruck des 1834 erschienenen Werkes von Christian Ludwig Fecht vor. Es erhebt sich dabei natürlich die Frage, ob solcherlei Nachdrucke sinnvoll sind, ob sie den heutigen Leser noch interessieren können. Notwendigerweise muß dieser in die Zeit eingeführt werden, in welcher Fecht das Buch geschrieben hat. Dazu hat Robert Feger ein wichtiges Nachwort geschrieben, das man mit Gewinn als Vorwort vor der Lektüre liest. Feger schildert die Laufbahn Fechts und dessen erstaunliche schriftstellerische Tätigkeit, die weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Fecht handelte geschichtliche und landeskundliche Themen ab und hat pädagogische, schulpolitische und kirchengeschichtliche Schriften verfaßt. Am interessantesten ist wohl der Landeskundler Fecht, der z.B. viele Reiseberichte für den Lahrer Hinkenden verfaßt und auch maßgeblich an dem Kalender mitgearbeitet hat. Hier tun sich Parallelen zu Hebel auf, der Fecht gekannt und ihm auch einige Briefe geschrieben hat. „Diese Reiseberichte oder Wanderberichte geben zwar ein subjektives Bild der durchwanderten Landstriche nach Mythologie, Klima, Wirtschaft, Bauwerken, Ethnologie, Volkskultur und Volkskunde, Religionsverhältnissen und anderem, wie es sich eben nach den Umständen ergab, doch ist Fecht . . . im ‚Fußwanderer‘ bemüht, die Zufälligkeit des Angetroffenen durch Bemerkungen allgemeiner Art zu ergänzen“ (Feger). Und diese Bemerkungen kennzeichnen Fecht einerseits als „biedermeierlichen Sokrates“ (Feger), andererseits als einen Menschen, der in der Aufklärungszeit wurzelt. Um es auf einen kurzen Nenner zu bringen: Hebels „Merke!“ schlägt ebenso durch wie die Ausrichtung auf Humanität, Moral, Pädagogik und Religion.

Der Reiseweg des Fußwanderers führt in sieben Tagesetappen von Waldkirch über Zurzach nach Zürich, von dort über Zug, Cham, Bremgarten, Windisch, Schinznach, Brugg, Säckingen ins Wiesental zurück, und dort „schlug die selige Stunde der feurigen Wiedervereinigung mit ihren Lieben“. Nach dem Gesagten ist es dem Leser klar, daß ihn im „Fußwanderer“ eine Bildungsreise erwartet, die ein Vater mit dem Sohne unternimmt und bei welcher dieser seine erzieherische Pädagogik voll aus-

spielt, um den wackeren Jungen sicher in die Kunst des Wanderns einzuführen. Insgesamt, ein recht unterhaltendes und interessantes Lesevergnügen mit Weisheiten, die auch heute noch Geltung haben.

Christian Ludwig Fecht: Der Fußwanderer oder: wie man reisen soll in einer Fußwanderung aus dem Breisgau bis Zug veranschaulicht. Freiburg, Rombach, 1979, 148 Seiten, 17 Stiche, Portrait des Verfassers, Kartenskizze von E. H. Cordier, Nachwort von Robert Feger, brosch. 12,80 DM.

L. Vögely

### **Max Bruecher: „Freiburg im Breisgau 1945, eine Dokumentation“**

Das Buch, das Max Bruecher vorlegt, ist ein beeindruckendes Dokument jener Zeit nach der Kapitulation 1945, die nur allzugerne im Gedächtnis der Menschen, die sie erlebt haben, verdrängt wird. Das ist menschlich verständlich. Die „Jungen“ aber und die kommenden Generationen wissen nichts von der Stunde Null, als alle Hoffnungslichter erloschen und Elend, Not und Hunger den Alltag bestimmten. Für alle, für jene die dabei waren, und für jene, die noch kommen werden, für die Stadtgeschichte selbst, ist die Dokumentation Bruechers eine höchst notwendige Arbeit, auch ein Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung, und es wäre zu wünschen, daß auch für andere Städte das Jahr 1945 und die Folgezeit bis zur Schaffung eines demokratischen Rechtsstaates in gleicher Weise aufgearbeitet würde.

Bruecher hat es verstanden, die angesprochene Zeit lebendig zu machen, und er erzeugt beim Leser Erregung, denn das Jahr 1945 steht wieder auf, plastisch und eindringlich. Alles ihm zugängliche Archivmaterial hat der Verfasser in geschickter Weise ausgewertet und schwerpunktmäßig in die Darstellung eingebracht: Freiburg nach dem Einmarsch der Franzosen, den Beginn der Verwaltung unter Dr. Keller, den Beginn des demokratischen Lebens, die Entnazifizierung mit ihren Problemen, z.B. die Beschlagnahme von Wohnungen, den Beginn des Wiederaufbaus, den Ernährungszustand der Bevölkerung, besonders der Kinder und Jugendlichen, die Wiederbelebung der Medien, die Entwicklung Freiburgs zur Landeshauptstadt, und schließlich Freiburg und seine Universität, Freiburg und das Erzbischöfliche Ordinariat. Immer sind den Dokumenten, die wichtigsten werden im Wortlaut wiedergegeben, Augenzeugenberichte, Briefe usw. beigegeben, was den histori-

schen Tatsachen den menschlichen Tiefgang gibt. So entsteht eine Darstellung, die sicher weit über Freiburg hinaus Interesse finden wird, denn die Ereignisse haben ja auch nicht nur die Stadt getroffen, sie haben von ihr als ihrem Mittelpunkt

weit ausgestrahlt. Das Buch trägt ohne Zweifel dazu bei, den Gedanken, der in einem Satz im Nachwort steht, zu verwirklichen, nämlich: „Zur Gestaltung der Zukunft ist die Kenntnis der Vergangenheit notwendig.“  
Ludwig Vögely

## Anschriften der Autoren dieses Heftes

*Dr. Grit Arnscheidt*

D 2,12, 6800 Mannheim

*Dr. Helmut Bender*

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

*Dr. Friedrich Facius*

Stephanienufer 21, 6800 Mannheim 1

*Peter Galli*

Schnabel-Henning-Str. 8, 7520 Bruchsal

*Dr. Erich Gropengießer, Museumsdirektor*

Reiß-Museum, C 5, 6800 Mannheim

*Dr. Heinz Gutzler*

Im Morchhof 8, 6800 Mannheim-Neckarau

*Dr. Karin Jäckel*

Feuerbachstr. 21, 6703 Limburgerhof

*Dr. Manfred Kleiss, Bibliotheksdirektor*

Univ.-Bibliothek, 6800 Mannheim

*Detlev Lorentz*

Marienbader Str. 11, 6834 Ketsch

*Hans Rolli*

Eisenlohrstr. 6, 6900 Heidelberg

*Dr. Engelbert Strobel*

Karlsruher Allee 19, 7500 Karlsruhe 41

*G. A. Ungerer*

Karpfengasse 5, 6900 Heidelberg

*Dr. J. Schadt, Stadtarchivdirektor*

*Marianne Pörtl*

Stadtarchiv, 6800 Mannheim

*Wolfgang Kromer*

*Stanislaus Stepien*

Universität Mannheim, A 5 Seminargebäude

6800 Mannheim

---

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage des Verlages G. Braun, Karlsruhe, bei.  
Wir bitten unsere Leser um besondere Beachtung!